

1957 P5

Schau-ins-Land

74. Jahreshft
des Breisgau-Geschichtsvereins
Freiburg im Breisgau



1956



H

465

da

74.

1956

Inhaltsverzeichnis zum 74. Jahrgang

	Seite
Willi Werth, Staufeu:	
Aus der heimatischen Vorzeit. Römer- und Alamannenzeit im alten Amtsbezirk Staufeu	3
Heinrich Büttner, Marburg:	
Aus den Anfängen der Stadt Freiburg. Freiburgs Erwähnung im St. Galler Verbrüderungsbuch	31
Werner Hoack, Freiburg:	
Die Stadt Kenzingen	39
Gustav Münzel, Freiburg:	
Der Skulpturenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters. Die Eingangsfiguren. Die Arkaden- und Gewändefiguren	50
Ingeborg Schroth, Freiburg:	
Meister Sigt — der Bildhauer von Staufeu	82
Friedrich Schaub, Freiburg:	
Der Kölner Maler Bartholomaeus Braun in Freiburg (1590—1603)	102
Joseph L. Wohleb, Freiburg:	
Zur Bau- und Kunstgeschichte des Klosters Friedenweiler i. Schw.	115
Joseph L. Wohleb, Freiburg:	
Peter Thumb oder Thum? Zum Raten um den Namen des Baumeisters	141

Schriftleitung: I. Archivrat Dr. Martin Wellmer, Freiburg i. Br., Reiterstraße 12

Selbstverlag des Breisgau-Geschichts-Vereins Schau-ins-Land

Anschrift: Kreisoberschulrat J. L. Wohleb, Freiburg i. Br., Colombistraße 3

Postschließfach 244, Postcheckkonto Karlsruhe 305 40

Gedruckt bei Poppen & Ortmann, Universitätsdruckerei,

Freiburg i. Br., Kaiser-Joseph-Straße 229



H 465, da

AUS DER HEIMATLICHEN VORZEIT

Römer- und Alamannenzeit im alten Amtsbezirk Staufen

Von Willi Werth¹

Längst ehe die schriftliche Überlieferung beginnt, vermitteln uns *B o d e n - f u n d e* Anschauung und Wissen von den ältesten Kulturen unserer Heimat. Sie werden leider häufig in Unkenntnis oder aus Unachtsamkeit dem Staatlichen Amt für Ur- und Frühgeschichte in Freiburg oder seinen Pflegern nicht oder zu spät gemeldet, obwohl es das Denkmalschutzgesetz für alle Bodentalertümer verlangt. Die Forschung verliert dadurch oft wesentliche Mosaiksteine zum Bilde der Vorzeit. Erdbewegungen aller Art, gerade auch Mieten- aushub, Baumlöcher und sogar Maulwurfshaufen, können Funde freilegen, Steinplatten mitten im Löß Alamannengräber verbergen. Gefäßscherben entpuppen sich als wichtige Beweisstücke für jede Kulturstufe.

Im folgenden sei der Heimatfreund durch die römische und alamannisch-fränkische Zeit innerhalb des *a l t e n A m t s b e z i r k s S t a u f e n* geführt. Für Staufen selbst werden alle noch älteren Funde genannt. Angeregt und belehrt könnte mancher mithelfen, Fundlücken im Gelände zu schließen oder unbekannte Altfunde in Privatbesitz mitteilen.

I. Steinzeitliche und urnenfelderzeitliche Funde von Staufen²

Auf der Gemarkung Staufen setzen die ur- und frühgeschichtlichen Funde schon mit der Mittelsteinzeit (Mesolithikum etwa 8500—2500 v. Chr.) ein. Im Gegensatz zu den Rentierjägern, die in den Höhlen des Ölbergs bei Ehrenstetten hausten, baut man jetzt Reisighütten. Hunde werden mit der Zeit die ersten Haustiere des Menschen, seine Jagdgefährten. Er härtet schließlich handgeformte Gefäße aus Ton im Feuer und findet so zur Töpferei. Die meisten seiner kleinen Werkzeuge schlägt er aus Feuerstein, der bei uns in der Regel aus der Gegend des Schönbergs (Muschelkalkhornstein), von Kleinkems (Bandjaspis) oder Kandern (Bohnerzjaspis) stammt.

Beim Neubau des Progymnasiums „auf dem Rempart“ werden 1953 im abgerechneten Bauaushub fünf Feuersteinstückchen gefunden, darunter eine kleine Klinge. Offenbar gehören sie auf diesem leichtgeneigten Südhang zu einer mittelsteinzeitlichen Wohnstelle (St. Unser, Badische Fundberichte, 20. Jahrg. 1952—1953, 175). Weiter konnten jetzt einige Feuersteingeräte aus der Sammlung St. Obergfell im Besitze der Stadt als mesolithisch bestimmt

¹ Für freundlichen Rat und Hinweise sei bestens gedankt: Herrn Landesarchäologen A. Eckerle vom Staatlichen Amt für Ur- und Frühgeschichte, Freiburg, Herrn Konservator Dr. F. Garscha, Karlsruhe, Badisches Landesmuseum, und Herrn Oberstudienrat a. D. Dr. F. Langenbeck, Bühl. Dem Freiburger Amt werden einige der Abbildungen verdankt.

² Orientierung laufend nach Fundkarte Abb. 9 und Karte der Römerstraßen Abb. 5.

werden, die nach Aussagen von Verwandten höchstwahrscheinlich vom „Schäferhof“ unterhalb des Schloßbergs stammen. Es handelt sich um kleinere Schaber und Klingestücke. Beziehungen zu dem bekannten Wohnplatz „in den Erlen“ bei Bollschweil wären denkbar.

In der Jungsteinzeit (Neolithikum, etwa 2500—1800 v. Chr.) vollzieht sich ein entscheidender Kulturwandel. Nun kommen geschliffene Steingeräte auf, so vor allem Steinbeile, die oft durchbohrt werden. Damit fällt man Bäume, baut Wohnhütten, Einbäume, Befestigungen. Geflochtene, mit Lehm verstrichene Wände machen das Wohnen behaglicher. Auch Gewebe sind bekannt, die man zu besseren und schöneren Kleidungsstücken verarbeitet. Die Zähmung von Rind, Schwein, Schaf und Ziege läßt den Menschen zum Viehzüchter werden. Der Anbau von Getreide, Gemüse und Obst bringt die Entwicklung zum Ackerbauern. Die Töpferei ohne Drehscheibe gelangt zur Blüte. Gewisse Handwerke entstehen in größeren Siedlungen.

Aus dieser Zeit stammt eine langschneidige, dreieckige Pfeilspitze aus Feuerstein, die beim Rigolen auf einem Stadtgrundstück (Lagerbuch Nr. 920 M), am Hang des Schloßbergs, 1935 zum Vorschein kommt (Bad. Fundber. 1935—36, 350). Im Besitze von Blechner Fr. Bueb, wird sie 1945 beim Angriff auf Staufen vernichtet (Abb. 1). Westlich der Etzenbacher Höhe (724,8 m), beim „alten Schloß“, findet 1932 Holzhauermeister R. Rappenecker eine Klinge aus hellrötlichgrauem Bohnerzjaspis mit einer durch sorgfältige Retusche (Abschlag) abgestumpften Schneide (R. Lais, Bad. Fundber. 13, 1937, 65). In diesem Zusammenhang sei ein geschliffenes, graugrünes, durchbohrtes Steinbeil aus dem Obermünstertal, Gewann „Stollbach“ (700 m), genannt, das dort 1953 Landwirt Gutmann entdeckt.

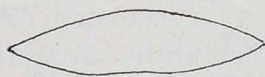
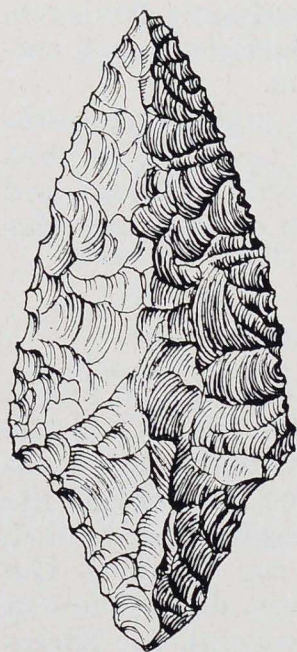


Abb. 1 Jungsteinzeit:
Pfeilspitze, nat. Größe.
Staufen „Schloßberg“.

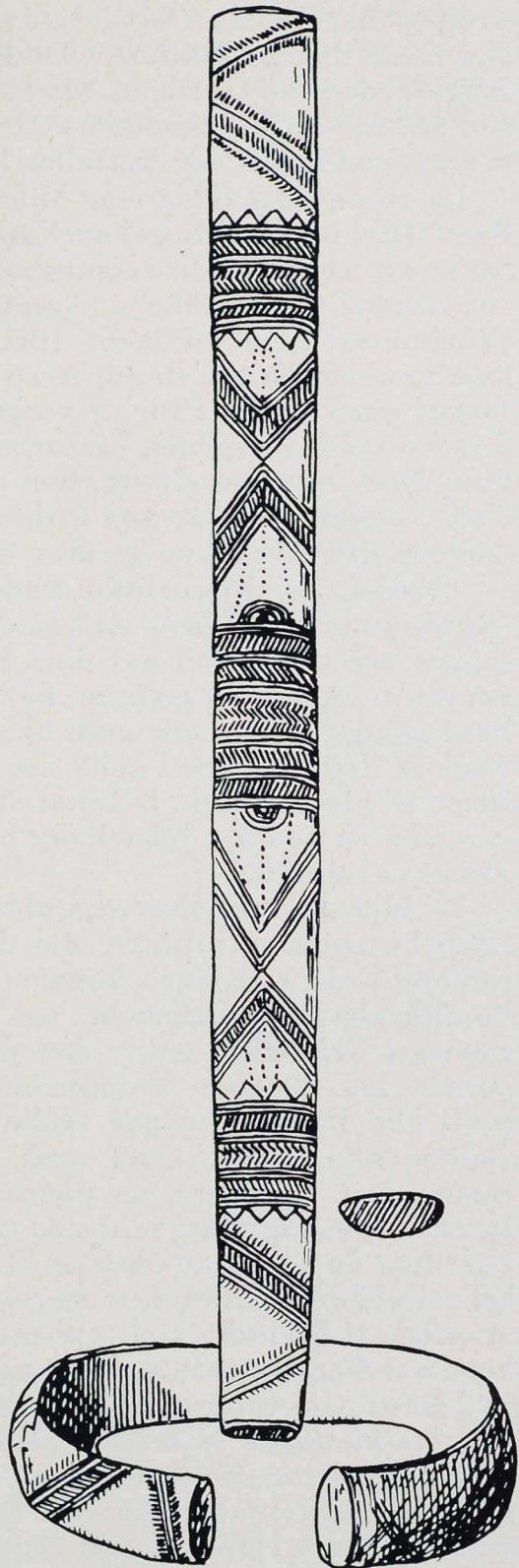
Leider folgt nun eine über tausendjährige Fundlücke für Staufen. Denn unser nächstes Stück gehört erst der ausgehenden Bronzezeit an, als aus dem Osten eine neue Kultur auftaucht. Ob diese Urnenfelderzeit in friedlicher Durchdringung, als Kulturaustausch oder durch kriegerische Maßnahmen jeweils an Boden gewinnt, wäre noch zu klären. Bezeichnend ist die Sitte der Totenverbrennung mit den Beigaben und die Beisetzung der Asche in Urnen. Die Keramik liebt straffe Knickränder. Von Staufen befindet sich im Landesmuseum Karlsruhe ein kräftig verzierter Bronzearmring, der 1853 hier entdeckt wird (Abb. 2). Nähere Fundumstände sind nicht bekannt. Das offene Band zeigt geringe Verdickungen an den ungleichen Enden (Durchmesser 9,5 cm). Die Verzierung bringt die üblichen geometrischen Muster wie Punkte, Halbkreise, Schrägstriche und Winkelbänder (E. Wagner 1, 1908, 228).

Da für die Hallstatt- und Latènezeit ebenfalls Funde fehlen, ergibt sich eine weitere, durchaus zufällige, tausendjährige Fundlücke bis zum Beginn der römischen Zeit. Beide können durch günstige Umstände bei Erdaufschlüssen sicher einmal verkleinert werden, wenn alle Bevölkerungskreise die nötige Umsicht bei derartigen Arbeiten walten lassen.

II. Römische Zeit: 50—260³

Wandernde Stämme aus dem mitteldeutschen Raum, vorwiegend Sueben, drängen auf ihrem Zug nach Süden um 100 v. Chr. keltische Helvetier aus Südwestdeutschland und erreichen dabei das Ober- und Hochrheingebiet. Als ihre Scharen unter Ariovist weiter vorstoßen, tritt ihnen Caesar mit seinen Legionen entgegen und wirft sie im Spätsommer 58 v. Chr. in der Entscheidungsschlacht bei Mülhausen über den Grenzfluß zurück. Wahrscheinlich unter Kaiser Augustus erhalten einige dieser Stämme neue Siedlungsgebiete links des Rheins. Als andere Gruppen nach Osten abwandern, ist das südwestdeutsche Gebiet bis zum Main, abgesehen wohl von keltischen Resten und den Neckarsueben, dünn besiedelt. Es lockt gallische Kolonisten an, wofür sich auch am Krozinger Berg und bei Norsingen gegen Mengen Anzeichen finden. Somit dürfte das Land während der älteren Kaiserzeit wieder keltisch sein.

Zur Eroberung des rechtsrheinischen Gebiets bis zur oberen Donau unternimmt Cornelius Clemens als Befehlshaber des obergermanischen Heeres 73/74 den entscheidenden Vorstoß. Mit seinen Kerntruppen, den Legionen von Mainz, Straßburg und Windisch, besetzt er die Südwestecke des heutigen Baden-Württemberg und verkürzt so die römische Operationsbasis gegen das freie Germanien ganz erheblich. Anschließend wird die wichtige Militärstraße von Straßburg über Offenburg durchs Kinzigtal nach Rottweil angelegt. Gegen 90 entsteht der Neckar-Alblimes, um 150 der Außenlimes. Der Gebietszuwachs wird der römischen Provinz Obergermanien (Germania superior) mit der Hauptstadt Mainz (Moguntiacum) einverleibt. Da er rein



³ Einige Hinweise werden Herrn Dr. R. Nierhaus vom Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Tübingen verdankt.

Abb. 2 Urnenfelderzeit: Bronze-armring, etwa $\frac{1}{2}$ nat. Größe, mit Abwicklung und Schnitt, nach E. Wagner. Staufen 1855.

strategischen Zwecken dient, sind alle Siedlungsentwicklungen von der Truppe und ihrem Bedarf bestimmt. Deshalb finden sich hinter der Front zahlreiche gallisch-römische Gutshöfe. Sie haben Vieh und Getreide zu liefern. Entlang den Militärstraßen, besonders an Kreuzungspunkten, wachsen größere Siedlungen, und neben den Kastellen liegen die Lagerdörfer.

Im Hinterland führt eine Militärstraße von Augst (Augusta Raurica) bei Basel (Basilia) über Riegel am Kaiserstuhl nach Offenburg und Mainz (Abb. 3). Sie kennt mehrere Abzweigungen zum Rhein. Der Hauptverkehr geht jedoch vorwiegend von Straßburg (Argentorate) durchs Kinzigtal oder von Windisch (Vindonissa) über Hüfingen (Brigobanne) nach Rottweil, dem Municipium (Stadt mit römischem Recht) Arae Flaviae, das Vespasian (69—79) einmal zum Vorort einer neuen Provinz vorgesehen hatte. Von hier aus laufen mehrere Straßen ins Limesgebiet. Linksrheinisch ist auch die Hauptstrecke von Augst über Basel nach Straßburg, und damit die Lage im toten Winkel für unser Gebiet ersichtlich. Fern von wichtigerem Verkehr und günstiger Truppennähe können sich hier kaum größere Siedlungen entwickeln.

Nördlich am Kaiserstuhl findet sich nur Riegel als Straßenstation mit Abzweigung zum Rhein und eine Siedlung bei Gottenheim. Breisach ist mit seinem späten Kastell auf dem Mons Brisiacus zur Zeit Valentinians (369) auf einer Rheininsel gelegen. Im Süden entsteht wegen der warmen Quellen Badenweiler. Wenn wir auch über seine Ausdehnung noch wenig wissen, so wird es doch bei der Größe des Thermenbaus gut besucht. Sein römischer Name ist bis jetzt nicht bekannt. Alte Kastellvermutungen für den Schloßberg von Staufun und den Kastelberg bei Sulzburg sind aus militärischen Gründen unwahrscheinlich.

So bleiben nach der augenblicklichen Fundlage nur nicht allzuhäufige gallisch-römische Gutshöfe, die da und dort bei einer gründlichen Untersuchung mehr erbringen könnten. Müssen wir doch auch, wie die Funde im Bereich des Panzergrabens von Norsingen nach Mengen zeigen, mit so manchen Gebäuden unter meterhohen Schwemmschichten rechnen, so daß gerade bei tieferen Erdaufschlüssen noch Überraschungen zu erwarten sind. Die Besitzer mögen frühe oder späte Kolonisten hauptsächlich aus Gallien sein, manch einer auch helvetischer Abstammung und inzwischen romanisiert, und dann im römischen Heeresdienst ergraute Veteranen und Beamte, römische Bürger, denen man hier Land zuteilt. Wir wissen von ihren Gehöften durch Mauerwerk im Boden, an dem gern der Pflug hängen bleibt. Sehr weiße Mörtelbrocken liegen herum, und als besonderes Wahrzeichen erweisen sich Stücke von typischen römischen Leistenziegeln (Abb. 4). Dazu kommen Scherben von grobem und feinem Geschirr, allenfalls auch Münzen und Reste von Bronze- und Eisengerät. Das Hauptgebäude ist gemauert. Es zeigt rechteckigen Grundriß (Abb. 5). Daran sitzt nun oft nach römischem Geschmack eine Hallenfront mit vorspringenden turmartigen Ecken, den Risaliten, wie sie der Bau vom Biengener Rebbergle aufweist. Eine Galerie von Voll- oder Halbsäulchen dient der Auflockerung der Mitte (Abb. 6). Die Fenster sind klein, hoch angebracht und oft verglast, die Innenwände häufig bemalt. Ein flacher Dachstuhl aus Eichenholz trägt die Last der schweren Ziegel. Kommen sie aus einer Truppenziegelei, so findet sich auf manchem der Legionsstempel. Für den Winter hat man unter dem Fußboden Warmluftheizung (Hypokaustum) mit Ziegelabzugschächten (Tubulation) in die

Wände eingebaut⁴. Auch bei den üblichen Gutsbädern erscheint sie stets als notwendiger Bestandteil. Diese Höfe liegen immer gern etwas erhöht mit freiem Ausblick meist nach Süden oder Osten, wegen des Viehs in Wassernähe, obwohl Schachtbrunnen und Wasserleitungen dazu gehören. Schützend um-

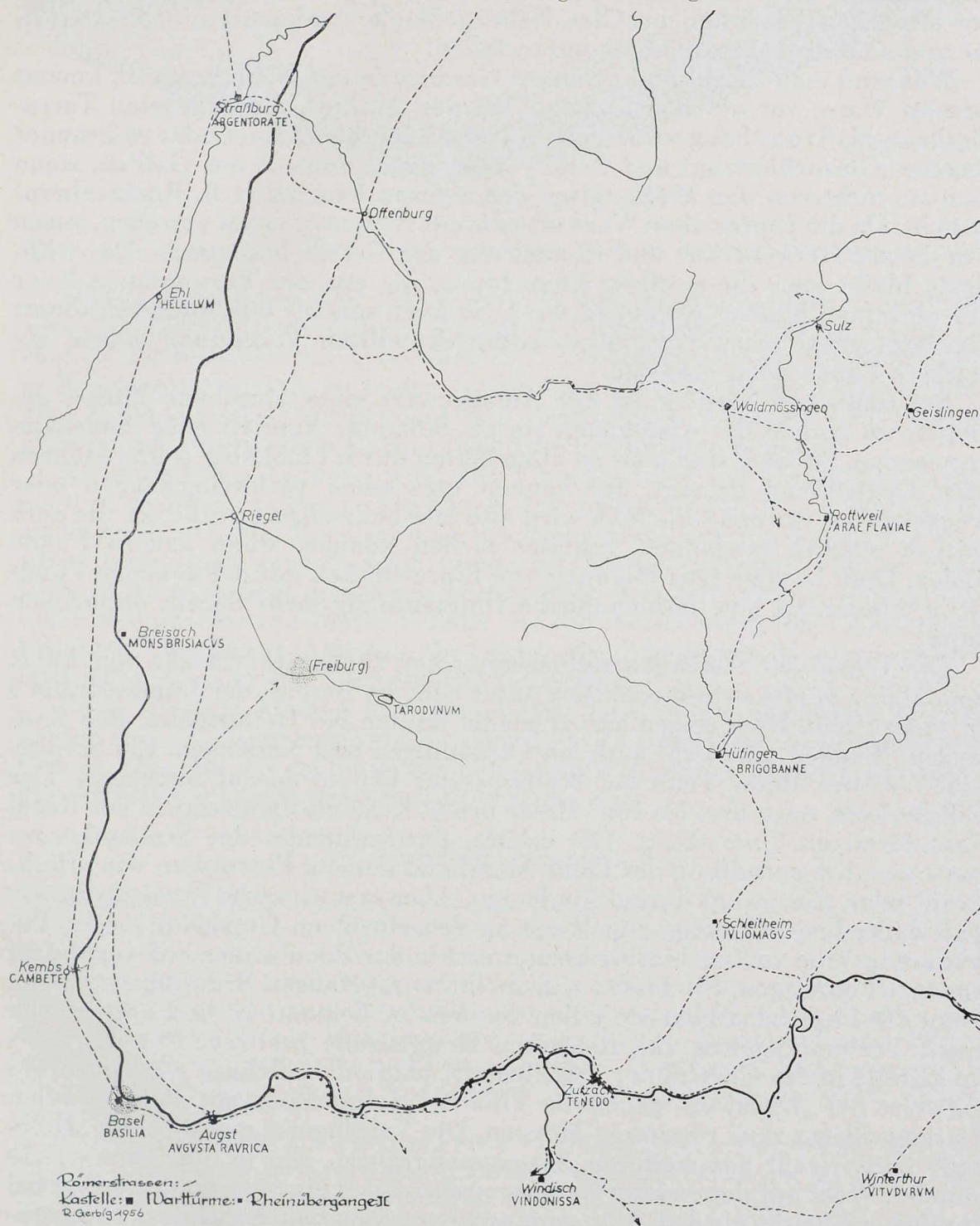


Abb. 5 Römisches Straßennetz mit Kastellorten und Hochrheinbefestigung.

⁴ Der große Holzbedarf erfordert entsprechenden eigenen Waldbesitz, der auch zur Herstellung von Holzkohle genutzt wird.

schließt die umfangreiche Anlage häufig eine rechteckige oder vieleckige Mauer. In der Nähe, an Wegen, wird die Asche der Verstorbenen in recht unscheinbaren, einförmigen Ton- oder Glasurnen beigesetzt. Dazu gehören als Beigaben meist eine Münze, Schmuckstücke und ein „Tränenkrüglein“, in der Regel Duftfläschchen aus Glas. Nebengebäude werden oft aus Holz errichtet und sind deshalb schlechter festzustellen.

Während man Ziegel und gröberes Geschirr in der Nähe herstellt, kommt bessere Ware, vor allem das „Porzellan der Antike“, die begehrten Terra-Sigillatagefäße aus feingeschlammtem Ton mit leuchtend roter oder rotbrauner Engobe (Glasurüberzug) und Reliefverzierungen, zumeist aus Gallien, wenn man sie nicht von den Werkstätten der eigenen Provinz (z. B. Rheinzabern) bezieht. Da die Töpfer diese Ware oftmals mit Namensstempel versehen, lassen sich daraus Herkunftsort und Handelsweg der Gefäße bestimmen. Das wichtigste bleibt aber die zeitliche Einordnung, die aus der Verwendungsdauer der einzelnen Muster gewonnen wird. So kann uns oft ein Stückchen dieser Sigillataformen schon wertvolle siedlungskundliche Vermutung geben, die reichere Funde dann erhärten.

Bei römischen Münzen ist der Aussagewert eines einzelnen Stückes geringer, da gerade die Alamannen sie als Schmuck, Amulett oder Andenken verwenden. Seitdem sind aber zu allen Zeiten durch Liebhaber solche Münzen nach Deutschland gelangt. Sie können inzwischen verlorengegangen oder weggeworfen worden sein. Man wird also erst bei mehreren Stücken, die auch zeitlich möglich erscheinen, Schlüsse ziehen können, wenn andere Funde fehlen. Doch ist stets jede Meldung von Einzelstücken mit der genauen Fundstelle wichtig, da eine fachmännische Untersuchung mehr daraus entnehmen kann.

Die Trasse der römischen rechtsrheinischen Gebirgsrandstraße von Augst nach Mainz dürfte verschiedentlich unter oder im Bereich der Bundesstraße 3 zu suchen sein. Hier zeigen sich römische Bauten bei Heitersheim, Bad Krozingen, Biengen und wohl auch bei Offnadingen und Norsingen. Ein Schnittprofil in drei Meter Tiefe bei Wolfenweiler könnte darauf hinweisen. Der übliche feste, etwa drei bis fünf Meter breite Kiesunterbau zeigt in der Regel linsenförmigen Querschnitt. Oft erhöht, durchschneidet der Straßenkörper meist ziemlich geradlinig das Land. Manchmal können Flurnamen wie „Hochsträß“ oder „Heerweg“ darauf hindeuten. Aber erst römische Fundeinschlüsse sind dafür beweiskräftig. Die Wege zu den einzelnen Gutshöfen — die Bezeichnung *Villa rustica* hierfür kommt erst in der Renaissance auf — gleichen unseren Feldwegen. Sie lassen sich in ihrer ungefähren Richtung ermitteln, wenn die Lage benachbarter Villen zueinander bekannt ist und müssen alle einen Verbindungsweg zur römischen Hauptstraße besitzen. Für die Siedlungsstelle in der Gegend der „Mühlematt“ oberhalb Sulzburg wäre das wohl teilweise der „Eselsweg“ gegen die Villa bei Heitersheim, mit alamannischen Plattengräbern, drei römischen Münzen. Die Verlängerung ergäbe die „Hefegaß“ (Höhwiggaß) mit weiteren Alamannengräbern, die in die Römerstraße mündet. Wohl auf der rechten Neumagenseite führt ein Weg von dem Bau bei Staufen, vielleicht an den Alamannengräbern von Bad Krozingen Friedensstraße vorbei, auf die Hauptstrecke. Die Verlängerung könnte vom Bahnübergang aus ein Feldweg sein, der zur Villa am Biengener Rebbegle führt. An ihm liegt auch die von mir 1956 entdeckte Siedlungsstelle im „unteren Stollen“ (vgl. Abb. 9).

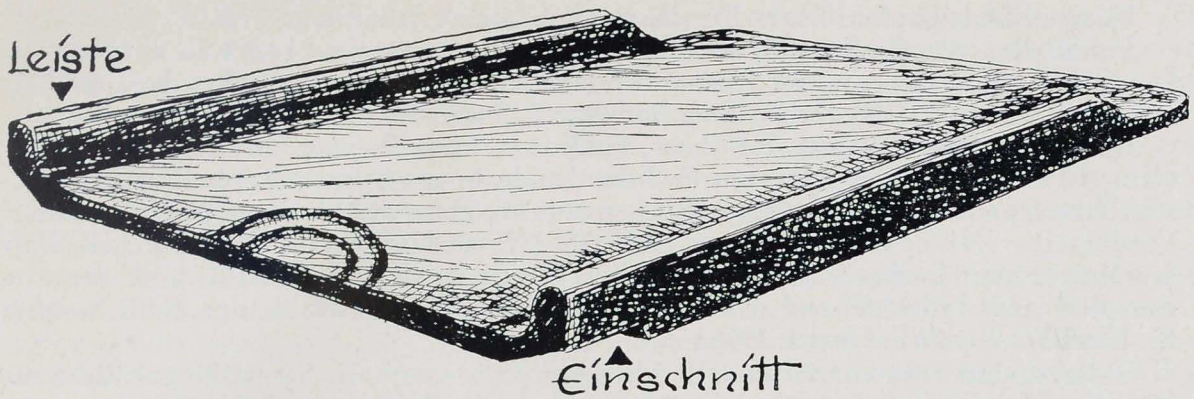


Abb. 4 Römischer Leistenziegel (tegula) etwa 54×42 cm, Hohlziegel überdachen die Leisten.

Römischer Bergbau läßt sich bis jetzt in unserem Gebiet nicht nachweisen. Eine Untersuchung verdächtiger Mulden und Schutthalden steht noch aus⁵. Das Bleierz mit Silbereinschluß, von dem A. G. Preuschen 1787 bei Töpfereifunden in Badenweiler spricht, ist leider verschollen, seine Herkunft nicht bestimmt. Eine fachmännische Überprüfung des ansehnlichen Bleirohrs der Thermen wird jedoch einmal einen Herkunftsentscheid erbringen können.

Als christliches Zeugnis, wohl für Fremde, wäre ein gnostisches Silberamulett aus Badenweiler zu erwähnen, das spätestens aus dem 3. Jahrhundert stammen dürfte. Die Bevölkerung, aus den verschiedensten Teilen des römischen Imperiums gewollt oder ungewollt hierher geraten, huldigt vielen Göttern, so auch dem persischen Mithraskult, dem Sol invictus (Riegel), der sogar einmal eine ernsthafte Gefahr für die Ausbreitung des Christentums bedeutet. Der Diana Abnoba, als Göttin des Schwarzwalds etwa, errichtet man einen Altar in den Thermen von Badenweiler.

Doch weiteres können erst vom Glück begünstigte Neufunde ergeben, gerade auch im Zusammenhang mit dem Ende der römischen Macht in unserem Gebiet, über das wir im einzelnen nicht allzuviel wissen. Damit beginnt aber die ungestüm hereinbrechende alamannische Zeit.

III. Fundliste: römische Zeit

Biengen: 1936 meldet Landwirt J. Wehrle am „Biengener Rebbegle“, Gewann „hinterm Berg“, beim Rigolen Steinplatten und Mauerwerk. Die Grabung ergibt Teile eines Wohngebäudes mit späterem vorgesetzten Westrisaliten (4,75 × 4,2 m). Die Front nach SSW hat freien Blick auf die Vogesen, beherrschende Lage, Neumagen-nähe. Funde: Gefäßscherben, Eisenstücke, Knochen, grober rötlicher und feiner weißlicher Verputz der Wände. Wandbemalung: grüne Flächen, dunkelrote, grüne Bänder, ebensolche und auch schwarze und braune Streifen, Blattmuster, Hypokaustreste. — Die beiden Steinbrüche werden dort demnach schon von den Römern benutzt. (R. Halter, Bad. Fundber. 13, 1937, 115.)

1934 findet Landwirt E. Heinemann etwa 350 m östlich davon im Gewann „Fuchs-äcker“ Leistenziegel-, Kalk- und Sandsteinstücke. Ungeklärt ist, ob beide Fundstellen zusammengehören. (R. Halter, Bad. Fundber. 3, 1933, 36, 376.)

1944 wird östlich von Biengen an der Straße nach Offnadingen bei Schanzarbeiten die Ecke eines wohl römischen, trocken gemauerten Fundaments in 1,2 m Tiefe angeschnitten. (A. Eckerle, Bad. Fundber. 18, 1948—50, 267.)

⁵ Im Hagenschief bei Pforzheim ist römischer Abbau von Brauneisenerz im Tagbau festgestellt, in der Nordeifel vermutet H. v. Petrikovits das gleiche, Germania 1936, H. 1/2, 118 ff.

Biengen-Dottighofen: Siehe Fundliste alamannisch-fränkische Zeit.

Feldkirch: 1951 finden sich in der Kiesgrube G. Speicher, nördlich des Ortes, bei einer Notgrabung römische Scherben und eine nicht näher bestimmbare römische Münze. (R. Nierhaus, Bad. Fundber. 2, 1929—52, 575.)

Grißheim: 1955 entdeckt A. Führer, Feldkirch, beim Bohren eines Pegelbrunnens, etwa 700 m südlich des Ortes, am Fuß der Niederterrasse in etwa 1 m Tiefe ein verschliffenes, patiniertes Erz, As Vespasians (69—79), geprägt 71 in Rom (RIC Vesp. 486)⁶. Vorderseite: IMP(erator) CAES(ar) VESPASIAN(us) AVG(ustus) CO(n)S(ul) III, Kopf des Kaisers mit Lorbeerkranz nach rechts. Rückseite: FIDES PVBLICA SC (senatus consulto) nach links stehend mit Patera und Füllhorn. Sammlung der Stadt Staufen. (A. Kind/W. Werth/K. Christ, 1956.)

Heitersheim: 1841 verzeichnet H. Schreiber Sigillatascherben und Ziegelstücke mit Strichen (Tubuli) von den „Schloßäckern“. (E. Wagner 1, 1908, 227.)

1956 wird die vermutliche Fundstelle von mir südöstlich neben dem Malteserschloß im Gewann „Betteln“ wiederentdeckt. Es handelt sich wohl um eine größere Anlage auf einer Großfeldterrasse über dem Tälchen des Sulzbachs. Zahlreiche Ziegelreste, Tubulstücke, Sigillata- und gröbere Gefäßscherben lassen sich bis jetzt im Umkreis von über 50 Metern feststellen. Darunter zeigen sich aus dem 1. Jahrhundert⁷: Schlüsselrandstück aus Terra-Nigra (vgl. Ettliger, Augst, T 19, 18 f); Randstück eines Napfes oder Tellers, graubrauner Ton mit eingebogenem Rand, Rand innen mit braunen Horizontalstreifen (zur Form: Ettliger, Vindonissa, T 4, 55); Wandstück eines graubraunen Tontopfes mit horizontal gerillten Wellenbändern. Aus dem 2. Jahrhundert: Wandstück eines braunen Tonbechers (?) mit violettbraunem Firnis; Randstück einer braunen Reibschüssel, Ton, mit Horizontalrand und Innenkehle (vgl. Ettliger, Augst, T 21, 12); Randstück einer Reibschüssel, rötlicher Ton, gleiche Form. Mauerreste werden beim Pflügen und im Schwesterngarten gespürt. (Vorbericht W. Werth, 1956.)

Etwa 1904 entdeckt Feldhüter M. Scherer nach einem starken Regenguß auf dem „Eselweg“ kurz vor der Gemarkungsgrenze mit Dottingen eine römische Goldmünze (Aureus) und später dort in der Nähe eine Bronzemünze und eine bestens erhaltene Silbermünze (Antoninian) des Kaisers Trajanus Decius (249—251) mit Strahlenkrone, Kopf nach rechts. Umschriften Vorderseite: IMP(erator) C(aius) M(essius) Q(uintus) TRAIANVS DECIVS AVG(ustus); Rückseite: VBERITAS AVG(gusti), stehend mit Füllhorn, geprägt in Rom (RIC 28). Leider konnte nur die Silbermünze im Nachlaß von Dr. Blank gefunden werden. (H. Fünfgeld/W. Werth/F. Wielandt, 1956.)

Unter den vor Jahrzehnten im Bereich der Ziegelei J. Müller gefundenen Münzen zeigt sich auch ein römisches Stück: poröses Mittelerz, wahrscheinlich As des Kaisers Augustus (50 v. Chr. — 14 n. Chr.). Vorderseite: Kopf nach rechts, Rückseite: Ara pacis mit Schlagmarke (Gegenstempel) AVG(ustus), geprägt in Lugdunum (Lyon) RIC 560/568. (W. Werth/F. Wielandt, 1956.)

Bad Krozingen⁸: Im „Thürner“ am Krozinger Berg finden sich 1959 bei Ausschachtungsarbeiten im abgeschwemmten Schutt einer vermutlich am Hang gelegenen Villa Reste von Leistenziegeln, Wandverputz, Kalksteinen, Scherben, Eisenschlacken. Zwei Bronzefibeln aus spätestens neronischer Zeit (54—68) sind von besonderer Bedeutung, da sie auf vorflavische Besiedlung hinweisen könnten. (R. Halter/R. Nierhaus, Bad. Fundber. 17, 1941—47, 182.)

1954 findet Schüler H. Fink eine patinierte Kupfermünze im Zusammenhang mit Grabarbeiten am Kirchplatz: Dupondius Mark Aurels (161—180), geprägt 172 in Rom (RIC 1055). Vorderseite: M(arcus) ANTONINVS AVG(ustus) TR(ibunica)

⁶ Die Zitate nach RIC werden Herrn Dr. K. Christ von der Numismatischen Kommission der Länder in der Bundesrepublik, München, Staatliche Münzsammlung, verdankt.

⁷ Freundliche Mitteilung von Herrn Univ.-Prof. R. Laur-Belart, Institut für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Basel.

⁸ Vgl. auch Fundliste alamannisch-fränkische Zeit.

P(otestate) XXVI, Kopf nach rechts, mit Strahlenkrone. Rückseite: IMP(erator) VI CO(n)S(ul) III P(ater) P(atria) S(enatus) C(onsulto). Sitzende Roma nach links, eine Viktoria und Speer haltend, hinter ihr Schild mit Medusa oder die Wölfin mit Zwillingen. (A. Bercher/Fr. Wielandt, Num. Nachr.-Bl., 1955, 19.)

Bei Aufdeckung von Alamannengräbern am Mittweg findet sich 1955 ein Leistenziegelstück in der Grabeinfassung mitverwandt, das von einem römischen Bau in der Nähe stammen müßte. Ein weiteres Leistenziegelstück zeigt sich auf einer Pflasterung parallel zum Mittweg. (Fundbericht St. Unser, 1955.)

1956 läßt sich im „unteren Stollen“ unweit des Kindergedenkkreuzes ein bisher unbekannter römischer Bau feststellen, als ich von Gutsverwalter R. Kranke erfahre, dort würde man beim Pflügen auf Fundamente eines verschwundenen Dorfes stoßen. Der Fundort liegt frei auf dem Hochgestade des Neumagen etwa einen Kilometer von dem Gutshof am „Biengener Reberggle“ entfernt. Es finden sich Leistenziegelreste, Sigillatascherben, Teile von bronzenen Einrichtungsgegenständen. Die Sigillatastücke sind zum Teil aus dem 2. Jahrhundert⁷. In einem alten Stellungsloch oben am Hang zeigt sich eine kräftige Kalkmörtelschicht. (Vorbericht W. Werth, 1956.)

Auf dem Neubaugelände, jetzt Anlagen, gegenüber dem Thermalbad, Gewann „Brennofen“, werden unter der abgetragenen Humusdecke 1956 von mir das Stückchen eines Leistenziegels, der Randscherben einer Sigillatataße (Dragendorff, 55/56) mit Barbotineverzierung auf dem Rand, 1.—2. Jahrhundert, und eine stark oxydierte, durchlochte römische Münze des 1. Jahrhunderts aufgelesen⁷ (nicht in der Fundkarte aufgeführt). — Ein römisches Gebäude in der Nähe wäre nicht ausgeschlossen. (W. Werth, 1956.)

Im Aushub des Wasserleitungsgrabens hinter dem Schuppen der Gärtnerei Lorenz, Schlatter Straße, Gewann „Sinnighofen“, kommt 1956 ein Sigillatastückchen zum Vorschein. (W. Werth, 1956.)

1956⁹ läßt sich im Gewann „Sinnighofen“ auf dem Acker von Landwirt Fr. Zeller (Nr. 1221, 1221 a) die von R. Halter erwähnte Fundstelle (siehe Fundliste alamannisch-fränkische Zeit) untersuchen. Es handelt sich anscheinend um ein kleineres, römisches Gebäude von etwa 6,8 auf 4,14 m Seitenlänge und 0,5 m Mauerstärke, wobei die nordwestliche Längswand etwas schräg einwärts verläuft. Die Mauern bestehen aus unverputzten, behauenen Handquadern von Kalkstein, mehrere Lichtschächte für den Keller sind ausgespart. In diesen führt von der Nordecke aus vermutlich eine Rampe. Die im Bereich des Baues gefundenen Keramikreste bestehen neben einigen mittelalterlichen und Spätlatènestücken (Besenstrichverzierung) aus römischer Ware, u. a. dünne Tasse mit Rädchenverzierung, dicke Sigillatasschüssel, Terra-Nigra-Gefäßstücke, Reibschale aus braunem Ton, graue, verzierte Gefäße mit Strichen und Wellenband. Daneben finden sich Leistenziegelstücke und Tierknochen. Ein weiteres Gebäude kann sich unter Umständen im angrenzenden Acker von Landwirt Fr. Meyer befinden, der dort ebenfalls auf Mauerwerk stieß. Doch bleibt eine Untersuchung abzuwarten. (Grabungsbericht W. Werth/R. Gerbig/J. Vogelsang, 1956.)

Norsingen: Beim Panzergrabenbau 1944 zeigen sich südlich des Ortes beim Durchschneiden der Bundesstraße 5 darunter zwei Straßenprofile (A: ca. 0,6 m tief, 8,55 m breit, 0,15 m stark, harte Kiesschicht mit gelbrotem Sand. B: 1,25 m tief, 8,55 m breit, 0,25 m stark, Kies mit braunem Lehm). Beide sind breiter als die Bundesstraße und ohne datierende Fundeinschlüsse. Die Frage nach dem Verlauf der römischen Straße muß daher offen bleiben. (J. Schneider/R. Nierhaus. Bad. Fundber. 18, 1948 bis 1950, 508.)

Beim zweiten Panzergrabenabschnitt Norsingen — Mengen: 85 m nordöstlich des Feldwegs im „Langgarten“ wird ein vier Meter tiefer Brunnen aus gemauerten Kalkbruchsteinen angeschnitten, wahrscheinlich römisch. Die Alamannen benutzen diese Brunnen nicht. Östlich davon finden sich mehrere mittelgallische

⁷ Freundliche Mitteilung von Herrn Univ.-Prof. R. Laur-Belart, Institut für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Basel.

⁹ Nachtrag, auch zur Fundkarte.

Sigillatastücke, zehn Meter davon Bodenstücke eines römischen Topfes. 15 Meter vom Brunnen liegt das Randstück einer Kragenschüssel (zweite Hälfte 1. Jahrh.). 65 Meter nördlich davon zeigt sich der Rest eines zweiten Brunnens mit einem Amphorenstück (Weinkrug). 27 Meter südwestlich von Knick 1 und 41 Meter vom Bahndamm liegt eine Feuerstelle mit Resten einer Kragenschüssel (Mitte 1. bis 2. Jahrh.), einer Sigillataschüssel, dunkelrot mit Stempel OF BASSICO, aus der Werkstatt des Bassus und Coelus in La Graufesenque an der Garonne, Südgallien (Mitte 1. Jahrh., Dragendorff 29). In gleicher Entfernung südlich in 2,5 m Tiefe finden sich römische Scherben, Sigillataschälchen der zweiten Hälfte des 1. bis 2. Jahrhunderts. Eine schwarze, gedrehte Flasche von Spätlatènetyp Breisach—Hochstetten ist bemerkenswert, ebenso eine claudisch-neronische Bronzefibel mit Silberfäden und Silberauflage (6,2 cm lang). Bei Knick 2 liegen der Fuß einer römischen Weinamphore, eine ziegelrote Schüssel (zweite Hälfte des 1. Jahrh.), ferner zwei stark verscheuerte Mittelerze des 1. und 2. Jahrhunderts. Auch in diesem Bereich wird vorflavische Besiedlung wahrscheinlich. (J. Schneider/R. Nierhaus, Bad. Fundber. 18, 1948—50, 308 ff.)

Offnadingen: Vor 1928 findet man Sigillatascherben am „H ä g l e - W e g“. (G. Kraft, Bad. Fundber. 1, 1925—28, 369.) — Siehe auch Fundliste: alamannisch-fränkische Zeit.

Pfaffenweiler: Etwa 1830 findet die Magd von Pfarrer J. v. Kleiser beim Umgraben im o b e r e n P f a r r g a r t e n eine Münze mit dem Bild der Kaiserin Faustina († 141), der Gattin Antoninus Pius, oder ihrer Tochter gleichen Namens († 176), der Gemahlin Mark Aurels. Das Stück gelangt in die Sammlung H. Schreiber. (K. Deichelbohrer, Festschrift 1954, 13.)

Schlatt: Ein beschädigtes Mittelerz (Kupfer) Maiorina Constantius II. (348—361), Cohen 2, 176, von dort ohne nähere Fundangaben. Vorderseite: D(ominus) N(oster) CONSTANTIVS P(ius) F(elix) AVG(ustus), drapierte Büste mit Diadem nach rechts. Hinter dem Kopf A. Rückseite: SALVS AVG(usti) NOSTRI. (K. Bissinger 83/E. Wagner 1, 1908, 228.)

Staufen: 1955 zeigt sich in der Baugrube für das P r o g y m n a s i u m im Schwemmlehm etwa zwei Meter tief die Verfärbungsschlieren einer Kulturschicht an der Nordwand, ferner ein Sigillatastück: Hinterteil des Ebers aus GERMANI OF von La Graufesenque an der Garonne, Südgallien (Form Dragendorff 29). Zeit: vespasianisch (69—79). (St. Unser/R. Nierhaus, Bad. Fundberichte 20, 1952—53, 239.)

1955 wird von mir dort am Hang zwischen P r o g y m n a s i u m und Küferei ein Leistenziegelstück gefunden, das wohl aus dem Bauaushub stammt. Ein römisches Gebäude müßte weiter oben in stärkeren Schwemmlehmschichten verborgen sein. (W. Werth, 1956.)

Vom „S c h l o ß b e r g“ stammt ein Mittelerz: As Traians (98—117) gut erhalten, geprägt 99/100 in Rom (RIC 417). Vorderseite: IMP(erator) CAES(ar) NERVA TRAIAN(us) AVG(ustus) GERM(anicus) P(ontifex) M(aximus), Kopf nach rechts mit Lorbeerkranz. Rückseite: TR(ibunica) POT(estate CO(n)S(ul) III P(ater) P(atriciae) S(enatus) C(onsulto). Viktoria nach links schreitend mit Schild: S(enatus) P(opulusque) R(omanus). Sammlung A. Schladerer. (Fr. Ringwald/F. Wielandt, 1956.)

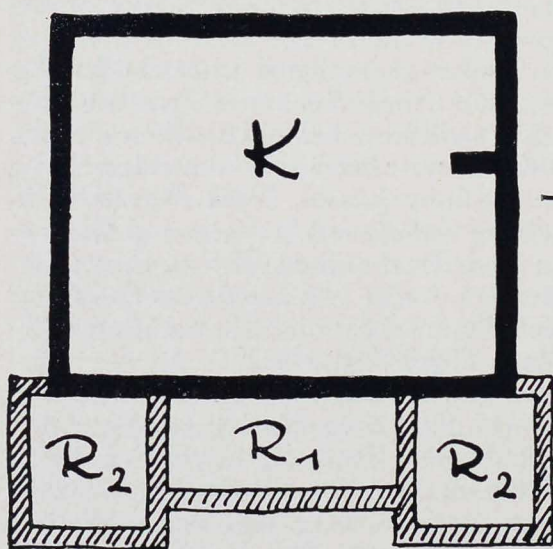


Abb. 5 Grundrißerweiterung einer gallisch-römischen Villa nach O. Paret. Kern (K): keltisches Rechteckhaus. Anbau: röm. Säulenhalle (R1) mit Risaliten (R2).

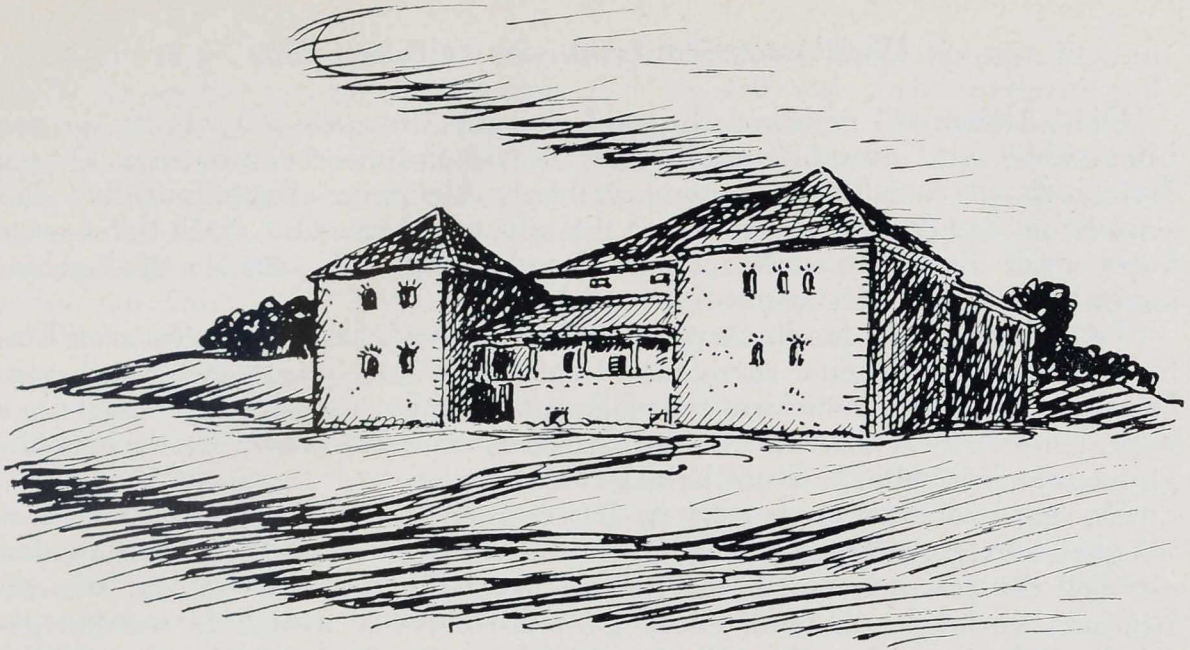


Abb. 6 Schauseite einer gallisch-römischen Villa nach O. Paret.

Ältere angebliche Römerfunde vom Schloßberg bezeichnet schon Wagner als fraglich. Eine „römische“ Tonlampe, die Bader im „Schauinsland“ VIII. Jg. 1881 abbildet, ist wie die Turmfundamente mittelalterlich. (E. Wagner 1, 1908, 228/W. Werth, 1956.)

Die verschiedentlich 1858, 1858, 1901 im Bereich der „Weihermatte“ gefundenen rotgebrannten, handgeformten Tonröhren (Länge 46, Durchmesser 7,5, Dicke 1,5 cm) sind mit ihrem einen konischen Ende und einer Muffe am andern als Wasserleitungsreste anzusprechen. Ob sie römisch sind, muß offen bleiben, da weitere beweiskräftige Funde fehlen und das ausgehende Mittelalter ganz ähnliche Formen verwendet. (Fr. Ringwald/W. Werth, 1956.)

Sulzburg: 1928 werden abgerollte Scherben einer Sigillatataste im Grundstück Keller-Meier oberhalb Sulzburg, Gewann „Mühlematt“, am Fuße eines steilen Hanges ausgegraben. Weitere Stücke gehen verloren. (Kersten, 1928/Ortsakt/W. Werth, 1955.)

1955 und 1956 entdeckt dort Straßenwart W. Meier beim Fundamentieren eines Schuppens Sigillatareste von ähnlichem Erhaltungszustand, zum Teil Profilrandstücke von Schüsseln, Tassen, eines mit Bogenverzierung und einen kleinen Leistenziegelrest. Es wurden bestimmt⁷: zwei Randstücke einer Reliefschüssel aus Sigillata (Drag. 37) des 1./2. Jahrhunderts; ein Wandstück einer gleichen Schüssel (Drag. 37) mit Medaillonrest, bestehend aus zwei konzentrischen Kreisen, 2. Jahrhundert, und das Randstück eines Tellers (Drag. 32) aus Sigillata des 2./3. Jahrhunderts. Der Fundort liegt im Bereich eines lehmigen Quellgrunds, in dessen Nähe ein römisches Gebäude vermutet werden darf. (Vorbericht W. Werth, 1956.)

1954 findet Straßenwart W. Meier ein stark verscheuertes Mittelerz (etwa Maiorina des Magnentius? 350–353, nach K. Christ eher Ende 1. bis Mitte 2. Jahrhundert), dessen Fundort, die Stelle im „Mühlematt“ oder Straßenbereich Sulzburg–Bad Sulzburg, nicht mehr festzustellen ist. Im letzteren Falle könnte das Stück auch mit Straßenschotter hierher gelangt sein. (W. Werth/F. Wielandt, 1956.)

E. Martinis Angaben in: Sulzburg, eine Stadt-, Bergwerks- und Waldgeschichte (Freiburg 1880), über Funde einer römischen Brunnenleitung, die das Heiligenbrunnlein in den früheren Klosterraum leite, sind unwahrscheinlich und lassen sich nicht nachprüfen. (W. Werth, 1956.)

⁷ Freundliche Mitteilung von Herrn Univ.-Prof. R. Laur-Belart, Institut für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Basel.

IV. Alamannisch-fränkische Zeit: 260—750

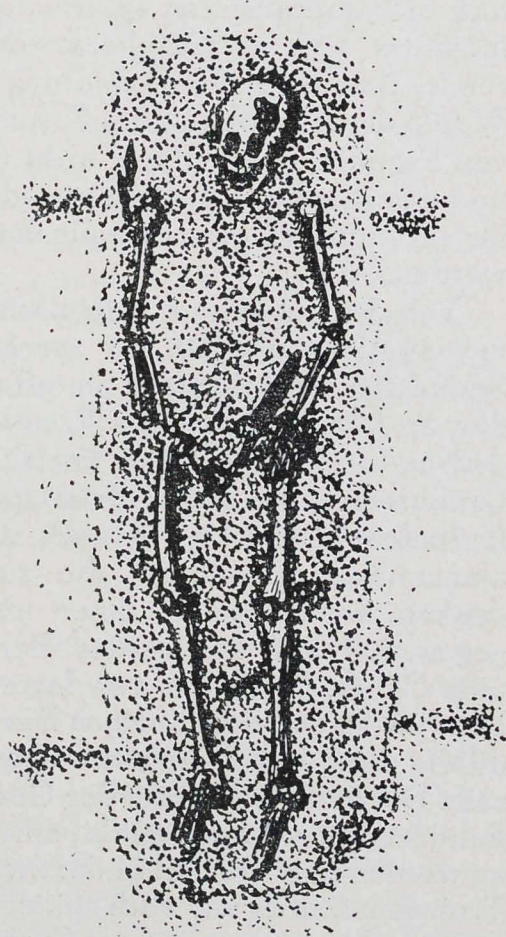
Die „Alamanni“ erwähnt Kaiser Caracalla erstmals 213, als sie in das Limesgebiet mit Unterstützung ihrer vorzüglichen Reiterei einbrechen. Dieser Stammesbund umfaßt vorwiegend suebische Gruppen elbgermanischer Abstammung, von denen die Semnonen die bedeutendsten sind. Nach E. Schwarz könnte der Zusammenschluß dieses Bundes etwa um 200 im Maingebiet angesichts dieser Befestigungslinie erfolgt sein.

Tatendurstig und landhungrig überflutet er nach besonders schweren Einbrüchen gegen 260 den römischen Grenzwall und nimmt das Land vom Schwarzwald bis Oberschwaben in Besitz. Wenige Stützpunkte verbleiben Rom. Unter Diokletian wird ab 289 der Hoch- und Oberrhein Reichsverteidigungslinie (vgl. Abb. 3: Kastelle und Warttürme).

Da die Eroberer, noch sehr in Bewegung, zwar Hackbau treiben, vorwiegend aber recht kriegerische, bäuerliche Viehzüchter sind, verödet zunächst ein Teil des gewonnenen Kulturbodens. Römische Wasserleitungen, Schachtbrunnen verfallen, die zerstörten gallisch-römischen Gutshöfe werden gemieden. Alle römischen Vorstöße zur Wiedergewinnung des Dekumatlandes schlagen fehl. Nach 400 läßt sich auch die Oberrheinlinie nicht mehr halten. Nun, im 5. Jahrhundert, werden die Alamannen hier erst richtig sesshaft. Die Siedlungen liegen an Quellen oder Wasserläufen. Sie zeigen wohl öfters Schwellenbauweise, die sich im Boden selten nachweisen läßt, zumal auch weit über die Hälfte der Ortskerne früher Dörfer immer überbaut bleiben. Deshalb kennen wir kaum Gebäudegrundrisse. Man siedelt zunächst gesondert in weilerartigen, lockeren Hofgruppen. Das Dorf stellt nicht die älteste Siedlungsform dar. Indirekt ergibt sich das aus mehreren Reihengräberfeldern, die gleich alt sind, aber getrennt um frühe Orte liegen. Die Lex Alamannorum, eine Rechtssatzung heidnisch-christlicher Übergangszeit, überliefert uns eine kleingebäudliche Einteilung ihrer Gehöfte vor 750. Sie gliedert sich in: Wohnhaus (*sala* oder *domus*), Stall mit Heuboden (*scura*), Speicher (*spicarium*) und Fruchtschütte (*granica*). Große Höfe kennen außerdem: Scheuer (*scuria*), Keller (*cellaria*), Schaf- und Schweineställe und einen Verschlag im Walde für Schweine und Rinder. Als während der fränkischen Herrschaft die Bevölkerung im 7. Jahrhundert stark anwächst, in Mengen zum Beispiel um ein Mehrfaches, rückt man näher zusammen, gründet neue Orte in den Ödlandstreifen oder am Rande der Frühsiedlungen. Man rodet nun auch auf schlechteren Böden. Der notwendige Übergang zu intensiverem Ackerbau vollzieht sich ebenfalls unter fränkischem Einfluß. Gewinnfluren dürften sich erst mit Einbürgerung der fränkischen Hufe im 8. Jahrhundert und der damit zusammenhängenden grundherrschaftlichen Entwicklung herausbilden. Aus Westfranken kommt auch spät die Kunst des Steinbaus, die die Franken von den Römern übernehmen. Sie läßt sich im rechtsrheinischen Südwestdeutschland zwischen 260 und 750 kaum gesichert nachweisen. Gräber mit Steineinfassung in Form von Trockenmauerwerk oder senkrecht stehenden Steinplatten mit oder ohne Steinüberdeckung beginnen frühestens gegen 650. Anscheinend gehen sie auf linksrheinische römische Vorbilder zurück, werden aber in der Regel mörtellos gefügt. In der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts herrschen sie in ganz Alamannien vor.

Die unruhige, kampferfüllte alamannische Frühzeit bleibt bis zum Beginn der Reihengräber aus merowingischer Zeit um 450 noch recht fundarm und damit siedlungsgeschichtlich dunkel. In Notzeiten werden, wie Scherbenfunde elbgermanischer Art beweisen, Befestigungen der Hallstatt- und Latènezeit (Ringwälle) wieder benutzt, was auch Ammian (ca. 350—400) von den Alamannen berichtet. Durch ihn erfahren wir auch von Vadomar, einem alamannischen König des Augst gegenüberliegenden Breisgaus. Man verbrennt die Toten nach altem Wanderungsbrauch mit Beigaben an Waffen und Schmuck. Die Bestattung zeigt Einzelgräber oder kleinere Grabgruppen. Von Ihringen ist ein seltenes frühalamannisches Kriegergrab bekannt. Das 5. Jahrhundert bringt die vollständige Ablösung der römischen Macht infolge alamannischer Unterwanderung auch für die linke Oberrheinseite. Gegen 500 setzen unsere ersten bekannten Reihengräberfelder ein, wie das bedeutende von Mengen. Man bestattet die Verstorbenen in normalen Grabgruben. Sie ruhen zumeist in Tücher gehüllt auf einem Brett (Abb. 7) oder sind von einer Holzeinfassung umgeben. Das Gesicht ist nach Osten, der aufgehenden Sonne zugewandt. Damit läßt sich auch die häufige Südostlage dieser Begräbnisplätze am Hang oder auf einer Anhöhe erklären. Grabbeigaben, die persönliche Habe, wie Waffen, Schmuck (Abb. 8) und Gerät — das „Heergewäte“ beim Mann, die „Gerade“ bei der Frau — zeugen vom Glauben an ein Fortleben nach dem Tode und an ein Fortwirken unter den Lebenden in gutem und bösem Sinne. Damit und durch Goldmünzen, die man den Toten verschiedentlich auf die Zunge legt („Charonspfenning“) oder im Schmuck mitgibt, läßt sich eine zeitliche Einordnung der Gräber, oft auf etwa 50 Jahre genau, gewinnen. Organische Stoffe, wie Holz, Leder, Gewebe, Flechtwerk bleiben selten erhalten und ergeben so leicht den Eindruck der Beigabelosigkeit. In günstigen Fällen werden reichere Beigaben gewisse soziale Unterschiede andeuten. Bestimmte Grabbezirke für einzelne Familien scheinen vorzukommen. Das übliche ist wohl die fortlaufende Belegung.

Als die Alamannen nach Nordwesten ins Frankenreich vorstoßen, werden sie (wohl 497) entscheidend geschlagen. Ihr Heerkönig fällt. Der siegreiche Chlodowech I. aus dem Hause der Merowinger drängt sie auf die Linie Teinachtal—Hornisgrinde—Oos—Murgmündung zurück, die noch heute die Mundartgrenze bildet. Sie ergeben sich seinem Schwager,



Osten

Abb. 7 Alamannisches Erdgrab, 7. Jh., Totenbrett auf Widerlagern im Löß. Beigaben: Sax (l. Hüfte), eis. Gürtelschnalle, 2 Pfeilspitzen (r. Schulter). Bad Krozingen, Friedensstraße, 1955.

dem Ostgotenkönig Theoderich dem Großen, und geraten nach seinem Tode († 526) doch unter fränkische Herrschaft. Ihre politische Selbständigkeit nach außen geht damit verloren. Theudebert I. (534—548) gliedert sie fester dem Frankenreich an. Ihre Herzöge bleiben noch ziemlich selbständig. Erst die Karolinger vollziehen die Einschmelzung in ihr Großreich. Das Stammesherzogtum wird 746 endgültig beseitigt. Nun amten fränkische Statthalter, Grafen.

Prachtvolle Arbeiten von Kunsthandwerkern merowingischer Zeit finden sich auch in unseren alamannischen Gräbern. Es handelt sich dabei häufig um Einfuhrgut aus dem fränkischen Mosel-Rheingebiet oder dem langobardischen Italien, das gerne Anregungen aus dem byzantinischen Formenkreis verwendet. Almandineinlagen (indischer Granat) in Schmuckstücken werden seit dem Ende des 5. Jahrhunderts am fränkischen Königshof von südrussischen Goldschmieden gefertigt. Sie sind im 6. Jahrhundert Mode. Die typische Tier- und Schlingornamentik der Gold- und Silberfibeln (Broschen), der silbertauschiereten Beschläge (Silberdrahteinlage auf Eisen) findet, neben Grundformen aus Südengland (kentischer Helmstil), mit ihren Ursprung in den Randtieren und Spiralornamenten spätrömischer Kerbschnittbronzen des 4. und 5. Jahrhunderts und in mittelmeeerischen Flechtbandmotiven. Die Unheil abwehrende, tiefe magische Bedeutung solcher Verzierungen ist oft unverkennbar. Wegen der Ähnlichkeit des Formenguts in den Gräbern lassen sich Alamannen von Franken in der Regel nicht unterscheiden. Die wirtschaftliche, kulturelle und damit auch modische Durchdringung ist durchaus gegeben. Somit können Ortsgründungsfragen, wie die der -heim-Orte, von hier aus selten beantwortet werden.

Von den religiösen Vorstellungen und Bräuchen der Alamannen berichtet uns Agathias um 570. Sie verehren heilige Bäume, Quellen, Anhöhen und Schluchten. Dort bringen sie oft Pferde, Rinder und andere Tiere als Opfer dar. So könnte Trudperts Ermordung vor 645 auch damit zusammenhängen, daß er in einen heiligen Bezirk eindringt. Befindet sich doch gerade seine Grabkirche über einem Brunnquell. Nach kurzer arianisch-ostgotischer Einflußnahme (497—526) — auch über 30 langobardische Goldblattkreuze in alamannischen Gräbern, die zum Teil auf dem Mund liegen, geben zu denken, wenn man in ihnen nicht nur Handelsgut vermuten will — findet gegen 600 auf fränkisches Betreiben die katholische Lehre in Alamannien Gehör. Besonders von Luxeuil, einer Klostergründung des Iren Kolumban († 615), und dem übrigen Burgund mit Wandermissionaren unternommen, dürfte diese Bekehrung von oben her nach 700 im allgemeinen durchgeführt sein. Die heidnische Sitte der Grabbeigabe wird zwar gegen Ende des 7. Jahrhunderts oft weniger geübt, scheint aber doch noch jahrzehntelang geduldet zu werden und sich erst in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts zu verlieren. Trotzdem finden wir auch später beim Adel noch Beigaben, wie der kostbare Frauenschmuck aus einem Grabe in der Kirche von Lahr-Burgheim (Ausgräber St. Unser) 1955 zeigt. Mit der Zeit setzt sich dann die beigabenlose Bestattung in Friedhöfen um die Gotteshäuser durch. Grabraub ist trotz strenger Bestrafung (Lex Alamannorum) für die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts häufig. Aus dem heidnischen Beigabenbrauch entwickelt sich das „Seelgerät“ einer christlichen Bestattung.

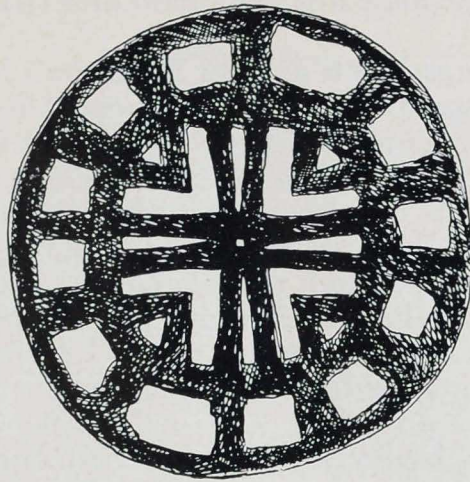


Abb. 8 Alamannische Zierscheibe: 7. Jh., ergänzt, Bronze, $\frac{1}{2}$ natürlicher Größe, von einer Gürteltasche. Staufeu, „hintern Schloßberg“

Während echte -ingen-Orte und die bei uns wohl etwas jüngeren -heim-Siedlungen sich durch ihre vollständig erfaßten Reihengräberfelder als früh gegründet auszuweisen pflegen, dürften zum Beispiel -hofen-, -hausen-, -weiler- und -stetten-Orte nach den Funden in der eigentlichen Ausbauzeit beginnen. Man denkt hier zum Teil an gelenkte Rodungen mit Hilfe von Hörigen, da die Zahl der Freien sich durch die Maßnahmen adeliger Grundbesitzer ständig verringert. Es läßt sich jedoch schwer entscheiden, inwieweit keine oder geringe Beigaben, gerade nach 650, nun auf Christianisierung oder soziale Unterschiede (Unfreie) hindeuten. Wahrscheinlich kennen die weitläufigen Frühsiedlungen Einzelbenennungen, die bei Schwerpunktbildung aufgesogen werden. Diese leben manchmal noch in Flurnamen weiter. Umbenennungen durch die Franken, durch einzelne Grundherren, ja durch Schreiber sind bekannt. Heute möchte man darin mehr einen sprachlichen Angleichungsvorgang erkennen. Ältere Reihengräberfelder bei jüngeren Ortsnamen lassen entweder den Abgang einer Altsiedlung in der Nähe oder die Umbenennung des Ortes vermuten.

Bei der alamannischen Landnahme bleiben Reste der gallisch-römischen Bevölkerung zu einem schwer erfaßbaren Teil erhalten. Soweit diese Unterschicht (Substrat) nicht vorübergehend in unwirtlichen Waldgebieten Unterschlupf findet, vielleicht auch dort siedelt, oder sich durch Gewerbe und Handel am Leben erhält, gerät sie wohl in die Leibeigenschaft und gehört bestenfalls der Zinsbauernschaft (coloni) an. Ob Walchenorte in unserem weiteren Gebiet mehr darauf oder eher zum Beispiel auf fränkische Einwanderungsmaßnahmen mit Romanen zurückzuführen sind, bedarf jedoch eines Klärungsversuches in jedem einzelnen Fall. Ungeklärt bleibt auch, ob Namen wie Tunsel, Kems, Neumagen, Möhlin und Belchen auf keltische oder noch ältere Wurzeln zurückgehen.

Mit dem Einsetzen der urkundlichen Überlieferung, vor allem der Klöster Lorsch, Sankt Gallen und Sankt Trudpert, geht die heimatliche Vorzeit zu Ende. Es beginnen andere Quellen des frühen Mittelalters für die Heimatgeschichte zu fließen.

V. Ergebnisse aus der Fundkarte (Abb. 9¹⁰)

Das römische Siedlungsskelett unserer Landschaft läßt sich wegen der noch spärlichen Funde nur unvollkommen erkennen. Alle sicheren und fast alle wahrscheinlichen Siedlungsstellen liegen bis jetzt auf besten Böden in landwirtschaftlich günstiger Lage. Nach jüngsten Befunden scheint sich für das Gebiet um und unterhalb Bad Krozingen gegen Biengen, entlang dem Neumagen, so etwas wie ein lockerer Siedlungsverband auf etwa 600 bis 1100 m Entfernung abzuzeichnen, der noch genauer Untersuchung bedarf. Vielleicht ist auch hier eine Straßengabelung in Richtung auf den Mons Brisiacus, Breisach, nicht ausgeschlossen. Zeitlich haben wir es am Krozinger Berg und um Norsingen wohl auch mit Siedlungsbelegen vor der römischen Besetzung von 73/74 zu tun. Die Funde oberhalb Sulzburgs in dem schon engen Talgrund bräuchten nicht unbedingt mit landwirtschaftlicher Nutzung zusammenhängen. Ob das Schottergebiet der Niederterrasse gegen den Rhein hin tatsächlich so siedlungsarm ist, bleibt abzuwarten. Auch wurde seitdem der Niederterrassenrand wohl gut um einige hundert Meter vom Strom abgetragen. Bezüglich der Münzfunde empfiehlt es sich, noch Zurückhaltung zu üben, bis weiteres Material vorliegt, das zusammen mit römischen Resten erfaßt wurde. Wie ja überhaupt nur eingehende Bodenbeobachtung, verbunden mit entsprechenden Funden, uns in diesen Fragen weiterbringen wird.

Ein Kern früher alamannischer -ingen-Orte zeigt sich im Bereich der Vorbergzone am Neumagen mit Krozingen und Biengen. Er reicht hinüber an die Möhlin nach Ambringen (heute Ortsteil von Kirchhofen) und nach Offnadingen. Mit Norsingen gewinnt er Anschluß an die gleichalten Namen der Mengener Schwelle und der Freiburger Bucht. Unsere Orte liegen alle auf fruchtbaren Lößlehm- und Schwemmlerhböden verhältnismäßig nahe beieinander (etwa 2 km). Der günstige Weidegrund im Bereich der beiden Wasserläufe erweist sich für die Anlage der Siedlung als von besonderer Bedeutung. Krozingen läßt sich mit über vier teilweise erfaßten Gräberfeldern, das früheste gegen Ende des 6. Jahrhunderts, als einer der Siedlungsschwerpunkte neben Biengen erkennen. Wie Norsingen durchkreuzt seine Gemarkung die sicher nicht gänzlich verödete Römerstraße Basel—Riegel—Offenburg—Mainz. Dieses Kernland übernimmt vielfach älteren römischen Kulturboden, wie zwei Bauten und zwei Gutshöfe bei Krozingen, einer am Biengener Reberggle und Einzelfunde beim Thermalbad Krozingen, bei Sinnighofen, Biengen, Offnadingen und besonders bei Norsingen gegen Mengen veranschaulichen. Eine Weiterbenutzung (Kontinuität) dieser römischen Siedlungsstellen durch die Alamannen läßt sich bis jetzt nicht nachweisen. Diese Ruinen bleiben meist abseits. Sie dienen höchstens der Materialverwertung. So holt man verschiedentlich für Plattengräber Steine und Ziegel von dort.

Andere wohl vorwiegend etwas jüngere -heim-Siedlungen — Umbenennungen lassen sich leider nicht erfassen — sind mit Heitersheim am Sulzbach, ferner mit Hartheim und Geitthenheim festzustellen. Dazu gehört als Nachbargemarkung Heitersheims Grißheim, dem sich nach Süden Hügelleim, Brizzincheim (773), heute Britzingen, und Müllheim anschließen¹¹. Bei Grißheim, Hart-

¹⁰ Ersterwähnungen der Orte meist nach A. Krieger, Topograph. Wörterbuch des Großherzogtums Baden.

¹¹ Vgl. dazu die Kette von -heim-Orten auf dem gegenüberliegenden Rheinufer: Rumersheim — Blodelsheim — Fessenheim — Nambshheim — Obersaasheim.

heim und Geittenheim fällt die Besiedlung schlechterer, sandiger Schotterböden der Niederterrasse auf. Durch Grifßheim, das auch Latènefunde kennt, geht vielleicht ein alter Fährweg hinüber ins Elsaß. Es besitzt ein ausgedehntes Reihengräberfeld im Westen am Niederterrassenrand¹² unter dem heutigen Ortskern etwa ab 600. Für Geittenheim und Hartheim selbst fehlen noch entsprechende Funde. Letzteres dürfte nach der Namensbildung ein späterer -heim-Ort sein. Der Siedlungsschwerpunkt Heitersheim am Sulzbach zeigt wieder typische Frühlage in Wassernähe auf Löß und Schwemmlöß, unweit der römischen Durchgangsstraße und eines größeren Gutshofs neben dem Schloß. Es besitzt wohl drei alamannische Gräberfelder. Dottingen, 1265 Totinchofen (?), scheint nach dem Namen eher jünger zu sein. Es kennt Plattengräber an drei Stellen seiner heutigen Gemarkung, von denen eine mit der Wüstung Einlitzigenhofen (1185 und 1245 als zwei Orte erwähnt) zusammenhängen könnte, deren vermutliche Lage noch unbekannt ist. Dagegen läge Baldrathinga (840), heute Ballrechten, als spätgenannter -ingen-Ort beachtlich nahe am Fuß des Schwarzwaldes auf Löß. Reihengräber lassen sich in seiner Gemarkung noch nicht feststellen.

Bei Tunsel und Kems könnte man versucht sein, an eine gewisse Fortdauer der provinzialrömischen Bevölkerung zu denken. Doch fehlen dafür frühe Urkunden zu den Ortsnamen und beweiskräftige Bodenfunde. Zur Sage von der versunkenen Stadt Kems, die auch Thounsul und Ehrenstadt genannt, vgl. P. Zaunert: Alamannische Stammeskunde I, Jena 1930, 257, 265. Dabei könnte es sich um frühgeschichtliche Funde handeln, die schon vor langer Zeit entdeckt wurden.

Für das 7. und 8. Jahrhundert läßt sich der Siedlungsausbau an Hand der bisherigen Gräberfunde und der Ortsnamenbildungen in der Tendenz erkennen. Es scheinen verschiedentlich zunächst nur ein paar Gehöfte im Gruppenbereich zu entstehen, was auch da und dort die geringe Anzahl von Gräbern erklären würde, die mit der kirchlichen Beerdigung um die Gotteshäuser aufhören. Für genauere Datierungen, besonders auch weiter zurück, fehlen uns jedoch leider befriedigende Einblicke in die meisten der nur angegrabenen Bestattungsplätze. Deshalb wird darauf verzichtet, Grabfunde auf der Karte zeitlich besonders zu unterscheiden. Plattengräber in den verschiedensten Varianten reichen sicher von der zweiten Hälfte des 7. gut über das 8. Jahrhundert hinüber. Ferner sind uns längst nicht alle Wüstungen¹³ früher Orte für dieses Gebiet bekannt. Eine allzu große Entfernung (etwa über 500 m) von der Siedlung zum Gräberfeld scheint mir unwahrscheinlich. Außerdem muß schon mit frühen Umbenennungen gerechnet werden.

Da wir an dem Rudel unserer echten -ingen-Orte die ungefähre Durchschnittsgröße ihrer Gemarkungen vermuten dürfen, ergeben sich zwei Ausbaugebiete. Das eine erstreckt sich ostwärts der Ur(Feld)marken Norsingen—Ambringen—Krozingen—Heitersheim in Richtung auf das Gebirge, das überall im 8. Jahrhundert spätestens erreicht wird. Das andere liegt auf der Schotterterrasse zwischen Geittenheim¹⁴, Hartheim und Grifßheim gegen Hei-

¹² Dessen dauernde Veränderung beweist auch die Katastrophe von 1482, als der Rhein Kirche und einen Teil des Dorfes Weinstetten mitreißt (Weißenhorn, Manuskript der Ortschronik von Eschbach, 1937).

¹³ Vermutungen für bisher unbekannte Wüstungen ergeben sich nach den Funden für „hintern Schloßberg“ von Staufen, dann zwischen Kems—Staufen—Schmiedhofen, ferner zwischen Feldkirch—Hartheim—Weinstetten (vgl. Fundliste).

¹⁴ Die Mitteilung der wahrscheinlichen Lage des Ortes wird Herrn R. Keller, Freiburg, verdankt. 1357 erstmals urkundlich erwähnt, gehört Geittenheim 1344 in den Bann von Hausen. Für Innighofen sei auf P. Priesner, Schauinsland 72, 1954, 111, verwiesen.

tersheim und das -ingen-Kerngebiet. Wieweit nun hier fränkischer Einfluß vorliegen kann, grundherrlicher Siedlungsausbau besteht, oder bei der Nähe zu Frühsiedlungen Ortsausbau zu vermuten ist, läßt sich wohl in günstigen Fällen noch erschließen. Unsere neuzeitlichen Gemarkungsgrenzen können jedoch kaum mit einiger Sicherheit so weit zurückreichen. Liegt doch die ganze territoriale Zersplitterung des Mittelalters dazwischen. Die Gemeinden scheinen sich nach H. Jänichens Untersuchungen für das schwäbische Altsiedelland erst im ausgehenden Spätmittelalter zu bilden.

Eine alte Wegstrecke, sicher im 8. Jahrhundert benutzt, dürfte die Linie Heitersheim — Gallenweiler — Schmiedhofen — Kems — Oberkrozingen — Ambringen durchs Schneckental (Kirchhofen — Pfaffenweiler — Öhlinsweiler) darstellen, wobei natürlich der genaue Verlauf wegen älterer¹⁵ und jüngerer Flurbereinigung zunächst offen bleiben muß. Sicher bestehen zwischen allen benachbarten alamannischen Gründungen bald Wegverbindungen, über die sich wohl noch manches herausbringen läßt, wenn eine sorgfältige Geländebeobachtung mitspricht. Auch Gräberfelder können dazu Hinweise geben, da sie manchmal in der Nähe alter Straßen liegen.

Bei den aufgeführten Martinskirchen von Staufen und Feldkirch ließe sich nach B. Schelb und H. Roth an fränkische Einflußnahme denken. Damit wären weitere Einblicke in die Siedlungsentwicklung unseres Gebiets zu gewinnen¹⁶. Hoffentlich bringen dazu einmal Bodenfunde, gerade auch um und in diesen Kirchen, von der Wissenschaft des Spätens her, neue wesentliche Beiträge.

Ein Vergleich der mehr oder weniger zufällig überlieferten ersten urkundlichen Erwähnungen unserer Orte mit ihrem bisher erfaßten römischen und alamannisch-fränkischen Fundgut erweist die besondere Bedeutung planmäßiger Bodenforschung für die geschichtliche Landeskunde, auch in einem so knapp bemessenen Raum von etwa 12 Kilometern im Geviert — ohne Gebirge — wie den unseren.

VI. Fundliste: alamannisch-fränkische Zeit¹⁷

Biengen: 770 Binningen.

Um 1820 findet man am „Biengener Rebbegle“ in beiden Steinbrüchen Plattengräber. In einem liegen Metallringe, die verloren gehen. — Die Brüche werden schon von den Römern benutzt. (H. Schreiber 41/E. Wagner 1, 1908, 226.)

Ratschreiber F. Wick berichtet von einem Steinplattengrab, das um 1950 beim südlichen Steinbruch des „Biengener Rebbegles“ angeschnitten worden sei. (Bad. Fundber. 5, 1955—56, 587.)

1954 findet Landwirt K. Kiechle auf seinem Acker (Nr. 880) Gewinn „Sohlenäcker“, beim Hippenkreuz das Steinplattengrab eines Kindes in 0,6 m Tiefe (1,2 × 0,4 m), das im Seitengarten des Schulhauses wieder aufgesetzt wird. Auf den Äckern beim Hippenkreuz seien schon mehrfach Steinkistengräber gefunden und zerstört worden. Vor dem ersten Weltkrieg zeigt sich dort ein Schwert. (H. Heine mann/R. Halter, Bad. Fundberichte, siehe oben.)

1944 werden beim Stellungsbau am „Krozingener Weg“, zwischen den Sträßchen Biengen—Offnadingen und Biengen—Krozingen, 25 Gräber angeschnitten, die jedoch nicht freigelegt werden können, darunter sechs Steinkistengräber (0,6—1,5 m tief). Beigaben nur von drei Gräbern bekannt: Nr. 6/6a Eisenstück, farbige Glasperlen.

¹⁵ Vgl. auch: W. D. Siek, Vereinödungen im nördlichen Bodenseegebiet, Städtisches Institut für Landschaftskunde des Bodenseegebiets, Konstanz, Protokolle 1955.

¹⁶ Vgl. H. Weigel: Ortsnamen nach Patrozinien als Hilfsmittel zur Feststellung von Verwaltungseinheiten des Karolingerreiches, Städtisches Institut ebenda, 1954, Nr. 18.

¹⁷ Fachausdrücke bei erstem Vorkommen erklärt. Quellen- und Schrifttumshinweise siehe Listenende.

Nr. 17 ein Sax. — Er ist das typische einschneidige Kurzsword, das später länger wird. Davon abgeleitet „Säsle“, mundartliche Bezeichnung für Rebmesser. — Ferner eine Pfeilspitze. Unbekannt Fundstelle einer Spatha. — Dieses zweischneidige Langsword verdrängt im 8. Jahrhundert den Sax. Man trägt es im 6. Jahrhundert und bis in die erste Hälfte des 7. an einem breiten Ledergurt über die Schulter gehängt, später am Leibriemen. — Zeit: 7. Jahrh. (J. Schneider/R. Nierhaus, Bad. Fundber. 18, 1948—50, 279.)

Biengen-Dottighofen: 846 Totinhova (Dottighofen?).

Vor 1826 findet H. Schreiber auf dem „Dottighofer Buck“ (Bühl) ein Skelett etwa 0,5 m unter einer sehr großen Steinplatte ohne Beigaben. (E. Wagner 1, 1908, 226.)

1944 werden bei Schanzarbeiten am „Dottighofer Buck“, etwa 15 Meter südlich des heutigen Biengener Friedhofs, drei Gräber aufgedeckt und untersucht. A: Erdgrab, etwa achtjähriges Mädchen, geostet, Steinabdeckung. Die sehr weißen Mörtelreste an den Steinen stammen von einem römischen Bau wohl aus der Nähe. Beigaben: Bronzeringchen, Querschnitt kantig mit bronzener Blechbandbefestigung, hallstattzeitlicher Lignitarmring (aus Braunkohle) an jedem Handgelenk. — Derartige Altkulturfunde werden öfters in Alamannengräbern beobachtet. B: Grab mit Trockenmauerwerk, sorgfältig geschichtete Handquader, Innenwände glatt versetzt, Kalkstein. Bedeckung und Mörtelreste wie bei A. Älterer Mann, geostet, ca. 190 cm. Schädel mit unverheiltem Schwerthieb von rechts über die Stirn. Beigaben: Messer links vom Kopf, Eisenstift mit Rest der Holzfassung. C: Grab mit Trockenmauerwerk wie B, alte Frau, geostet, ca. 165 cm. Beigaben: 2 Bronzeohrringe (Durchmesser 6 cm), doppelkonischer Verschluss mit röhrenartigen, gerillten Silberauflagen in ca. 1 cm Abstand. Acht Perlen, meist Zwillingen-, eine Drillingsperle. Ovale eiserne Gürtelschließe über der linken Hüfte. D: Reste einer Grabummauerung unsicher.

Vor 1900 zerstört man unmittelbar westlich und südwestlich davon beim Abschrägen des Steilabfalls zur Straße Biengen — Schlatt schon Gräber. (A. Wangart, Bad. Fundber. 18, 1948—50, 279.)

Bollschweil: 858 Puabilinswilare (?)

Vor 1826 wird beim Roden des Waldes „im Erle“ ein Grab wie bei Ebringen und von H. Schreiber daneben ein zweites mit vergangenem Skelett gefunden. (H. Schreiber 59/E. Wagner 1, 1908, 226.)

Dottighofen: 1265 Totinhoven (Dottighofen?).

Etwa 1898 werden beim Abschrägen einer Hohlgrasse des „Eselswegs“, Gewann „Braunfeld“ (Nr. 207, ca. 260 m von der Bahn, ca. 5 m vom Weg), drei bis vier geostete Gräber mit Plattenabdeckung zerstört. (F. Hilfinger/W. Werth, 1955.)

Um 1900 wird von Gärtnermeister Ehrhard, Sulzburg, im „unteren Kastelfeld“ auf seinem Grundstück (Nr. 1549) beim Setzen eines Nußbaumes ein geostetes, mit Kalksteinplatten abgedecktes Grab erfaßt. Eine Bronzefibel geht verloren. (F. Hilfinger/H. Hegar, 1956.)

Etwa 1910 stößt H. Kiefer beim Nußbaumsetzen „auf der Höhgäß“ in seinem Grundstück (Nr. 564) auf zwei Steinplattengräber. — Auf der anderen Seite des Weges befinden sich die „eingemachten Äcker“, ein Seuchenfriedhof des Lazarets Heitersheim aus napoleonischer Zeit. — Alamannisch? (A. Löffler/F. Hilfinger/H. Hegar, 1956.)

Ehrestetten: 1159 Oeristetten.

1948 stößt Schreinermeister Högle beim Ausheben einer Baugrube im Ortsetter auf drei nebeneinanderliegende Skelette ohne Beigaben. Darüber sollen Steinplatten gelegen haben. Wohl spätalamannisch. (A. Eckerle, Bad. Fundber. 18, 1948—50, 285.)

1820 schneidet man beim Rebensetzen auf dem „Rosenberg“ mehrere Gräber an. Die beigegebenen Schwerter sollen nach Schreiner Schneiders Aussagen Husarensäbeln geglichen haben. — Die Bezeichnung „Säbel“ für Sax oder Spatha stellte ich

auch noch in Grißheim bei Laien fest. Alamannisch? (H. Schreiber 59/E. Wagner 1, 1908, 226¹⁸.)

Etwa 1929 findet man ebendort, 100 m von Högles Fundstelle entfernt, im Weinberg von J. Isaak am Wegrand ein Skelett. — Alamannisch? (W. Werth, 1956.)

1925 entdeckt man bei Anlage eines Schießstandes im Ehrenstetter Gemeindewald, 120 m östlich der Lehenhöfe, 65 m vom Bettlerpfad ein geostetes Plattengrab im Gebiet der dortigen Kiesgrube aus Pfaffenweiler Kalkstein mit sorgfältigem Trockenmauerwerk (0,4 m stark, 1,8 × 0,6 m, 0,55 m hoch) mit aufrechtgestellten Schmalseiten, die Decke aus zwei Platten. Kopf und Füße des Toten liegen auf Plattenstücken. Keine Beigaben. — Damit ergäbe sich, daß die Alamannen bei Pfaffenweiler Steine geholt, vielleicht auch solche gebrochen haben. — (W. Deecke, Bad. Fundber. 1, 1925—28, 185, W. Werth, 1956.)

Bereits 1924 wird dort ein Plattengrab erfaßt, das Seiten- und Decksteine aufweist. Hölzerner Bodenbelag (wohl Eiche) und Skelette sind vergangen. (G. Kraft, Bad. Fundber. 1, 1925—28, 209.)

Ehrenstetten-Wolfsberg: 1557, 1457, Weilerwüstung.

1908 findet man im „Wolfsberger Grund“ zwei trocken gemauerte Gräber mit zwei Deckplatten. Eine davon wird 1908 als Gedenkstein dort errichtet und ist kaum mehr leserlich. Die Gräber werden offen gehalten. — Im Wiesengrund des „Wolfsgrabens“ befindet sich ein kleines Podest mit mittelalterlichen Keramik- und Wandbewurfresten. (E. Fischer/G. Kraft, Bad. Fundber. 1, 1925—28, 560/Akten Karlsruhe.)

Feldkirch: 1156/86 Veltchilcha.

Vor 1940 wird in der Flur „Buck“ ein Plattengrab angeschnitten (Deckplattenreste 0,7 m tief, Kammer aus acht senkrechten Kalksteinplatten, je drei an den Längsseiten, Grabsohle 1,2 m tief), ohne Beigaben. Über dem Fußende der Steinkiste zeigen sich Reste einer älteren, abgeräumten Bestattung. Wiederaufgebaut im Rathausgarten von Feldkirch. — Wegen der Entfernung zum Ort ist die Zugehörigkeit zu einer Wüstung nicht ausgeschlossen. (St. Unser, Bad. Fundber. 16, 1940, 54.)

Gallenweiler: ca. 995 Wilare (?)

1929 wird in der Kiesgrube innerhalb des Orts ein geostetes Plattengrab freigelegt. Zwei Steinplatten als Decke, seitliche Stücke fehlen. Skelett teilweise erhalten. (Storz/St. Unser, Bad. Fundber. 2, 1929—52, 169.)

1925 an der Straße Gallenweiler—Staufen (Nr. 597) findet sich beim Kiesgraben ein geostetes, auf dem Gesicht liegendes Skelett in 0,9 m Tiefe. Beigaben: Eisenstück ca. 15 cm, wohl Messerklinge. Alamannisch? (L. Leonhard/W. Deecke, Bad. Fundber. 1, 1925—28, 185.)

Anfang 1890 zeigt sich, etwa 700 m davon weiter westlich, gegenüber dem Hof Gerber, beim Setzen eines Pfostens zum Graspargarteneingang, hart am nördlichen Straßenrand, der Schädel eines anscheinend geosteten Skeletts. Alamannisch? (L. Leonhard, Bad. Fundber. wie oben.)

Grißheim: 805 Cresheim.

Seit 1850 wird das alamannische Gräberfeld, das sich heute im Westteil des Orts an der Straße Neuenburg—Bremgarten auf einer Länge von ca. 300 m und einer Breite von 120 m abzeichnet, immer wieder angeschnitten:

1850 unter dieser Straße ein gemauertes Grab, zum Teil mit Deckplatte ohne Beigaben (F. Garscha-Akt, Bad. Landesmuseum Karlsruhe). 1914 ein Grab ohne Beigaben, ein Schwert in Privatbesitz in Grißheim. 1951 gegenüber Haus A. Gutzweiler beim Setzen eines Hochspannungsmastes ein alamannisches Grab mit Perlen, eiserner Gürtelschließe, Bronzeohrringen. (A. Gutzweiler, Bad. Fundber. 2, 1929—52, 592.)

¹⁸ Die Gräber stehen vielleicht mit einer kleinen abgegangenen Siedlung im Gewann „Rosenberg“ in Verbindung (urkundlich 1491). Vgl. E. Notheisen: Mittelalterliche Flurwüstungen am Schönberg, Schauinsland 75, 1955, 85.

1945 werden beim Legen einer Abwasserleitung 54 Gräber im Anschnitt untersucht und diese sowie früher erfaßte Gräber vermessen. Sie befinden sich unter der Ortsstraße vom „Adler“ rechts bis zur „Krone“. Gräber mit Beigaben (Nr.): (7) Erdgrab mit Sax, 1 Pfeilspitze, Eisenstücke, — (8) Sax mit bronzenen Nietköpfen der Scheide, — (12) Gürtelschnalle aus Bronze, rundes Eisenblech(?), — (13) Spatha, Sax, Eisenstück mit Bronzenieten, — (17) Spatha, Sax, Eisenteile, — (17a) 70 Perlen, darunter blaue, weiße, gelbe, — (17b) Spatha, Sax, Messer, Gürtelbeschlag, — (21) Gürtelbeschlag, Schließe mit Dorn, — (29) Tülle einer Lanzenspitze, eine Schildbrücke und Schildfessel zur Handhabung des Schildes. 7. Jahrhundert. (E. Scheffelt/A. Gutzweiler, Bad. Fundber. 17, 1941—47, 542.)

1946 werden bei Anlage einer Kalkgrube auf dem Hofplatz von H. Gratwohl zwei Erdgräber mit Skeletten zerstört, zwei Lanzenspitzen weggeworfen. Die Gräber befinden sich östlich von Grab 14. (A. Gutzweiler/R. Gerbig, Bad. Fundber. 18, 1948—50, 285.)

1951 wird beim Ausschachten (Nr. 184) ein Plattengrab gestört. Geborgen: Skelettreste, graubraunes Tongefäß, kugelig mit scharf abgesetztem Boden, kurzer, umgelegter Rand (Höhe 11,5, Durchmesser oben 13 cm), Oberfläche rau. (R. Maier/W. Kimmig, Bad. Fundber. 19, 1951, 215.)

Etwa 1950 findet sich bei Bauarbeiten von E. Martin, Haus Nr. 12, ein Grab mit Beigaben. Durch A. Gutzweiler geborgen: eine lange Spatha, eine gut erhaltene Gürtelschließe, ein grauer Knickwandtopf mit Wellenbändern (Höhe 18,5, Durchmesser 18,5 cm). Grabsohle 1,8 m. (W. Werth, 1956.)

1956 werden beim Bau der Wasserleitung in der anderen Straßenseite etwa 20 Gräber, meist im Rumpfbereich der Skelette erfaßt, von denen einige sicher schon 1945 angeschnitten wurden. Bei fünf Gräbern finden sich Beigaben. Wegen schwieriger Arbeitsbedingungen kann kein Grab vollständig untersucht werden: (56/3) eiserne Lanzenspitze (Länge 54, Blattlänge 24 cm), Schildbuckelreste (Randbreite 2,5, Nietköpfe Durchmesser 2,1 cm), — (56/4) eiserne Gürtelplatte (6,9 × 6,5 cm) vom Rücken mit vier Nietstellen, — (56/5) in Halsgegend 22 Perlen, meist aus Ton, doppelkonisch oder rund, zum Teil gefärbt, drei aus Bernstein, eine davon flach, sechseckig, — (56/9a) gegossenes Bronzebeschlag für Riemenende (Länge 13,5, Breite 1,9 cm) mit drei Perlrandsnieten, Unterseite zwei runde Ösen mit Lederrest, Parallele zu Klengen und Messen/Solothurn, etwa um 700, — (56/10) in Hüfthöhe links vollständige Spatha (Länge 84, Breite 5,8, Mitte 4,8, Klingenslänge 68 cm), Holzscheide vergangen, rechts in Hüfthöhe Sax, Scheide vergangen, davon vier breite Bronzenietköpfe und ein Eisenmesser, das darin stak, vollständiges Wehrgehänge mit dreiteiligem Gürtelbeschlag und zwei bronzenen Riemenfassungen, ein ahlenartiges Werkzeug. Silbertauschierungen werden erst bei der Präparation freigelegt. Bergung mit Hilfe von A. Gutzweiler. Bei der Verlegung der Hausanschlüsse zur Wasserleitung werden weitere Grabfunde gemacht: elf Gräber zum Teil mit Beigaben (drei Spatha, drei Saxe, zwei Lanzenspitzen, Gürtelbeschläge, ein vollständiger Schildbuckel), davon zwei Steinkisten. — 7./8. Jahrhundert. (Vorbericht W. Werth/St. Unser/R. Gerbig, 1956.)

Hartheim: 1956 findet sich am „Weinstetter Sträßle rechts“, kurz vor der Gemarkungsgrenze mit Bremgarten, beim Setzen eines Marksteins für die Flurbereinigung, eine alamannische Steinkiste (0,6 × 2 m). Beigaben des Skeletts: ein Eisenmesser, zwei kleine Bronzeschnallen, eine bronzene Riemenzunge. — Etwa nach 700. — Weitere Gräber dort am Rand des Hochgestades sind zu vermuten. — Nachtrag, auch zur Fundkarte. (Eltgen/Grabungsbericht R. Gerbig, 1956.)

Hausen an der Möhlin: 1147 Husen.

1929 findet sich dort ein geostetes Skelettgrab ohne Beigaben. — Dazu erfahre ich von Altbürgermeister A. Klingler: Fundstelle etwa 200 m südlich der Gemarkungsgrenze mit Grezhausen, rechts des Wegs nach dort im Schwemmelhm, etwa 25 m von der Möhlin entfernt. — Alamannisch? (W. Deecke, Bad. Fundber. 2, 1929—32, 70, W. Werth, 1956.)

Heitersheim: 777—858 Henteresheim.

Vor 1824 zeigt sich eine Viertelstunde von Heitersheim entfernt gegen Dottingen ein trocken gemauertes Grab. — Ich vermute „in den Betten“, vielleicht im Bereich des „Eselswegs“. (H. Schreiber 41/E. Wagner 1, 1908, 227.)

1824 findet man in einer Kiesgrube hinter dem Spital ein mit einer Platte bedecktes großes Grab mit Schwertern (— wohl Spatha und Sax). — Wahrscheinlich alamannisch. (E. Lehmann, Fundnotizen, 1959/W. Werth, 1956.)

Etwa 1912 stößt Familie W. Walz rechts vom Schnurgäble oben gegen die „Höwigaß“ in 0,7 m Tiefe auf mehrere viereckige Platten. Etwa 1950 kommen beim Bau der oberen Scheune am gleichen Platz zwei gut erhaltene, geostete Skelette zum Vorschein. — Wohl alamannisch. (L. Lehmann, Fundnotizen, 1959/H. Fünfgeld, 1956.)

1951 kann dank der Aufmerksamkeit von Architekt F. Schwab bei seinem Neubau am „Hefegäßle“ (Höwigaß) ein alamannisches Grab mit einem weiblichen Skelett geborgen werden, das mit einer Platte aus Haupttrogenstein abgedeckt war. Einzige Beigabe: Schnalle? (St. Unser, Bad. Fundber. 19, 1951, 218.)

1955 findet sich beim Setzen eines Verkehrszeichens in der Nähe westlich vom Neubau Schwab eine Steinkiste mit Skelett, gestört. (H. Fünfgeld/St. Unser, Bad. Fundber. 20, 1956, 250.)

1955 werden anlässlich der Flurbereinigung am „Löhbühl“ drei geostete Erdgräber angeschnitten, davon das eines etwa 15jährigen Kindes. Ohne Beigaben. Wohl spätalamannisch. (H. Fünfgeld/R. Gerbig, Grabung 1955.)

Kirchhofen: 1085 Killichhoven.

Um 1820 werden auf dem „Kampacker“, dicht westlich des Ortes, am Weg nach Norsingen, viele Gebeine, dabei Gräber wie in Ebringen, mit Waffen und Schmuck, ausgegraben. J. Friedrich öffnet zwei solcher Gräber, die Waffen und Schmuckstücke enthalten, davon gelangt ein Sax ins Museum für Ur- und Frühgeschichte, Freiburg. (H. Schreiber 59/E. Wagner 1, 1908, 227.)

1895 findet man, nach einer Mitteilung des Forstamtes Staufen, im Staatswald „Finkenstahl“ zwei Steinplattengräber mit Skeletten ohne Beigaben.

1951 zeigt sich zwischen frisch gepflanzten Bäumchen am Nordhang der „Feimlisburg“ ein massiver alamannischer Bronzearmring (D-Querschnitt) mit verdickten Kolbenenden (vgl. Veeck, Alamannen I, Taf. 58 A 2). Er steht wohl nicht mit dem Ringwall in Verbindung. In der Fundkarte nicht aufgeführt. — Entfernung zu den Gräbern im „Finkenstahl“ etwa 1 km. (F. Maier, Bad. Fundber. 19, 1951, 219.)

Bad Krozingen: 807 Scrozzinga.

Etwa 1762 werden in der Nähe der St. Blasianischen Propstei Rübenmieten ausgehoben. Es finden sich dabei eine Reihe von Steinkisten im Löß mit Plattenabdeckung. Drei bis vier der verhältnismäßig großen Skelettgräber werden ausgeräumt und die Gebeine an der Südseite der im Hof stehenden Kapelle wieder bestattet. Beigaben zeigen sich nicht. Die Steinkisten bestehen nach dem „Großherzoglich Badischen privilegierten Wochenblatt“ auf das Jahr 1820, Seite 58, aus Einfassungen großer Steinplatten mit ähnlichen für Boden und Decke. — 1820 zeigen sich im Hofraum des Propsteigebäudes beim Anlegen von Rübenmieten ebenfalls Plattengräber. (H. Schreiber 47/E. Wagner 1, 1908, 228.)

Vor 1928, beim Neubau Binkele (Nr. 195/11) Blauenstraße, ein geostetes beigabenloses Skelett. Alamannisch? (F. Garscha). — Unmittelbar westlich davon 1910 ein Skelett mit Eisengerät in der Rechten. (J. Ruch, Bad. Fundber. 1, 1925—28, 342.) —

Bei Anlage des früheren Dierschen Gartens, jetzt Winterhalder, Pension „Panorama“, wird 1910 am Rain ein Skelett freigelegt. Beigabe: Tongefäß. — Wohl alamannisch. (P. Schmitt/R. Gerbig, 1956.)

1956 wird in der Belchenstraße bei Kanalisationsarbeiten zum Neubau des Fremdenheims „Panorama“, Mozartweg 1, ein geostetes, gestörtes Skelett ohne Beigaben erfaßt. Zugehörigkeit zu den Gräbern an der Blauenstraße möglich. Wohl alamannisch. (W. Werth/St. Unser, 1956.)

- ⊗ 1920 im „oberen Stollen“ Skelett, daneben Eisenschwert. — 1933 wird im „oberen Stollen“ an der Straße nach Staufen (Nr. 787) ein Steinplattengrab mit Skelett ohne Beigaben gefunden. (S. Hasenfratz, Bad. Fundber. 3, 1933—56, 61.)
- ⊗ 1947 wird bei Kanalisationsarbeiten an der Ostseite der Straße nach Staufen ein Grab, wohl mit Plattenabdeckung, von Arbeitern leider ausgeräumt. Alamannisch. (R. Gerbig/A. Eckerle, Bad. Fundber. 18, 1948—50, 285.)
- ⊗ 1944 wird im „oberen Stollen“ an der Straße nach Kirchhofen, nordwestlich der Pension Hindenburg, bei Schanzarbeiten ein alamannisches Erdgrab in einem Meter Tiefe angeschnitten. Daraus ein Sax und eine Lanzenspitze. — 7. Jahrhundert. (G. Kraft, Bad. Fundber. 18, 1948—50, 285.)
- ⊗ 1924 wird bei der Säge Mejer ein Plattengrab mit Skelett aufgedeckt. (Bad. Fundber. 1, 1925—28, 542.)
- ⊗ Nach 1890 findet Landwirt J. Ruch, Kems, auf seinem Acker (Nr. 2846) im „Storchennest“, Gewann „in der Hege“, etwa 1 km südlich Kems, beim Anlegen einer Rübenmiete ein gemauertes Steinplattengrab. — Es gehört wohl wegen der Entfernung eher zu einer abgegangenen Siedlung. (J. Fröhlich, Bad. Fundber. 13, 1937, 22/W. Werth, 1956.)
- ⊗ 1957 kommt Landwirt H. Steiert, Kems, am „Langen Weg“, Gewann „Kleimbühl“ (Nr. 3081) in nur 15 cm Tiefe auf ein Skelett mit Beigaben: Sax, Messer, Pfeilspitze. — Wohl auch zu einer unbekanntenen Wüstung, da ca. 1 km bis Kems und Schmiedhofen. Der „Lange Weg“ vielleicht noch spätoalamannisch. (J. Fröhlich, Bad. Fundber. 15, 1937, 22/W. Werth, 1956.)
- Vor 1950 stößt R. Morat, Kems, am Schmiedhofener Weg „im großen Bühl“ auf Steinplatten. Er soll darunter Menschenknochen gefunden haben. Fundstelle etwa 500 m von Kems. Alamannisch? (H. Steiert/W. Werth, 1956.)
- Im „Heidenbuck“, Gewann „Felderjon“, nahe der Gemarkungsgrenze mit Staufen, sollen früher alamannische Funde (Gräber?) gemacht worden sein. (Weber/W. Weitzel, Fauststadt Staufen, 1956, 10.)
- In den 1920er Jahren kommt Landwirt A. Zeller im Graspark des Glöckle- hofs, etwa 10 m von der Landstraße, beim Baumsetzen auf ein geostetes Skelett, Erdgrab. — Spätoalamannisch? (W. Werth, 1956.)
- ⊗ 1950/51 finden sich beim Bau der Gas- und Wasserleitung für die Siedlung am Mittweg, jetzt Alemannenstraße, neun alamannische Gräber. Diese haben zum Teil Plattenabdeckung aus Hauptrogenstein, Steineinfassungen fehlen bei Grab 1, 4b, 6. Freierdig sind Grab 2 und 5. Erwachsene ohne Beigaben Grab 1—3, 4b, 5, 7, 8, 9. Reste einer eisernen Gürtelschnalle links am Becken bei Grab 4a. Bei Grab 6 Erwachsener, Bodenstück eines fein gemagerten Gefäßes in der Einfüllung. — Eher 7. Jahr- hundert. (St. Unser/A. Eckerle, Bad. Fundber. 19, 1951, 221.)
- 1955 ebenda beim Neubau B. Ruch mehrere geostete Gräber ohne Beigaben. (St. Unser, Bad. Fundber. 20, 1956, 254.)
- ⊗ 1951 werden beim Bau der Wasserleitung am Südrand der Friedensstraße neun geostete Gräber angeschnitten, die nicht planmäßig untersucht werden können, nämlich: Grab 1 Erwachsener, Westhälfte geborgen, mit Eisenmesser (15 cm lang, Griffdorn 5 cm, größte Breite 2,5 cm), Klappmesser (Länge 8 cm, Länge des eisernen Hefts 8 cm, Breite 1,5 cm), eiserne, ovale Gürtelschnalle mit Dorn, Bronzeblechrest. Grab 2 Kind ohne Beigaben. Grab 3 Erwachsener ohne Beigaben. Grab 4 nur Grab- umriß feststellbar, ebenso Grab 6. Bei Grab 5 Kopfende des Grabes gesichert, keine Beigaben. Grab 7 Kopfende gesichert, Gürtelschnalle nicht auffindbar! Grab 8 Mann vollständig untersucht. Beigaben: Sax mit Zwinge (Länge 56 cm, davon 20 cm Griff- zunge, Breite 5 cm), schmale Lanzenspitze mit hohem Mittelgrat und Tülle, Reste einer Eisenschnalle mit Beschlägen, Bronzeblech mit dünner Halteplatte und drei Niete. Grab 9 Umriß und Kopfende gesichert, beigabenlos. Diese Gräber können schon gegen Ende des 6. Jahrhunderts angelegt sein. — Sie sind damit vor- läufig die ältesten alamannischen Spuren in unserem Gebiet. (St. Unser/A. Eckerle, Bad. Fundber. 19, 1951, 221.)

1955 werden ebenda beim Leitungsbau zehn Erdgräber zum Teil mit Holzeinbau geborgen. Es handelt sich vorwiegend um Männergräber (Abb. 6) in einer Reihe, mit guten Gefäßformen und schönen Silbertauschierungen. (Grabungsbericht St. Unser, 1955.)

Bad Krozingen-Sinnighofen: 716/20 Anninhova, Wüstung. Am Beginn des Bühls hört man zu heiligen Zeiten das Glockengeläute von dem dort versunkenen Ort „Sinitzhofen“. (J. Waibel/H. Flamm, Bad. Sagenbuch 2, Freiburg 1899, 265.)

1885 wird auf freiem Feld, wo nach der Überlieferung „Sinnhoven“ gestanden haben soll, ein gemauertes Grab gefunden. (E. Wagner 1, 1908, 228.)

1954 entdeckt Landwirt Fr. Zeller, Schlatt, auf seinem Acker (Nr. 1221, 1221 a) im Gewann „Sinnighofen“ Menschenknochen. Die Untersuchung ergibt zwei Gräber. A: geostetes, gut erhaltenes Skelett, Erwachsener ohne Beigaben, nur 15 cm tief. (Beweis für die Erosionstätigkeit auf dem Hügel verbunden mit der Kulturarbeit.) B: südlich davon geostete Steinkiste aus Kalksteinplatten (1,8 × 0,5 m, 0,55 m tief). Auf der rechten Beckenhälfte eiserne Gürtelschnalle. Etwa 15 m östlich davon Bruchstück eines römischen Leistenziegels. Beim Pflügen stößt Zeller auf größere Steinlagen mit Mörtel. Diese ergeben 1956 den Grundriß eines römischen Gebäudes. Vgl. Fundliste dort. — Hier liegen also Alamannengräber des 7. Jahrhunderts unweit eines römischen Gebäudes. (R. Halter, Bad. Fundber. 5, 1955—56, 587/W. Werth, 1956.)

1955 wird im gleichen Gewann auf dem Feldweg vor der Toreinfahrt zur Kläranlage ein Steinkistengrab, geostet, ohne Beigaben geborgen. (Grabungsbericht St. Unser, 1955.)

Norsingen: 1245 Norsingen.

1825 findet Küfermeister A. Mann auf dem „Nägellebuck“, etwa 500 m südwestlich des Ortes, am Hang des Batzenbergs, ein Grab mit einer großen Steinplatte, darunter 15 cm tiefer ein Skelett ohne Beigaben. (H. Schreiber 40/E. Wagner 1, 1908, 228.)

Etwa 1956 zeigen sich am „Nägellebuck“ beim Anlegen einer Rübenmiete zwei bis drei Gräber. Alamannisch? (M. Kraus/W. Werth, 1956.)

Bei Anlage des Dreschschoppes 1895 findet man ein Plattengrab. (F. Mayer, Norsingen, Dorfchronik 1928, 8.)

Offnadingen: 1159 Ofmanningen.

1928 entdeckt Landwirt E. Seelinger beim Ausheben einer Miete zwei alamannische Gräber etwa 60 m vor der Gemarkungsgrenze mit Biengen am nördlichen Straßenrand (etwa 500 m vom Ort). A: Trockenmauerwerk, ohne Boden- und Deckplatten, Grabsohle etwa 1 m tief, geostet, schon früher gestört. In Schädelnähe drei rundliche Tonperlen. B: 6 m westlich davon, dicht am Weg, ebenfalls gemauert, Hauptrogenstein, Grabsohle etwa 1,2 m tief. Beigaben: lange Spatha, Messerklinge. In beiden Gräbern liegen je ein größeres Stück eines römischen Leisten- und Holzziegels. (Teichert/G. Kraft, Bad. Fundber. 1, 1925—28, 542.)

Etwa 1955 wird dort bei gleichem Anlaß ein drittes, geostetes Plattengrab gespürt und ihm ausgewichen. (E. Seelinger/W. Werth, 1956.)

Pfaffenweiler: 1008 Wilare?, [P]Openwilare 716/20?

Etwa 1850 findet Bauer J. Schlegel beim Pflügen auf seinem Acker am „Schanzrain“ ein „Hunnengrab“, dessen Skelett sofort zerfällt. Die Beigaben, goldene und andere Schmuckstücke, gehen später verloren. (J. v. Kleisers Pfarrchronik Pfaffenweiler). — Diese Stelle (Nr. 1767) könnte die gleiche sein, die 1569 urkundlich erwähnt wird: 1,5 Juchert Reben bei den Hunnengräbern, neben der von St. Clara Gütern. — Es handelt sich hier um die früheste bekannte urkundliche Erwähnung frühgeschichtlicher Gräber in unserem Bezirk. (Vgl. K. Deichelbohrer, Festschrift, 15, 14.) — Die Fundstelle liegt in der Nähe des heutigen Friedhofs, etwa 500 m vom Ort. Bei der kommenden Rebumlegung wären hier weitere Funde möglich. (Vgl. auch E. Wagner 1, 1908, 228.)

Pfaffenweiler-Öhlinsweiler: 1094 Oleswilare.

1802 öffnet Geometer Gunzburger bei einer Wegneuanlage nördlich des Ortes im Gewann „äußerer Berg“ ein trocken gemauertes Plattengrab, an den Längsseiten, an Kopf- und Fußende mit Steinplatten geschlossen, mit drei Platten abgedeckt. Beigabe zum Skelett ein Eisenmesser. (Fundstellenberichtigung durch K. Deichelbohrer, vgl. Wagner oben.)

Staufen: 770.

Vor Jahren findet sich „hinterm Schloßberg“ das Bruchstück (Viertel) einer alamannischen bronzenen Zierscheibe (Durchmesser 5 cm) zu einer am Gürtel hängenden Tasche. Als Schmuckmotiv entsteht ergänzt ein Kreuz (Abb. 8). — 7. Jahrhundert. Vielleicht dazu gehörig ein Eisenring (Durchmesser 2,4 cm) und eine bronzenegegossene Gürtelschnalle ohne Dorn (5 × 2 cm). Die Funde stammen vermutlich aus einem gestörten Grab, das zu einer abgegangenen Siedlung in dieser Gegend gehören könnte. In der Sammlung A. Schladerer. (Fr. Ringwald/W. Werth, 1956.)

Etwa 1870 entdeckt ein Bauer im Gewann „Tebishasa“, rechts der Straße nach Schmiedhofen, kurz vor der Gemarkungsgrenze, einen gut erhaltenen Sax (Länge 80 cm, Griffzunge 19 cm, Breite etwa 4 cm) beim Pflügen, den der Vater von Direktor M. Lederle erwirbt und später der Stadt schenkt. Fund vermutlich aus einem angeschnittenen Grab. Etwa 7. Jahrhundert. — Da ungefähr 1500 m Abstand zum Ortskern Staufen bestehen, wäre der Zusammenhang mit einer Wüstung nicht ausgeschlossen. (M. Lederle/W. Werth, 1956.)

Tunsel: 1094 Tounsul.

1735 stößt Zehntdrescher J. Hausenstein auf der öffentlichen Gassen zwischen der Zehntscheune (später Rathaus, heute Anwesen Q. Vorgrimler) etwas mehr gegen den Eingang zum Weinkeller des Pfarrhofs auf ein Grab, „darinnen annoch die Totengebeine von ziemlicher Größe und eine Hirnschalen gelegen, oberhalb aber mit ungeheuren Steinen bedeckt.“ Unterhalb ist das Grab gemauert, darüber befinden sich die Steinplatten. Der Schreiber der Pfarrchronik, P. C. Herrmann, später Abt von St. Blasien, läßt die Gebeine wieder hineinlegen. Die Bauern berichten ihm, zur heidnischen Zeit hätten sich viele auf ihrem Hof, wo es ihnen gefallen, begraben lassen. — Auch J. Höfle habe ein solches Grab auf seinem Acker gefunden. Der Chronist bemerkt, daß solche Bestattungen da und dort auf den Feldern gefunden werden (hinc inde in agris inveniuntur). — Damit kann man für die frühe Siedlungsgruppe Tunsel auch an die übliche lockere Form denken. (Th. Currus, Bad. Zeitung Nr. 181, 9. 8. 1955/W. Werth, 1956.)

Tunsel-Muttikhofen: 1179 Muttichoven, Dorfwüstung, eigener Bann, auf Gemarkung Tunsel. An der Straße von dort nach Schmiedhofen, etwa 700 m entfernt, in der Gegend eines Wegkreuzes. 1476 nicht mehr erwähnt. Eine Kapelle auf dem „Muttikhofers Feld“ verschwindet etwa 1885. (L. Rück/E. Knobel, Dorfbuch von Tunsel, 1936.)

Etwa 1950 findet Landwirt H. Neymeyer dort im Gewann „Riesgarten“ beim Ausheben von Rübenmieten, etwa 4 m von dieser Straße, menschliche Knochen (Unterschenkel). Ob alamannisch, muß vorläufig offen bleiben. (W. Werth, 1956.)

Schmiedhofen: 1295 Smiedhoven, Ortsteil von Tunsel.

1925 schneidet Landwirt Hausenstein beim Kiesgraben (Nr. 3587) an der Südseite der Straße nach Grunern (ca. 500 m östlich des Orts), 10 m vom Wegrand, ein Steinkistengrab an, das geostet ist: Drei Deckplatten aus Kalkstein, Längsseiten Kieselwackensetzung, Schmalseiten nicht geschlossen, Skelett ohne Beigaben. (S. Hasenfratz, Bad. Fundber. 1, 1925—28, 185.)

Vor 1920 werden etwa 400 m nordwestlich davon, im Gewann „Feldrion“, (Nr. 3296/3297) ein freiliegendes Skelett und drei Plattengräber ohne Beigaben gefunden. (S. Hasenfratz, Bad. Fundber. 1, 1925—28, 185.)

Sulzburg: 840 Sulzbergeheim.

Unter den von Straßenwart W. Meier 1955 in seinem Grundstück „im Mühle-
matt“ gemachten Funden zeigt sich das Bruchstück eines Tondeckels, rotgebrannt
mit einem Radmotiv gestempelt. — Wohl spätoamannisch⁷. (W. Werth, 1956.)

1926 stößt man bei Anlage des Schießplatzes, etwas weiter oben auf der
anderen Seite des Sulzbachs, auf mehrere Skelettreste. — Wohl eher mittelalterlich,
da ich dort 1955 in der Schutthalde eines Bergwerks weitere Menschenknochen, ver-
mengt mit Keramik des 13. bis 15. Jahrhunderts, feststelle. (Bad. Fundber. 3, 1926, 209/
W. Werth, 1955.)

Wettelbrunn: 1275 Wettelbrunn.

1957 wird auf dem Acker von Landwirt Schwab nahe der Straße nach Hei-
tersheim, im Gewann „Obere Fuchsrain“, ein Plattengrab mit Skelett zer-
stört. Die Deckplatten werden mit nach Hause genommen.

In der Nähe sollen im Gewann „Einsetze“ früher Plattengräber gefunden
worden sein. E. Scheffelt stellt dort 1957 eine Platte fest. (E. Scheffelt, Bad. Fundber. 14,
1958, 29.)

⁷ Freundliche Mitteilung von Herrn Univ.-Prof. R. Laur-Belart, Institut für Ur- und Frühgeschichte der
Schweiz, Basel.

VII. Quellen- und Schrifttumshinweise in Auswahl:

- Beyerle, F. Das Kulturporträt der beiden alamannischen Rechtstexte: Pactus und Lex Alamannorum, Hegau 1956, Heft 2, S. 95 ff.
- Bissinger, K. Funde römischer Münzen im Großherzogtum Baden, Karlsruhe, 1889.
- Büttner, H. Die frühmittelalterliche Besiedlung des Breisgaus, Schauinsland, 1958, 59.
- Creutzberg, N., Eggers, H., Noack, W., Pfannenstiel, M. Freiburg und der Breisgau, Freiburg, 1954.
- Dannenbauer, H. Bevölkerung und Besiedlung Alemanniens in der fränkischen Zeit, Protokoll Nr. 25 des Städtischen Instituts für Landschaftskunde des Bodenseegebiets, Konstanz, 1954.
- Deichelbohrer, K. Aus der Chronik von Pfaffenweiler, Festschrift anlässlich des Bezirksmusikfestes, Freiburg, 1954.
- Ettlinger, E. Die Keramik der Augster Thermen, Monographie zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Bd. VI, Basel.
- Fabricsius, F. Die Besitznahme Badens durch die Römer, Neujahrsblatt der Badischen Historischen Kommission, Heidelberg, 1905.
- Fremersdorf, E. Das fränkische Reihengräberfeld Köln-Müngersdorf, Römisch-Germanische Forschungen, Bd. VI, Berlin, 1955.
- Funk, A. Zur Geschichte der Frühbesiedlung des Hegaus durch die Alamannen. Festschrift für Th. Mayer, aus Verfassungs- und Landesgeschichte, Bd. II, 1955.
- Gersbach, E. Das mittelbadische Mesolithikum, Bad. Fundber. 19, 1951, 15.
- Jänichen, H. Untersuchungen zur Geschichte der Markungen und Allmenden. Protokoll Nr. 42 des Städtischen Instituts für Landschaftskunde des Bodenseegebiets, Konstanz, 1956.
- Kimig, W. Beiträge zur Frühphase der Urnenfelderkultur am Oberrhein, Bad. Fundber. 17, 1941 bis 1947, 148, Freiburg.
- Knorr, R. Terra-sigillata-Gefäße des 1. Jahrhunderts mit Töpfernamen, Stuttgart, 1952.
- Krieger, A. Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Bd. I, II, Heidelberg, 1905—05.
- Kuhn, F. Römische Siedlungsfunde am Hochrhein, Bad. Fundber. 5, 1955—56, 428.
- Langenbeck, F. Die fränkische Besiedlungspolitik in Alemannien und im Elsaß nach Dannenbauer im Spiegel der Ortsnamenforschung, Protokoll Nr. 50 des Städtischen Instituts für Landeskunde des Bodenseegebiets, Konstanz, 1955.
- Martini, E. Sulzburg, Freiburg, 1880.
- Mayer, F. Geschichte des ehemaligen St. Gallischen Dorfes Norsingen i. Br., Staufen, 1928.
- Mayer, Th. Beiträge zur Geschichte St. Trudperts, Veröffentlichungen des Oberrheinischen Instituts für geschichtliche Landeskunde, Freiburg, 1927.
- Mone, J. F. Über die ausgegangenen Orte in Baden, Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins, Karlsruhe, 1862.
- Nesselhauf, H. Die Besiedlung der Oberrheinlande in römischer Zeit, Bad. Fundber. 19, 1951, 71.
- Nierhaus, R. Besiedlung und innere Verwaltung des rechtsrheinischen Obergermaniens in römischer Zeit, Protokoll Nr. 22 des Städt. Instituts für Landschaftskunde des Bodenseegebiets, Konstanz, 1954.
- Nierhaus, R. Zur Bedeutung der bürgerlichen Siedlung im Gewann „Mühlöschle“, Gemarkung Hüfingen, Bad. Fundber. 20, 1956, 115.
- Paret, O. Die Römer in Württemberg, Bd. III, Stuttgart, 1952.
- Paret, O. Die vor- und frühgeschichtlichen Kunst- und Kulturdenkmäler in Hohenzollern, Bd. II, Stuttgart, 1949.
- Pittioni, R. Ur- und Frühgeschichte des österreichischen Raumes, Wien, 1954.
- Preuschen, A. G. Denkmäler von alten physischen und politischen Revolutionen in Deutschland, besonders in Rheingegenden, 1787.
- RIC - Mattingly, H., Sydenham, E. A., The Roman Imperial Coinage, London, 1925.
- Roth, H. St. Peter und St. Martin bei Waldkirch, Alemannisches Institut, Waldkirch, 1955.
- Rück, L., Knöbel, E. Dorfbuch von Tunsel, Manuskript 1956.
- Sauer, J. Die Anfänge des Christentums und der Kirche in Baden, Neujahrsblatt der Badischen Historischen Kommission, Neue Folge 14, Heidelberg, 1911.
- Schillinger, E. Die Siedlungsgeschichte des Breisgaus bis zum Ende der Karolingerzeit unter besonderer Berücksichtigung der Ortsnamen, Manuskript Dis. phil. 1945.
- Schreiber, H. Die neuentdeckten Hünengräber im Breisgau, Freiburg, 1826.
- Schwarz, E. Herkunft der Alamannen, Grundfragen der alamannischen Geschichte, Bd. I, Herausgeber Prof. Th. Mayer, Konstanz, 1955.
- Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte, 24. Jahrbuch 1954/55, Frauenfeld.
- Staatliches Amt für Ur- und Frühgeschichte Freiburg: Ortsakten, Pläne, Funde, Bad. Fundber., Freiburg, 1925—1956.
- Stachelin, F. Die Schweiz in römischer Zeit, 5. Auflage, Basel, 1948.
- Stoll, H. Die frühmittelalterliche Besiedlung des Breisgaus, Schauinsland, 1958, 59.
- Tüchle, H. Kirchengeschichte Schwabens, Stuttgart, 1951.
- Veeck, W. Die Alamannen in Württemberg, Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, Bd. I—III, Berlin, Leipzig, 1951.
- Veeck, W. Die Reihengräberfriedhöfe des frühen Mittelalters und die historische Forschung, Römisch-Germanische Kommission, Berlin, 1925/26.
- Wagner, E. Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alamannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden, Tübingen 1, 1908.
- Wahle, E. Deutsche Vorzeit, 2. Auflage, Basel, 1952.
- Werner, J. Münzdatierte austrasische Grabfunde, Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, Bd. III, Berlin, Leipzig, 1955.
- Werner, J. Das alamannische Gräberfeld von Bülach, Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Basel, 1955.

Aus den Anfängen der Stadt Freiburg

Freiburgs Erwähnung im St. Galler Verbrüderungsbuch*

Don H. Büttner

Immer wieder hat sich seit Jahrzehnten die historische Forschung, gepackt von der Problematik, die in den Anfängen der Stadt Freiburg liegt, um die Lösung der Frage bemüht, wann und unter welchen Umständen diese erste und wichtigste Zähringerstadt am Rande des Schwarzwaldes entstanden ist¹. Dabei lag die Hauptaufmerksamkeit auf der Erforschung des Freiburger Stadtrechtes, dann aber behandelte man auch die Frage, wie die Gründung und Entwicklung Freiburgs einzuordnen sei in die politische Konzeption seiner Gründer, der Herzöge von Zähringen, die im 12. Jahrhundert über den Schwarzwald hinweg sich ein frühes staatliches Gebilde schufen². Ferner erwog man öfters das Problem, ob Freiburg sein Entstehen und seine Bedeutung dem Fernhandel verdanke oder aber der Marktlage für seine nähere Umgebung³.

Über diesen Studien zur Stadtrechtsgeschichte und zur politischen und wirtschaftlichen Bedeutung Freiburgs mußte eine andere Fragestellung zurücktreten, wie es nämlich um die geistige Welt seiner Einwohner aussah; denn die Quellen schienen darüber nur verhältnismäßig wenige und spröde Kunde zu geben, sofern man nicht durch die Bestimmungen des Stadtrechts zu deren geistigem Untergrund vorzudringen versuchte.

Wenn man die Frage über die Anfangszeit immer wieder erörterte, so spielte dabei bis vor kurzer Zeit keine Rolle eine Liste der fratres de Friburch, die im St. Galler Verbrüderungsbuch zu finden ist, obwohl diese seit dem Jahre 1884 in der Ausgabe der *Libri confraternitatum* leicht zugänglich war⁴. Auf diese vergessene und lange unbeachtet gebliebene Quelle aufmerksam gemacht zu haben, ist das Verdienst von J. Rest; während seiner Arbeiten zur Geschichte des Breisgaves und des Kaiserstuhles war er auf die Aufzählung der Freiburger Namen im St. Galler Verbrüde-

* Die vorliegende kleine Studie war Herrn Professor Dr. J. Rest zum 65. Geburtstag im Dezember 1949 im Manuskript gewidmet. Der Text ist fast unverändert geblieben; die seitdem erschienene Literatur ist in Anmerkungen berücksichtigt.

¹ Die älteste Literatur ist zusammengefaßt bei G. v. Below, Zur Deutung des ältesten Freiburger Stadtrechtes, in: *Zeitschr. Ges. Freib. Gesch.* 36 (1920) 1—30; ders., Deutsche Städtegründung im Mittelalter (Freiburg, 1920); P. Albert, Von den Grundlagen zur Gründung Freiburgs im Breisgau, in: *ZGGRh. NF* 44 (1931) 172—231; bes. S. 221—223. Vgl. ferner Anm. 5, 9, 12.

² Th. Mayer, Der Staat der Herzöge von Zähringen, in: *Freiburger Universitätsreden* 20 (1935); ders., Die Zähringer und Freiburg im Breisgau, in *Schauinsland* 65/66 (1938/1939) 133—146; ders., Die Besiedlung und politische Erfassung des Schwarzwaldes im Hochmittelalter, in *ZGGRh. NF* 52 (1939) 500—522.

³ Vgl. bes. E. Hamm, Die Städtegründungen der Herzöge von Zähringen (Freiburg, 1932) und P. Albert in: *ZGGRh. NF* 44 (1931) 189 ff.

⁴ Mon. Germ. Libri confrat. S. 37, Sp. 80.

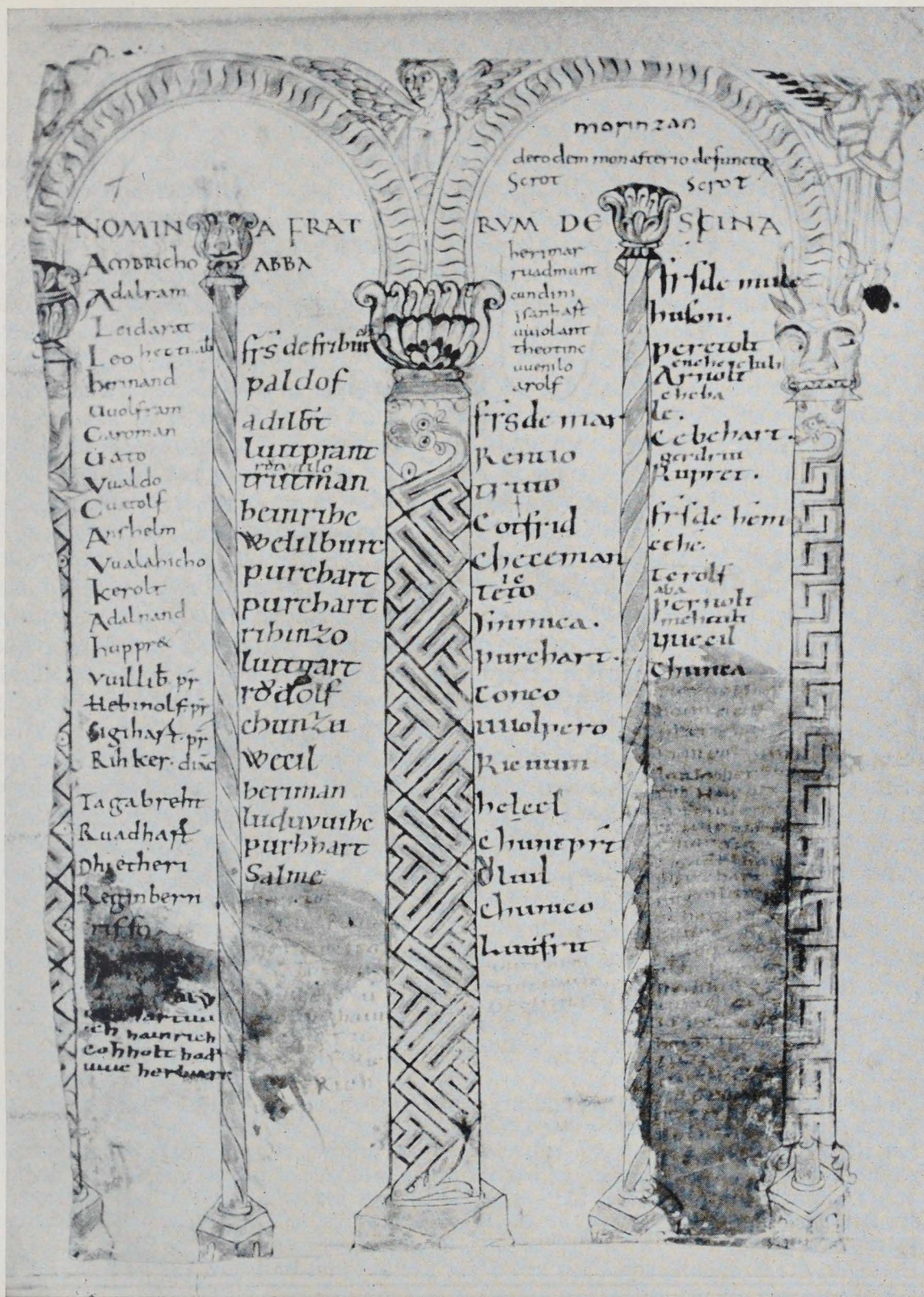
rungsbuch gestoßen und hatte sofort erkannt, daß diese älteste Nennung Freiburger Einwohner von besonderer Bedeutung sein könne, wenn man sich darum bemühte, die Anfänge der Stadt aufzuhellen⁵.

Die Frage der zeitlichen Anordnung dieser Freiburger Namen im St. Galler Verbrüderungsbuch scheint auf den ersten Blick nicht ganz einfach. Nach Piper gehören die Seiten XIII bis XXVI einer Pergamentlage des Verbrüderungsbuches an, die ihre erste Gestaltung um das Jahr 839 fand⁶. Die Seite XIX wurde dabei für die Namen des Klosters Skina (Schienen) vorgesehen, das später eine Präpositur der Reichenau wurde. Auf der freigebliebenen zweiten Spalte dieser Seite (Spalte 80) wurden sodann 17 Namen Freiburger Einwohner aufgezeichnet⁷. Aus welcher Zeit aber stammen

⁵ P. Albert, Die Fratres de Friburch, in: *Freib. Diöf.-Archiv*, 3. Folge, Bd. 6 (1954) 224—227 weist dem auf Freiburg bezüglichen Eintrag im St. Galler Verbrüderungsbuch nur die drei Namen Paldof, Adilbert, Luitprant zu. Entsprechend der Vorstellung, daß der Ausdruck *fratres*, den die Überschrift verwendet, nur Kleriker bezeichnen könne, und daß die Kreuzzugspredigt Bernhards von Clairvaux im Dezember 1146 von nachhaltiger Wirkung auf das religiöse Leben in der jungen Sähringerstadt gewesen sein müsse, gelangt er zu dem Ergebnis, „daß es sich bei den Fratres de Friburch um die damaligen drei Pfarrgeistlichen des Münsters und um die Jahre 1147—1150 handelt“. (S. 227) — Fr. Beyerle, Die Fratres de Friburch im St. Galler Verbrüderungsbuch, in: *Schauinsland* 72 (1954) 11—16 weist ebenfalls nur drei Namen der Freiburger Liste zu; er setzt mit Recht die Datierung der Eintragung in die Zeit um 1100. In der Bezeichnung *fratres* sieht auch er einen Hinweis auf Geistliche, doch gilt dies nach seiner Auffassung jeweils nur für die Namen bis zum Auftauchen eines weiblichen Personennamens. So hat Beyerle im Grunde die durchaus zutreffende Vorstellung, daß man es unter den einzelnen Gruppen, die durch die Überschrift *Fratres de Marle* usw. zusammengefaßt werden, mit Männern und Frauen zu tun hat, die das Kloster St. Gallen aufsuchten und sich anlässlich dieser Wallfahrt zum Grabe des hl. Gallus dem Gebet im Kloster empfahlen. — Auch W. Noack, Fragen des Kunsthistorikers an den Historiker im Zusammenhang mit der Vorgeschichte der Freiburger Stadtgründung, in: *Schauinsland* 73 (1955) 3—17, kommt S. 14 f. auf die Fratres de Friburch zu sprechen; er datiert mit Vorsicht die eingeschriebenen Namen in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts und schließt, in Fortführung anderer Gedankengänge (vgl. bes. S. 9 ff.), auf das Bestehen eines „Dorfes Freiburg spätestens in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts“. (S. 16)

⁶ *Mon. Germ. Libri confrat.* S. 3—4.

⁷ Die Hand, welche Sp. 80 auf S. XIX die Überschrift *Fratres de Friburch* schrieb, hat die darunter folgenden Namen in einem Zug eingetragen. Diese Namensgruppe ist deshalb zunächst als Einheit anzusehen. Über dem vierten Namen *Trutman* ist in kleinerer Schrift, aber wohl von der gleichen Hand, der Ortsname *Rotvuislo* dazwischen geschrieben. Dies bedeutet eine Korrektur, die zunächst nur auf diesen einen Namen zu beziehen ist. Die Bezeichnung *fratres* nur auf Kleriker zu beziehen, liegt für die Zeit seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts und im 12. Jahrhundert kein Grund mehr vor; am besten ergibt sich dies aus den Eintragungen über Marlsheim (Sp. 81) oder Mülhausen (Sp. 82); auch hier bezieht sich die Überschrift auf jeweils die ganze Reihe der von der jeweiligen Hand vorgenommenen Namen; eine Aufgliederung nach Gruppen ist nicht möglich und auch von dem Schreiber nicht beabsichtigt; eine Unterscheidung von Klerikern und Laien ist aus der Art der Eintragung nicht abzuleiten. Die erhaltenen Teile des ältesten Bruderschaftsbuches von St. Mathias in Trier geben sogar für die Zeit um spätestens 1150, wahrscheinlich jedoch schon 1127, eine ausdrückliche Bestätigung dafür, daß der Ausdruck *fraternitas*, und damit selbstverständlich auch die Bezeichnung *fratres*, auf Angehörige des geistlichen Standes wie auf Laien in gleicher Weise bezogen wurde; R. Laufner, Die Fragmente des ältesten Pilgerbruderschaftsbuches von St. Mathias, Trier, in: *Archiv f. mittelrhein. Kirchengesch.* 7 (1955) 237—263, bes. S. 246: *In Augusta civitate (Augsburg) quidam fideles tam clericorum quam laicorum fraternitatem in honore b. Mathie inierunt et singulis annis cum oblatione et candela ad tumbam eius venire promiserunt. An dieser Stelle ist somit auch die Art der Wallfahrt durchaus klar beschrieben; in ähnlicher Weise, nämlich als Pilgereintragungen und Bruderschaft, haben wir uns auch die fratres de Friburch vorzustellen.*



St. Galler Verbrüderungsbuch, Kolonnen 79—82

Aufnahme des Stiftsarchivs St. Gallen

diese Eintragungen aus Freiburg? Die Buchstabenformen weisen unterschiedliche Merkmale auf⁸. Die Schrift wirkt trotz aller Sicherheit des Duktus doch etwas plump und unbeholfen und bereitet gerade deshalb der zeitlichen Festlegung einige Schwierigkeiten. Die verdickten Oberlängen deuten in der angewandten Form eher auf das Ende des 11. Jahrhunderts, als daß sie weit in das 12. Jahrhundert hineinweisen; die Formen von w und z dagegen zeigen eine so fortgeschrittene Ausgestaltung, daß man sie in die ersten Jahrzehnte des 12. Jahrhunderts setzen muß. Somit deutet der Schriftcharakter bei Abwägung aller Merkmale am ehesten in den Anfang des 12. Jahrhunderts, mithin in die Anfangszeit der Stadt Freiburg selbst.

Die Liste mit ihren 17 Namen zählt uns Einwohner von Freiburg auf, überwiegend Männer, doch auch einige Frauen. Bei dem dritten Namen der Liste, Trutman, ist, offenbar als Herkunftsort, der Name von Rotweil übergeschrieben; wir haben darunter das Dorf Rotweil am Kaiserstuhl zu verstehen. Es wirft sich dabei die Frage auf, ob Trutman zu den Freiburger Einwohnern zählt, und nur seine alte Heimat mitaufgeführt ist, oder ob ein zu Rotweil sesshafter Mann Aufnahme fand bei den *fratres de Friburch*. Auf die hierdurch angeschnittene Frage nach der Herkunft der Freiburger Bürger kann in diesem Zusammenhang nicht näher eingegangen werden; nur soviel sei angemerkt, daß eine Untersuchung des letztgenannten Problems auch sehr wesentlich beitragen wird, eine Antwort darauf zu finden, ob Freiburg mehr als Fernhandelsstadt gegründet wurde oder eher aus dem Zähringer Raum herausgewachsen ist.

Die Forschung hat meist festgehalten am Jahre 1120 als dem Gründungsdatum der Stadt Freiburg. Die zeitliche Einordnung der Liste im St. Galler Verbrüderungsbuch ergibt kein ganz sicheres Kriterium, um zu dieser Annahme Stellung zu nehmen, aber sie lenkt doch noch einmal die Aufmerksamkeit auf das Gründungsdatum der Stadt. Die oft erörterte Nachricht der Marbacher Annalen zum Jahre 1091, die Schick⁹, Albert¹⁰ und Hamm¹¹ auf den Bau der Burg Freiburg bezogen, wurde neuerdings von Güterbock¹² für den Beginn einer dörflichen Siedlung in Anspruch genommen, deren Spuren im Stadtplan noch zu verfolgen sind (in der Oberau¹¹). Sind mit den beiden Jahren 1091 und 1120 aber nicht die Anfänge und das Ende der gleichen Entwicklung erfaßt, nämlich des ganzen Gründungsvorganges der Stadt Freiburg? Die Entstehung einer regelmäßig geplanten Stadtanlage, der ersten größeren im Schwarzwaldgebiet, vollzog sich ja nicht in kürzester Frist, sondern benötigte eine längere Entwicklungsdauer. Die heutige Straßenführung zwischen Martinstor und dem Westausgang der Stadt zeigt noch unverkennbare Spuren davon, daß die Bebauung des Stadtgebietes nicht mit einem Schlage erfolgte, sondern daß inmitten des Stadtbereiches während längerer Zeit noch unbebaute Flächen vorhanden waren. Noch im Jahre 1146 wird Freiburg vom Konstanzener Bischof Hermann als *vicus* bezeichnet¹³.

⁸ In der Ausgabe der *Mon. Germ.* läßt sich nicht feststellen, welchen Zeiten die Eintragungen der Verbrüderungsbücher entstammen, die nachträglich eingefügt wurden, wenn nicht aus den Regierungszeiten von hochgestellten Personen zufällig ein Anhaltspunkt gewonnen werden kann. Man muß jeweils auf das Original zurückgreifen. Auch hier sei dem Stiftsarchiv von St. Gallen und Herrn Stiftsarchivar Dr. Stärkle für die Einsicht in das Original des Verbrüderungsbuches und für die Überlassung von Photokopien der betreffenden Seiten freundlichst gedankt.

⁹ R. Schick, Die Gründung von Burg und Stadt Freiburg im Breisgau, in: *ZGÖRh. NF* 38 (1923) 181—219, bes. S. 197 f.

¹⁰ P. Albert in: *ZGÖRh. NF* 44 (1931) 216 ff.

¹¹ E. Hamm S. 30 ff.

¹² F. Güterbock, Zur Entstehung Freiburgs im Breisgau, in: *Zeitschrift Schweiz. Gesch.* 22 (1942) 185—219, bes. S. 197 ff.

¹³ *Mon. Germ. Script.* 26, 123.

Zweifelsohne gehört die Burg Freiburg von Anfang an als wichtiges Glied zur Gesamtanlage; in ihrem Schutze erhob sich die Stadt als eine Gründung der Zähringer Herzöge. Von der Burg, die den Eingang ins weite Rund des Kirchzartener Tales deckte, erhielt die Stadt auch einen wesentlichen Anstoß für ihren Namen¹⁴. Der Typ des Ortsnamens von Freiburg gehört erst der Zeit seit dem 11./12. Jahrhundert an, vorher ist er wohl für alte Römerstädte, nicht aber für neugegründete bürgerliche Siedlungen gebräuchlich¹⁵. Burg und Stadt Freiburg bildeten eine Einheit im werdenden territorialen Gebilde der Zähringer, das den Schwarzwald politisch und wirtschaftlich erschloß. Freiburg besaß eine hohe Bedeutung als eine der wichtigsten Verklammerungsstellen für die Fäden der Zähringer Politik, die im 12. Jahrhundert den Schwarzwald überzogen, dazu eine besondere wirtschaftliche Funktion für den Breisgau und für den Silberbergbau des Schwarzwaldes, der im 11./12. Jahrhundert seine erste Blüte erlebte.

Die Stadt Freiburg wird aber in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens in den Urkunden kaum genannt¹⁶; ihre Gründung ist in den großen Annalenwerken aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts nicht vermerkt worden; erst die Marbacher Annalen bringen diese Nachricht als Zusatz, den sie anderswo fanden¹⁷. Daraus aber möchte man wiederum den Schluß ziehen, daß die Zähringerstadt nicht sprunghaft in die Höhe wuchs, sondern in einem langsamen organischen Wachstum sich entfaltete. Ihr Entstehen wurde von den Zeitgenossen nicht als eine umwälzende Tat angesehen, sondern wohl in eine Reihe gestellt mit den hergebrachten Marktgründungen wie Schaffhausen (1045), Allensbach (1075) und Radolfzell (1100), wenn sie auch die vorgefundene Entwicklung in ganz bestimmter Ausprägung aufnahm und weitergestaltete. Daß Freiburg in der urkundlichen Überlieferung des 12. Jahrhunderts aber so stark zurücktritt, ist doch eigentlich erstaunlich; denn die Nachrichten aus dem Breisgau fließen an sich für das 12. Jahrhundert reichlich in dem Schenkungsverzeichnis von St. Peter¹⁸, das als Zähringer Hauskloster im Jahre 1091 nach dem Schwarzwald verlegt und im Jahre 1093 durch den Konstanzer Bischof Gebhard, ebenfalls ein Sprosse des Zähringerhauses, eingeweiht wurde¹⁹. Zwischen der Entstehung von Burg und Stadt Freiburg und der Verlegung des Zähringer Hausklosters nach dem Schwarzwald besteht ein innerer Zusammenhang. Aus Freiburg aber rührt aus der ersten und zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts nur je eine Schenkung her²⁰; in vier weiteren Schenkungen für St. Peter nur tauchen Freiburger Bürger als Zeugen auf²¹. In diese

¹⁴ Fr. Beyerle, Zur Typenfrage in der Stadtverfassung, in: ZRG, Germ. Abt. 50 (1930) 1—114, bes. S. 32 geht für die Namengebung Freiburgs im Breisgau von dem Sprachgebrauch burgum-Markt aus und weist als Vorbild besonders auf den Bourg de Lausanne hin (S. 41 ff.). Gegen eine Anwendung dieses Sprachgebrauches in Freiburg dürfte wohl sprechen, daß der Markt dort nicht als burgum bezeichnet wird, soweit die frühen Quellen in Frage kommen, wenngleich die Zähringer zweifellos Anregungen aus dem burgundischen Gebiet übernahmen bei der Gründung der Stadt Freiburg. Denn im Jahre 1090 hatten sie ja das Erbe der Rheinfelder erhalten und damit eine Beziehung bis in den Raum um Lausanne hergestellt.

¹⁵ Zur Frage der Namengebung -burg vgl. jetzt die aufschlußreichen Darlegungen von W. Schlesinger, Burg und Stadt, in: Aus Verfassungs- und Landesgeschichte, Festschrift Th. Mayer, I (Konstanz, 1954) S. 97—150.

¹⁶ Vgl. F. Hefele, Freiburger UB, I (Freiburg 1938/39), S. 5 ff.

¹⁷ Annal. Marbac. ed. H. Bloch, S. 37.

¹⁸ E. Fleig, Handschriftliche, wirtschafts- und verfassungsgeschichtliche Studien zur Geschichte des Klosters St. Peter auf dem Schwarzwald (Freiburg, 1908).

¹⁹ Zur Literatur vgl. A. Brackmann, Germania Pontificia II, 1 (1923), 190 f.

²⁰ Hefele, Freiburger UB, I, 6 n. 16; 9, n. 24.

²¹ Ebda. 5, n. 15; 7, n. 20; 7, n. 21; 10, n. 26.

wenig erhellt Zeit der Freiburger Geschichte bringt die Namensreihe im St. Galler Verbrüderungsbuch etwas weiteres Licht.

Diese Freiburger Namensliste ist im Zusammenhang zu sehen mit weiteren ähnlichen Eintragungen der gleichen Zeit im St. Galler liber confraternitatis; aus dem schwäbischen Gebiet, aus dem Breisgau und dem Elsaß rühren sie her. Auf der gleichen Seite wie die Freiburger Namen, von gleichzeitigen, aber nicht denselben Händen, sind eingetragene Namen von Männern und Frauen aus Mülhausen und Marlenheim im Elsaß sowie weitere Personen aus Schöffolsheim bei Hagenau, Blodelsheim bei Ensisheim, Altdorf und Sigolsheim im Elsaß sowie von Horburg, Steinburg bei Zabern und Wolfisheim bei Straßburg²². An anderer Stelle sind 77 Namen aus Pfaffenheim im Elsaß summarisch aufgezählt²³, auf anderen Seiten, stets aber als nachträgliche Einfügungen, stehen zahlreiche Namen von Einwohnern des Breisgaves und des Kaiserstuhlgebietes vermerkt, wie solche aus Rotweil, Bergen, Burkheim und Endingen, aus Dinglingen, Muttersheim, Friesenheim, Kippenheim, Ettenheim und Münchweiler sowie aus Krozingen und Hertingen bei Lörrach²⁴. Einzelnamen wechseln mit kleinen Listen ab; bei Freiburg, Mülhausen, Marlenheim und Endingen werden die Namen durch die Bezeichnung fratres zusammengefaßt.

Bei diesen Namen des frühen 12. Jahrhunderts kann es sich nicht mehr wie bei den fratres im 9./10. Jahrhundert um Angehörige des geistlichen Standes oder um Mitglieder des Mönchtums handeln, sondern eher um solche des Laienstandes²⁵. Somit ist nach den Eintragungen des St. Galler Verbrüderungsbuches ein gewisses Aufleben des Konfraternitätsgedankens anzunehmen, das sich unter der Laienbevölkerung im ausgehenden 11. Jahrhundert und zu Beginn des 12. Jahrhunderts geltend machte; die Bezeichnung fratres, die sich, wie bereits bemerkt, auch für Freiburg findet, läßt wohl an eine Art örtlicher Bruderschaften denken, wie wir solche für St. Mathias in Trier über ganz Westdeutschland und darüber hinaus finden. Wenn wir nun die Frage aufwerfen, wie diese Belebung des Bruderschaftsgedankens und der geistig-religiösen Beziehungen zu St. Gallen am Anfang des 12. Jahrhunderts zustande kam, dann stellen wir zunächst fest, daß es sich überwiegend, wenn auch nicht ausschließlich, um Gebiete handelt, in denen St. Gallen seit dem 8./9. Jahrhundert alten Besitz hatte. Ausreichend jedoch ist diese Beobachtung nicht; es ist außerdem unbedingt noch hinzuweisen auf die damals spürbare religiöse Bewegung, die sich als eine der Auswirkungen der Reformgedanken des 11. Jahrhunderts gerade im schwäbischen Bereich geltend machte. Bernold von St. Blasien gibt eine anschauliche und eindrucksvolle Schilderung von der religiösen Ergriffenheit, die sich am Ende des 11. Jahrhunderts im Bodenseegebiet und in Schwaben zeigte, und die besonders das Laienelement in den ländlichen Gegenden erfaßte bis in die entlegensten Winkel hinein. Die Bewohner ganzer Dörfer wurden, wie Bernold berichtet²⁶, von diesen religiösen Impulsen ergriffen. Daß der Bruderschaftsgedanken durch diese von der allgemeinen Reform ausgelöste geistige Bewegung

²² Mon. Germ. Libri confrat., S. 37; vgl. Beyerle, Fratres, S. 12 f.

²³ Ebda., S. 29, Sp. 53.

²⁴ Ebda., S. 31, Sp. 62; 33, Sp. 70; 34, Sp. 73/74; 38, Sp. 85/86. Die Liste der 17 Namen der fratres de Wipruhc (ebda. S. 33, Sp. 69) gehört wohl ebenfalls in diesen Zusammenhang; der Ortsname ist bis jetzt noch nicht befriedigend gedeutet. Auf Freiburg im Breisgau möchte ich ihn nicht beziehen, wiewohl es nicht ganz ausgeschlossen ist. Sehr beachtenswert ist der Vorschlag von A. Schulte, Wipruhc mit Weitbruch, südlich Hagenau im Elsaß, gleichzusetzen. Vgl. A. Schulte, Zu den Verbrüderungsbüchern von St. Gallen und Reichenau, in: *MJÖG*, 11 (1890), 123—127, bes. S. 125.

²⁵ Vgl. oben Anm. 7.

²⁶ Mon. Germ. Script., 5, 453.

neue Antriebe erhielt und wieder auflebte, nimmt deshalb nicht wunder. Dazu kam dann seit dem Ausgang des 11. Jahrhunderts noch die Welle der Kreuzzugsbegeisterung, die ebenfalls in weiten Kreisen ein gesteigertes religiöses Erleben und Empfinden mit sich brachte.

Dieses stärker pulsierende religiöse Leben um die Wende des 11./12. Jahrhunderts kam nicht nur den Reformklöstern selbst zugute, sondern war, wie Bernold von St. Blasien selbst betont, eine allgemeine Erscheinung. So stand zwar St. Gallen in den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts den eigentlichen Reformgedanken fern und setzte sich mit ihnen, so wie sie in Hirsau, Schaffhausen oder Petershausen vertreten wurden, eher feindlich als freundlich auseinander; dennoch vollzog sich in diesen Jahrzehnten auch in St. Gallen eine Neubelebung religiösen Denkens und auch des Bruderschaftsgedankens, wie es in den Namenslisten des *liber confraternitatis* zum Ausdruck kommt.

Daß St. Gallen um die Zeit von 1100 und kurz danach, trotz seiner zurückhaltenden Stellung zu den bewegenden Ideen der Zeit, von der Bevölkerung des Elsasses und des Breisgaves in religiösem Eifer aufgesucht und Verbindung mit der alten Reichsabtei angestrebt wurde, mag wohl damit zusammenhängen, daß sein im Kloster beigesetzter Stifter als Heiliger eine große Volkstümlichkeit besaß, daß er so weit bekannt und verehrt war, wie der geistige und weltliche Einflußbereich St. Gallens im 11. und 12. Jahrhundert reichte. Die in der Liste der *fratres de Friburch* genannten Personen stellen sich somit dar als ein Kreis der nach Freiburg hereinkommenden Bevölkerung, die als echte Kinder ihrer religiös ungemein angeregten Zeit anzusprechen sind. Die Menschen in der neugegründeten Stadt waren sicherlich von denselben Ideen erfaßt wie die Landbevölkerung; trotz der vermehrten Inanspruchnahme der Freiburger durch die besonderen Mühen, die mit dem Aufbau ihres neuen Gemeinwesens verbunden waren, fand doch auch das innere Leben, so wie es den Triebkräften der Zeit entsprach, eine mehr als nur in der Gewohnheit begründete Pflege.

Die Reformklöster im Schwarzwald, auch das Zähringerkloster St. Peter, wiesen einen ähnlichen Reliquienschatz nicht auf, wie ihn St. Gallen in der Grabstätte seines Stifters besaß. Daher erklärt sich wohl auch, daß zu Beginn des 12. Jahrhunderts die religiöse Verbundenheit Freiburgs mit St. Gallen größer war als mit dem benachbarten Kloster St. Peter, obwohl letzteres eine besondere Förderung durch die Zähringer genoß, die ja auch die Gründer und Stadtherren von Freiburg waren. Der Grundbesitz von St. Gallen im Breisgau war auch zu Beginn des 12. Jahrhunderts noch durchaus gewahrt, wenn auch die Nachrichten darüber nicht allzu reichlich fließen. In dem zu Anfang des 12. Jahrhunderts eine erhöhte Bedeutung erlangenden Gebiet von Kirchzarten versuchte St. Gallen seine alten grundherrlichen und kirchlichen Ansprüche geltend zu machen gegenüber den Herren v. Hohenberg, die rodend in den Schwarzwald vordrangen²⁷. Gerade in den Jahren 1120 bis 1125 versuchten die Hohenberger mit der Gründung des Augustinerstiftes St. Märgen²⁸ noch einmal mit den Zähringern am wichtigsten Übergang über den Hochschwarzwald in Wettbewerb zu treten, indem sie neben das Zähringerkloster St. Peter das eigene Stift St. Märgen stellten. In dieser Zeit erinnerte man sich in St. Gallen der alten, lange ruhenden Ansprüche am Wagensteigtal.

Mit den Zähringern bestand unter Abt Ulrich von St. Gallen (1077—1121) ein starker Gegensatz. Die Herzöge von Zähringen waren seit den letzten Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts eifrige Anhänger der Reformpartei, der St. Galler Abt gehörte stets

²⁷ Th. Mayer in: *ZGORh*, NF 52 (1939), 511 f.

²⁸ *Germ. Pont.*, II, 1, S. 188 f.

zu den Parteigängern der Salier. Als Berthold II. (1078—1111) und Berthold III. (1111—1122), letzterer unterstützt durch seinen noch ungleich begabteren Bruder Konrad (1122—1152), daran gingen, sich einen Herrschaftsbereich im Schwarzwaldraum aufzubauen, mußte ihnen dieser Zwiespalt mit Abt Ulrich von St. Gallen besonders hinderlich sein; denn in den wichtigen Randbereichen des Schwarzwaldes lag zahlreicher St. Galler Besitz. So führten Gegensätze in der grundsätzlichen Einstellung und in dem engeren räumlichen Interessenbereich zum Kampfe der Zähringer gegen und um St. Gallen. Im Jahre 1086 eroberte Berthold II. von Zähringen die Abtei St. Gallen; im Jahre 1121 griff Herzog Konrad bei der zwiespältigen Abtswahl in St. Gallen ein mit der Absicht, die Abtei in die Zähringer Herrschaftssphäre einzugliedern²⁹. Der Zähringer Konrad konnte tatsächlich dem ihm genehmen Kandidaten Manegold v. Mammern zum Erfolg verhelfen, jedoch die Vogtei über das Kloster nicht erwerben; er mußte sich damit begnügen, daß die Vogtei dem Gemahl seiner Schwester, Ulrich v. Garmertingen, übertragen wurde. St. Gallen hatte sich letzten Endes den Plänen der Zähringer ebenso entzogen, wie es gleichzeitig auch in der Abtei Allerheiligen zu Schaffhausen geschah³⁰.

Die politischen Spannungen zwischen den Zähringern und St. Gallen, die auch nach dem Jahre 1121 nicht ganz zur Zufriedenheit der Zähringer gelöst waren, hinderten aber nicht, daß auch aus der Bürgerschaft der jungen Stadt Freiburg Beziehungen geistig-religiöser Art nach St. Gallen sich spannten. Die Liste der Freiburger Namen im St. Galler Verbrüderungsbuch zeigt deutlich, wie ganz verschiedene geistige Strömungen und nicht übereinstimmende politische Absichten doch nicht nur im Gegensatz standen oder beziehungslos nebeneinander herliefen, sondern wie sie auch zu gegenseitiger Berührung und Beziehung kamen. St. Gallen, das selbst an der konservativ-aristokratischen Auffassung vom Mönchtum festhielt, übernahm aus dem Reformgeist doch die Wiederbelebung des Bruderschaftsgedankens; die Zähringer Herzöge aber ließen in ihrer eigenen Gründung Freiburg und im Breisgau die geistige Verbindung mit St. Gallen zu, wenn sie in der politischen Zielsetzung mit der alten Reichsabtei auch nicht übereinstimmten.

So wird die Freiburger Bruderschaftsliste im St. Galler liber confraternitatis zwar nicht ein Zeugnis für das Bestehen der Stadt vor dem bisher angenommenen Zeitpunkt, wohl aber gibt sie einen aufschlußreichen Einblick in das Leben und die Auffassungen in der ältesten Zähringerstadt am Schwarzwald, als diese in den Anfängen ihrer Entwicklung stand.

²⁹ H. Büttner, St. Georgen und die Zähringer, in: ZGORh. NF 53 (1939), 1—23, bes. S. 17.

³⁰ H. Büttner, Allerheiligen in Schaffhausen und die Erschließung des Schwarzwaldes im 12. Jahrhundert, in: Schaffh. Beitr. z. Vaterl. Gesch., 1940, S. 7—30.

Die Stadt Kenzingen

Don Werner Noack

Kenzingen ist unter den kleinen Städten des Breisgaus eine der reizvollsten und besterhaltenen. Auf einer Insel von zwei Armen der Elz umflossen zeichnet sich die ovale Altstadt auch heute noch mit eindrucksvoller Geschlossenheit in der Landschaft ab. Nur zaghaft wachsen einige neue Häusergruppen darüber hinaus. Die breite Marktstraße in ihrer schönen Raumwirkung und der ruhigen Reihung der nach der Gepflogenheit unserer Landschaft mit der Traufseite nach der Straße gerichteten Häuser gibt ein malerisches Bild mit ihren alten Brunnen und einigen künstlerisch hervortretenden Häusern des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts. Die Nebengassen zeigen heute noch wie seit der Stadtgründung den friedlichen Charakter der Ackerbürgerstadt mit seiner gesunden Verbindung von Handwerk und Landwirtschaft. Von der Folge schlichter Bürgerhäuser heben sich die bemerkenswerteren Einzelbauten ab bis zu der Pfarrkirche, die als das geistige und architektonische Zentrum die Gesamterscheinung des sympathischen alten Landstädtchens beherrscht. Aber dieses liebenswerte Stadt- und Straßenbild teilt Kenzingen mit vielen anderen ähnlichen Städten.

Die Eigenschaft aber, durch die sich die Stadt vor anderen auszeichnet, ist — was selbst manche Einheimische noch nicht wissen und würdigen —, daß sie selbst als Ganzes sich als ein spätromanisches Kunstwerk ersten Ranges, eine hochbedeutende architektonische Schöpfung der Stauferzeit erweist.

Sie ist das Spätwerk einer Gruppe der reichsten und schönsten planmäßigen Stadtanlagen des deutschen Mittelalters, der Jähringergründungen des XII. Jahrhunderts. Das bescheidene Ausmaß ermöglicht es dem Besucher im Gegensatz zu größeren Städten, wie etwa dem benachbarten Freiburg, den planvollen Organismus im Umhergehen ohne weiteres in sich aufzunehmen, gewissermaßen körperlich zu empfinden. Das Achsenkreuz der breiten, durch die Akzente der drei Brunnen gegliederten Marktstraße, deren eindrucksvolle Raumwirkung man sich beiderseits durch die beiden leider nicht mehr vorhandenen Tore geschlossen denken muß, und der schmaleren Längsachse, die noch im späteren XVIII. Jahrhundert keine Ausgänge an ihren Enden hatte, bildet das Gerüst des Stadtplans. Die Aufteilungsgassen sind in gleichmäßigen Abständen von 100 Fuß (30 m) parallel zur Längsachse angeordnet, im Nordostviertel ist der Raum für Pfarrkirche und Kirchhof ausgespart.

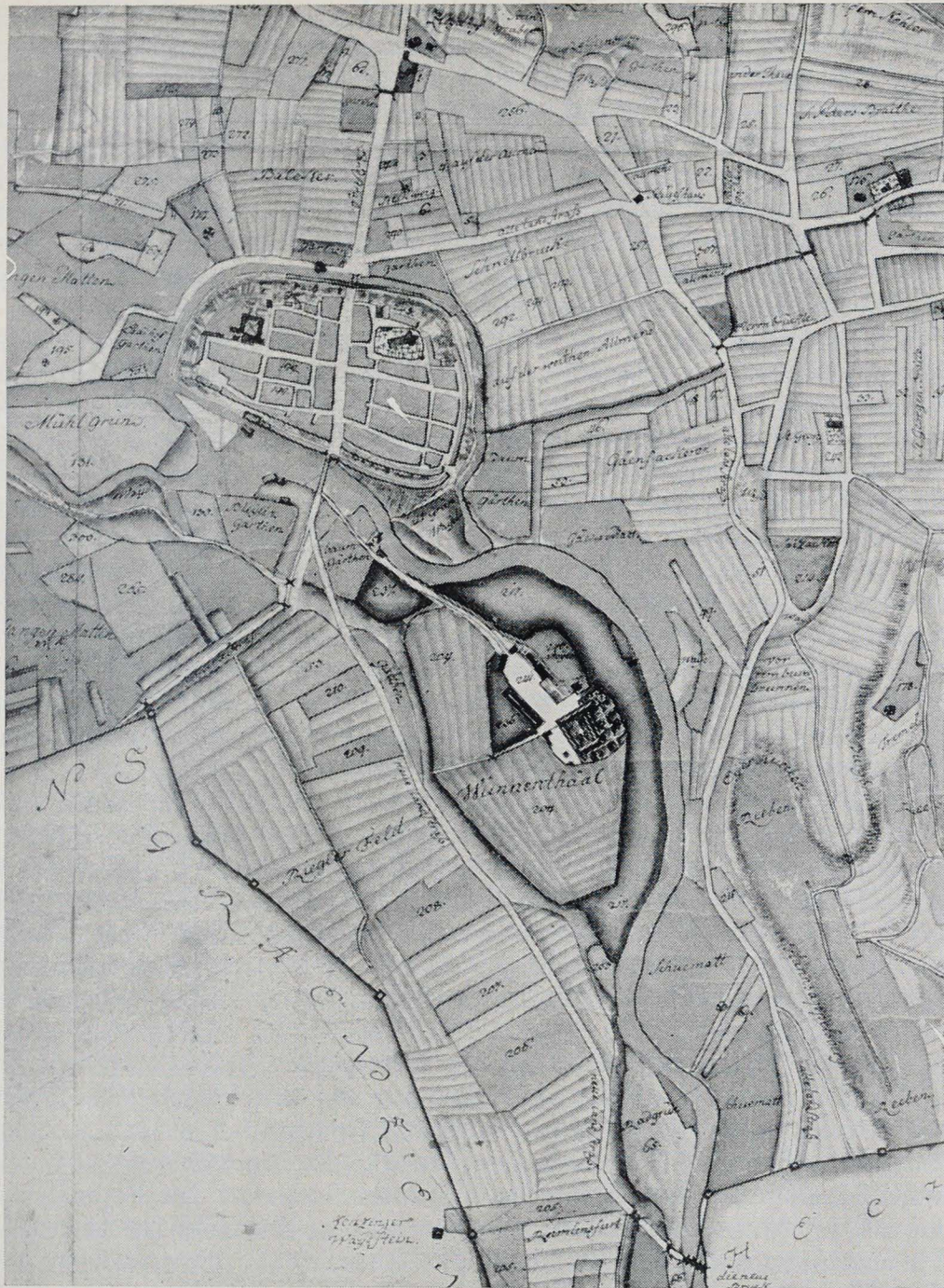
Um die künstlerische und historische Bedeutung dieser Anlage zu würdigen, bedarf es einiger einleitender Betrachtungen.

Der Aufsatz ist mit einigen Veränderungen ein Abdruck eines Beitrages zum Festbuch der 700-Jahr-Feier und internationalen Musiktage der Stadt Kenzingen vom 3. bis 11. September 1949.

Die Druckstöcke stellte das Bürgermeisteramt Kenzingen freundlichst zur Verfügung.

Mit dem Beginn des XII. Jahrhunderts tritt das deutsche Städtewesen in ein ganz neues Stadium ein. Es beginnen die planmäßigen Neugründungen von Städten. Diese Stadtanlagen sind ebenso großartige Werke hochromanischer Baukunst, wie ihre Verfassungen bedeutende rechtsgeschichtliche Denkmäler. Schon seit der 2. Hälfte des XI. Jahrhunderts sehen wir die großen Geschlechter des Hochadels bemüht, mit mehr oder weniger Nachdruck und Geschick ihre Hausmacht auszubauen. Die verschiedensten Mittel werden hierfür eingesetzt: Reichs- und Kirchenlehen, Grafenrechte und sonstige hoheitsrechtliche Funktionen, Kirchen und Klostervogteien, Klostergründungen, Förderung der Innenkolonisation durch Rodung der großen unausgenutzten Waldgebiete und durch Ansetzung von bäuerlichen Siedlern — unmittelbar oder durch Klöster —, Ausbau des Straßennetzes, Burgenbau, Schaffung einer starken, abhängigen Dienstmansschaft (Ministerialen). Alle diese Mittel haben, wie etwa die Staufer und Welfen, auch die Zähringer systematisch und erfolgreich angewendet. Aber sie fügen ihnen etwas vollkommen Neues hinzu, als ihre eigenste, geniale Schöpfung: die planvolle Neugründung von Städten als einheitlicher, rechtlicher, wirtschaftlicher, militärischer und architektonischer Körper. 1120 gründen sie als erste die Städte Freiburg, Dillingen und Offenburg.

Bis zum Beginn des XII. Jahrhunderts gibt es in Deutschland nur eine verhältnismäßig kleine Zahl von Städten. Es sind — neben Städten, die bei königlichen Pfalzen entstanden sind — vorwiegend alte Römerstädte, die dann Bischofssitze geworden waren und sich auf Grund ihrer hervorragenden Verkehrslage zum Teil auch zu bedeutenden Kaufmannsniederlassungen entwickelt haben. Wenn sich bei diesen frühmittelalterlichen Städten in allmählichem Wachstum von Jahrhundert zu Jahrhundert ein Stadtteil zum andern fügt, so erscheint das Stadtganze wohl als regelloses Gebilde, in den einzelnen Teilen aber lassen sich doch in den meisten Fällen noch die baukünstlerischen Gesichtspunkte erkennen und herauschälen, nach denen sie mehr oder weniger bewußt und planmäßig angelegt worden sind. In allmählichem Wachstum und häufig in zähem und hartem Kampf bilden sich in diesen Städten, vor allem seit der Mitte des XI. Jahrhunderts, auch die Rechte und Freiheiten heraus, auf denen dann die Handfesten für die Neugründungen des XII. Jahrhunderts beruhen. In baulicher Hinsicht aber sind diese Stadtgründungen des XII. Jahrhunderts planmäßige Neuanlagen aus einem Guß. Sie unterliegen den Gesetzen des Zeitstils wie alle anderen künstlerischen und formalen Äußerungen einer Zeit. Viele Städte sind bis in die Neuzeit nicht — oder nicht wesentlich — über den Umfang, den sie bei ihrer Gründung erhalten hatten, hinausgewachsen. Bei günstiger Lage aber und der sich daraus ergebenden Entwicklung und Bevölkerungszunahme werden von Fall zu Fall neue Stadtteile hinzugefügt, die jeweils wieder den formalen Gesichtspunkten ihrer Entstehungszeit entsprechen. Für den Aufbau einer Stilgeschichte der deutschen Stadtbaukunst des Mittelalters sind wir in erster Linie auf den Grundriß angewiesen, den Stadtplan, der sich im allgemeinen sehr konservativ durch die Jahrhunderte hindurch erhalten hat. Dagegen sind wir über den Aufbau, der für die künstlerische Haltung der Straßen- und Platzräume von wesentlicher Bedeutung ist, bis weit in das XV. Jahrhundert hinein nur sehr lückenhaft unterrichtet. Wir haben wohl einzelne erhaltene Monumentalbauten, vor allem Kirchen oder das eine oder das andere öffentliche Gebäude, aber nur in seltenen Fällen auch einmal ein Bürgerhaus oder Teile eines solchen, die kaum verlässliche Rückschlüsse auf die allgemeine Bauweise der Zeit zulassen. Meist wird man sich damit begnügen müssen, für die Frühzeit einige allgemeine Gesichtspunkte — offene oder geschlossene Bauweise, Giebel- oder Traufenstellung der Häuser usw. — herauszuarbeiten. Die noch erhaltenen Bauwerke, ergänzt durch alte Gesamt- und Einzelansichten, geben uns dann aber die Möglichkeit der Erkenntnis, wie die späteren Jahrhunderte sich mit dem überkom-



Gemarkungsplan von 1779

menen Stadtplan auseinandergesetzt haben, wie sich die Ausgestaltung der Straßen- und Platzwände im Lauf der Zeiten wandelt, vor allem auch, wie die Monumentalbauten nach den jeweiligen künstlerischen Grundsätzen ihrer Entstehungszeit in den Stadtorganismus bewußt und absichtsvoll eingefügt werden. Es werden für Plätze und Straßenzüge neue Abschlüsse und Blickpunkte geschaffen und dadurch der ganzen Stadt oder einzelnen Vierteln neue Akzente erteilt. Bemerkenswert ist dabei, wie bis weit in das XIX. Jahrhundert hinein beim einfachen Bürgerhaus sowohl wie bei

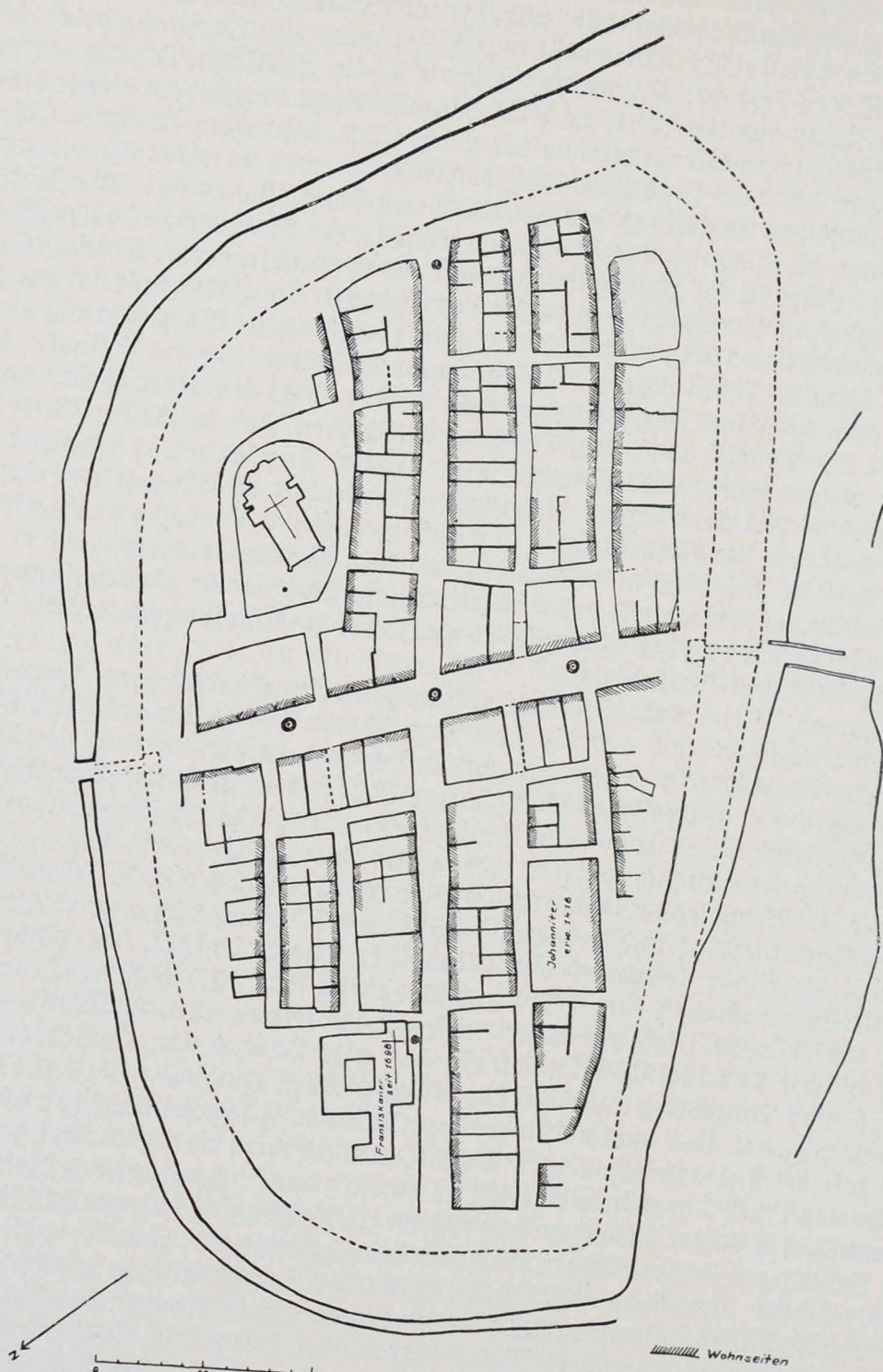
bedeutenden Monumentalbauten der Baumeister sich mit sicherem Takt dem jeweiligen Charakter der Stadt unterordnet und nie das Gesamtbild stört. Der Geist des Schöpfers der ursprünglichen Stadtplanung bleibt als richtungweisend spürbar, seine Absichten werden abgewandelt, bereichert, gesteigert, aber nicht gestört. Im Gegensatz zu den meisten größeren Städten haben viele kleinere, zu denen auch Kenzingen zählt, das Glück, im wesentlichen von entstellenden Neubauten der Neuzeit — die sich leider häufig in schrankenlosem Individualismus über die örtlichen Gegebenheiten hinwegsetzen — verschont geblieben zu sein. Auch die Zerstörungen des letzten Krieges, die die Stadt noch erleiden mußte, haben keine künstlerisch bedeutsamen Gebäude getroffen und können mit behutsamer Hand wieder geheilt werden.

Die Grundelemente der älteren Zähringer Stadtplanungen sind das Achsenkreuz der beiden Hauptstraßen, von denen beide oder auch nur die Achse erster Ordnung als breiter Straßenmarkt ausgebildet sind, die Austeilung gleicher Hofstätten von 50 : 100 Fuß (etwa 15 : 30 m), die Ausparung des Raumes für Pfarrkirche und Kirchhof abseits der beiden Hauptstraßen inmitten eines der Viertel, im Aufbau die landesübliche Stellung der Häuser mit der Traufe nach der Straße und zwar an der Kreuzung nach der Achse erster Ordnung, so daß hier der Giebel nach der Achse zweiter Ordnung gerichtet ist. Einzelne Elemente dieser Stadtplanungen finden wir in der vorausgehenden Zeit vorbereitet: das Achsenkreuz vielleicht in Römerstädten, die Straßenmärkte in den unvergleichlich großartigen Prozessionsstraßen des frühen XI. Jahrhunderts in Speyer, Augsburg oder Würzburg und in den Burgumanlagen burgundischer Bischofsstädte oder etwa da und dort die Austeilung gleichmäßiger Hofstätten. Als Gesamtkomposition aber bedeuten die einheitlichen Stadtanlagen der Zähringer Neuschöpfungen von ganz hervorragendem baukünstlerischem Rang.

Die Hofstätten sind mit der Schmalseite nach der Straße aneinandergereiht, die Wohnhäuser an der Straßenseite. Bei den beiden Hauptstraßen des Achsenkreuzes sind die Wohnseiten der Hofstätten beiderseits angeordnet. Die Aufteilung des übrigen Geländes erfolgt derart, daß zwischen je 100 Fuß tiefen Baublöcken entweder ein Wechsel stattfindet zwischen Wohnstraßen, in denen sich gleichfalls die Wohnseiten gegenüberstehen, und Wirtschaftsgassen zwischen den Rückseiten mit Eingängen zu den Höfen (Dillingen, Rottweil). Die Wirtschaftsgassen erhalten häufig beschönigende Bezeichnungen wie „Blumen“gasse (Rottweil), „Rosen“gasse, „Goldgruben“gasse (Dillingen), „Gold“gasse (Kenzingen) oder ganz eindeutig „Kot“gäßle (Freiburg). Oder es sind auf der einen Seite (meist der der Sonne zugewandten Südseite) die Wohnseiten angeordnet, denen auf der andern Straßenseite die Rückfronten mit den Hofeingängen gegenüberstehen (Freiburg, Offenburg, Neuenburg). Daneben finden sich auch gelegentlich Baublöcke doppelter Tiefe, in deren Mitte die Rückseiten der Hofstätten aneinanderstoßen: hier haben sich die Hofeingänge neben den Wohnhäusern an der Vorderseite befunden (Freiburg, Südwestviertel). Die Aufteilungsstraßen zweigen entweder rippenförmig von der Achse erster Ordnung ab (Freiburg, Neuenburg) oder verlaufen in der einen Stadthälfte parallel zur Achse erster Ordnung, in der andern zur Achse zweiter Ordnung (Dillingen, Rottweil). Seitengäßchen zwischen den Langseiten der Hofstätten dienen nur der bequemeren Verbindung. Wo es die Verhältnisse zulassen, sind alle Wohnstraßen von einem kunstvollen System von Stadtbächen durchflossen (Freiburg, Dillingen). Hier wie bei der individuellen Anwendung der Grundelemente spielen die geographischen Gegebenheiten eine Rolle, so wie auch von Fall zu Fall ältere Siedlungsreste, Besitzrechte und Grenzen oder auf dem Gelände der Stadtanlage verlaufende ältere Straßen und Wege Berücksichtigung fordern können. Die Städtegründungen erfolgten fast ausnahmslos neben und im Anschluß an ältere Markt- oder Dorfsiedlungen, deren Name häufig — wie in Freiburg und Dillingen — über-

nommen, gelegentlich auch (Offenburg) durch einen neuen ersetzt wird. Nahezu ungestört konnte der Stadtherr oder seine uns nicht bekannten Baumeister bei der Anlage von Dillingen seine Planungs-idee von außergewöhnlicher Klarheit und Schönheit verwirklichen, wo abseits der älteren Siedlung auf ganz ebenem Plan weder das Gelände noch die Rücksicht auf vorhandene Wege u. ä. ein Hindernis bot: in ovalem Mauerring das etwas aus der Mitte nach Norden und Osten verschobene Achsenkreuz der beiden monumentalen Straßenräume der großen Marktstraßen, an ihren Enden abgeschlossen durch die vier Stadttore. Die Hofstätten werden in einer überzeugend klaren und kunstvollen Aufteilung des Stadtgebietes durch Wohn- und Wirtschaftsgassen angeordnet, die Wohnstraßen von einem System von Stadtbächen durchwässert. Die Aufteilung erfolgt in der Nordhälfte parallel zur Querachse, in der Südhälfte zur Längsachse. Kirche und Kirchhof liegen im Nordwestviertel. Im Südwestviertel hat für kleinere Handwerker und Gewerbetreibende eine kleinteiligere Parzellierung stattgefunden. Die etwa 20 Jahre jüngere Stadtanlage von Rottweil ist der Dillinger sehr ähnlich. In Freiburg zwingt das Vorhandensein älterer Wege mit einer Tabelaung an Oberlinden die Ostwestachse stark nach Süden zu verschieben. Von der in der Mitte des Stadtgebietes angeordneten Nord-Südachse, dem großen Straßenmarkt, zweigen die Aufteilungsstraßen mit vorwiegend einseitiger Anordnung der Wohnseiten rippenförmig ab. Der Raum für Pfarrkirche und Kirchhof wird im Nordostteil ausgespart. Mit großem Geschick sind hier die besonderen örtlichen Gegebenheiten gemeistert. Die Stellung des Münsters diagonal auf dem Kirchplatz (infolge der Ausrichtung nach Osten) ist mit dem Blick von der Marktstraße aus durch die Münster-gasse auf die Westfront ein städtebauliches Meisterwerk.

Die neuartigen Mittel und Wege der Zähringer beim Ausbau ihrer Hausmacht mußten selbstverständlich auch auf die kleineren Herren der Nachbarschaft Eindruck machen und zur Nachahmung reizen. So schafften sich vor allem die Herren von Uesenberg im Breisgau ein geschlossenes Herrschaftsgebiet, indem sie ihren Eigenbesitz im Kaiserstuhlgebiet und östlich davon am Gebirgsrand mit großem Geschick durch systematischen Erwerb von Klostervogteien abrunden. Zum Ausbau und zur Sicherung bedienen auch sie sich nach zähringischem Vorbild der Gründung von Städten. Nur ist das Ausmaß ihrer Stellung und Bedeutung entsprechend kleiner. Als erste erfolgt 1249 die Gründung der Stadt Kenzingen durch Rudolf II. von Uesenberg, der später Sulzburg (um 1260?), Endingen (um 1290) und Burkheim (um 1300?) folgen. Die Stadt Kenzingen erhält ihren Platz auf einer ovalen, vollkommen ebenen Elzinsel. Östlich davon lag an der nord-südlichen Landstraße das alte Dorf, dessen Namensendung „ingen“ auf seine Entstehung anlässlich der alemannischen Landnahme deutet. Es wird 773 erstmals genannt. Von dem umfangreichen Reichsbesitz schenkt Karl der Dicke 862 einen Hof mit der Peterskirche seiner Gemahlin Richardis, die dieses Gut zur Ausstattung des von ihr 880 gegründeten Klosters Andlau im Elsaß verwendet; die Georgskirche kommt durch Kaiser Otto I. an das Kloster Einsiedeln. Die Vogtei über die breisgauischen Besitzungen beider Klöster erwerben die Uesenberger. Eine Burg Kenzingen wird 1094 genannt. Ihre Lage südlich des Dorfes über der Landstraße wird noch durch die Flurnamen „Burg“, „Burgbrunnen“, „Burgacker“, „Hinterburg“ bezeichnet. 1243 gründet Rudolf II. wenige hundert Meter nördlich der Burg, vom Dorf durch die Elz getrennt, das Zisterzienserinnenkloster Wonnenal. Nach Anlage der Stadt führt das Dorf den Namen Alten-Kenzingen. Es wird allmählich wüst; die Bewohner siedeln in den Schutz der Stadt über. Das Wegeneß und die Lage der noch im XVIII. Jahrhundert offenbar wohl erhaltenen Kirchen (im Generallandesarchiv in Karlsruhe liegt ein Vorschlag von 1805 für den Abbruch der Peterskirche mit genauer Beschreibung) sind aber in den Feldwegen und der Flureinteilung noch heute zu erkennen.



Kenzingen

Rekonstruktion der Gründungsanlage

Die Stadtgründung lehnt sich rechtlich und formal auf das engste an die Zähringerstädte an. Die Stadt erhält Freiburger Recht. Der Grundriß wiederholt etwa um die Hälfte verkleinert und vereinfacht die Anlage von Dillingen. Es wurde schon erwähnt, daß in Dillingen der zähringische Städtebauer seine Planidee nahezu ungestört verwirklichen konnte. Die äußeren Verhältnisse sind in Kenzingen sehr ähnlich. Die Neugründung erfolgt abseits des alten Dorfes mit der Landstraße, das Gelände bietet keinerlei Hindernisse. Die ovale Elzinsel wird durch das Achsenkreuz der beiden großen Hauptstraßen regelmäßig aufgeteilt. Die Nord-Südstraße ist durch ihre größere Breite (und durch die Traufenstellung der Eckhäuser am Achsenkreuz) als Markt und als Achse erster Ordnung betont. Sie war beiderseits durch die Stadttore abgeschlossen. Da die Landstraße erst 1495 durch Dekret Kaiser Maximilians I. durch die Stadt gelegt wurde, diente sie zunächst nur den örtlichen Bedürfnissen. Noch auf dem Gemarkungsplan von 1779 im Generallandesarchiv ist die Dorfstraße als „alte“, die Straße durch die Stadt als „neue“ Landstraße bezeichnet. Dieser Plan zeigt auch, daß die Ostwestachse keine Ausgänge an ihren Enden hatte, sondern sich an den Mauern totließ. Parallel zur ost-westlichen Längsachse sind in gleichmäßigen Abständen von 30 m (= 100 Fuß) die Gassen geführt, die ursprünglich alle bis zur Marktstraße gingen; die Einmündungen zwischen den Hoffstätten des Marktes sind erst nachträglich teilweise (bei den Wirtschaftsgassen) zugebaut worden. Bei der Austeilung der Hoffstätten hat ein Wechsel im Tiefenmaß stattgefunden. In der Handfeste von 1283 ist das Maß von 30 : 50 Fuß angegeben. Demnach sollten in den 100 Fuß tiefen Baublöcken zwischen den Straßen je zwei Hoffstätten, mit den Rückseiten im Innern der Blöcke aneinanderstoßend, angeordnet werden und die Straßen beiderseits von den Wohnseiten der Hoffstätten gesäumt sein. Es wären also demnach nur Wohnstraßen vorgesehen gewesen, die anfänglich auch alle ihren Zugang zur Marktstraße haben sollten; daher die ursprüngliche Durchführung aller Straßen. Tatsächlich finden wir auch derartige, mit Hoffstätten von 30 : 50 Fuß in doppelreihiger Anordnung aufgeteilte Blöcke, aber vorwiegend in den äußeren Teilen der Osthälfte (teilweise mag auch eine spätere Unterteilung bei dichter Besiedlung stattgefunden haben). In zahlreichen anderen Blöcken aber, vor allem durchgängig an der Marktstraße, der Achse erster Ordnung (und hier doch wohl gleich seit der Stadtgründung 1249 und der Austeilung von Hoffstätten an die ersten Siedler mit beiderseitigen Wirtschaftsgassen an den Rückseiten), liegen noch heute Hoffstätten von 30 : 100 Fuß, also dem doppelten Ausmaß. Bei dieser Aufteilung stehen sich die Wohnseiten in beiden Hauptstraßen gegenüber, während die Rückseiten auf Wirtschaftsgassen führen. Für die Wirtschaftsgassen erwiesen sich dann mit der Zeit die Ausgänge zur Marktstraße als überflüssig, die wertvollen Bauplätze an dieser Hauptstraße konnten besser ausgenutzt werden und wurden verbaut. Ein Teil der Siedler, die größeren Kaufleute und Ackerbürger, hatte wohl ein Bedürfnis nach größeren Hoffstätten, andere, Handwerker und kleine Gewerbetreibende, brauchten nur das geringere Ausmaß. Es ist also eine Vermengung der in Dillingen konsequent durchgeführten Planform mit einer Anordnung, die in Freiburg in einigen südwestlichen Blöcken vorgesehen, aber infolge der nachträglichen Entstehung der diagonalen Niemensstraße aufgegeben worden war. Das Freiburger Vorbild wird auch in der Anordnung des Platzes für die Stadtkirche Unserer Lieben Frau (jetzt St. Laurentius) und den Kirchhof im Nordostviertel und seine Lage zur Marktstraße deutlich, was nicht nur im Plan, sondern auch im Aufbau besonders eindrucksvoll zur Geltung kommt. Es ergibt sich die gleiche diagonale Stellung der Kirche auf dem Platz, der gleiche Blick von der Marktstraße durch die „Münstergasse“ auf ihre Westfassade, nur alles in kleineren Ausmaßen. Überhaupt wirkt die Marktstraße durchaus wie eine Miniaturausgabe der Freiburger Kaiser-Joseph-Straße. Da in Kenzingen die Behauung im wesentlichen von neuzeit-

lichen Veränderungen verschont geblieben ist, haben wir hier auch noch den wunderbaren geschlossenen Eindruck des monumentalen, von den drei Brunnen rhythmisch aufgeteilten Straßenraums, wobei wir freilich die abgebrochenen Tore an den beiden Enden schmerzlich vermissen. Daß der Städtebauer in Kenzingen auf ein zeitlich so weit zurückliegendes Vorbild zurückgreift, zeigt uns, welchen Eindruck diese großartige Plananlage auch damals noch machte. Es ist übrigens ein Vorgang, den wir auch sonst in der Baukunst gelegentlich bei kleineren und abseits des großen Stromes liegenden Bauwerken beobachten. Dabei ist vorwiegend nicht das benachbarte Freiburg mit seinen durch die örtlichen Besonderheiten bedingten Abwandlungen, sondern die in dem entfernten Dillingen verwirklichte Planidee das eigentliche Vorbild, aber doch mit mancherlei nur von Freiburg her zu erklärenden Besonderheiten.

Von der wohl schon bald nach der Stadtgründung erbauten Stadtmauer haben sich nur einige spärliche Reste erhalten. Ihr Verlauf ist aber überall aus dem Verlauf von Haus- und Grundstücksgrenzen am Zirkel noch genau festzustellen. Der davorliegende Graben wurde seit der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts mit den kleinen Häuschen des Zirkels verbaut. Innerhalb der Stadtmauer müssen wir uns für die ersten Jahrhunderte des Bestehens der Stadt einen mehr oder weniger breiten unbebauten Ring vorstellen, der die jederzeitige rasche Besetzung der Mauer gewährleistete.

Neben der Stadtmauer mit ihren beiden Toren wird zunächst die Pfarrkirche der einzige Monumentalbau der Stadt gewesen sein. Sie stand bis zum späten XVIII. Jahrhundert inmitten des ummauerten Kirchhofs. Die freie Platzwirkung um die Kirche besteht also erst seit neuerer Zeit; der eigentliche monumentale Raum der Stadt war und ist noch heute die großartige, 260 m lange und 20 m breite Marktstraße. 1275 wird ein Leutprieester in der Stadt genannt (plebanus in Chenzingen infra muros). Die heutige Kirche enthält noch wesentliche Bestandteile aus dem letzten Drittel des XIII. Jahrhunderts. Dieser Bau muß also 1275 wenn nicht schon vollendet, so doch wenigstens begonnen sein. Die ältesten Teile sind der von den beiden Türmen flankierte polygonal geschlossene Chor mit seinen schlichten aber edlen gotischen Formen. Die Erdgeschoßräume der Türme dienten ursprünglich als Kapellen und waren durch Spitzbogen nach den Seitenschiffen geöffnet. Es ist in gotischen Formen grundsätzlich die gleiche Lösung, wie bei den um 1200 erbauten spätromanischen Ostteilen des Freiburger Münsters, dessen Vorbild hier wohl nachgewirkt hat. In der südlichen Kapelle finden sich noch bedeutende Reste von Malereien an Wänden, Gewölben und Architekturgliederungen. Noch feststellbare Ansatzspuren zeigen, daß das Langhaus eine dreischiffige gewölbte Basilika war, deren Breite bei den späteren Umbauten beibehalten wurde. Auch die wohl immer turmlose Westfassade enthält noch Reste, die der Zeit um 1300 angehören und zeigen, daß der Bau von Osten nach Westen errichtet worden ist: Das Portal mit dem großen Maßwerkfenster darüber und die ursprünglich tiefer anzunehmenden, bei einem späteren Umbau höher gesetzten und nach unten verlängerten Seitenfenster. Dieser Umbau des Langhauses zu einer einschiffigen Halle mag im XV. Jahrhundert stattgefunden haben. Anfang des XVI. Jahrhunderts wurde die südliche Seitenkapelle zugefügt. Im späteren Mittelalter ist der Chor durch Einbau eines Lettners vom Langhaus getrennt worden, wie einige Spuren und das im Südturm eingebaute Treppentürmchen, das zu seiner Bühne führte, zeigen. Er wurde spätestens um 1730 wieder entfernt, als man die Kirche neu ausstattete, mit der niedrigeren Stuckdecke versah und die heutigen Seitenfenster herstellte sowie in Analogie zur südlichen die nördliche Seitenkapelle anbaute. Die Pfarrchronik dieser Jahre berichtet einiges über diese Arbeiten, vor allem auch, daß 1734 die große Immakulatastatue an der Westfassade entstanden ist. Leider nennt sie nicht den Namen des Künstlers. Die Figur erweist sich aber aus stilistischen Gründen als

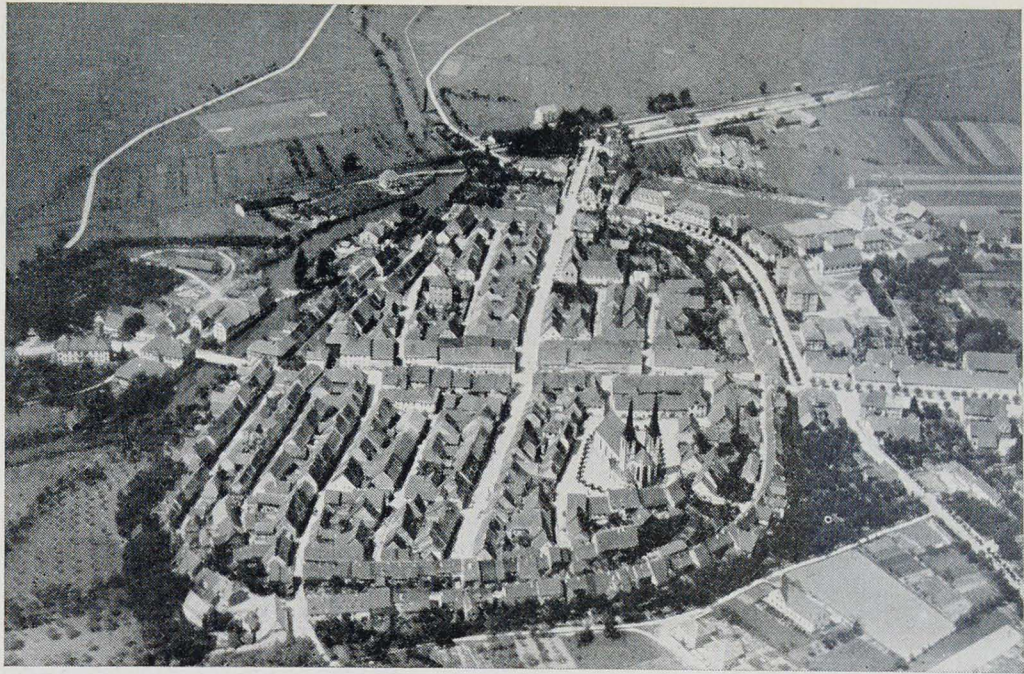


Fliegerbild von Suden

ein Frühwerk des großen Breisgauer Bildhauers, Malers und Architekten Johann Christian Wenzinger (1710—1797), der mit diesem Werk ein Thema anschlägt, das er durch sein ganzes späteres Schaffen hindurch in zahlreichen köstlichen Beispielen variiert hat. Auch sein etwas älterer Zeitgenosse Johann Michael Winterhalter aus Döhrenbach (1706—1759) ist mit zwei Werken in der Kirche vertreten, dem Johannes dem Täufer und dem Sebastian am Chorbogen, wohl Resten des 1737 errichteten ehemaligen Hochaltars. Die bedeutendsten Bildwerke der Kirche sind aber die drei Grabsteine der Familie Hürnheim in der Südkapelle, des 1533 gestorbenen Wolf von Hürnheim, seiner Frau Beatrix († 1522) und der jungfräulichen Tochter Veronika († 1517). Diese drei schönen Renaissanceskulpturen sind wohl alle gleichzeitig nach dem Tod des Vaters 1533 entstanden. Neben einigen weiteren Grabsteinen ist noch die Neuausstattung der Kirche um 1730—1740 mit reicher Stuckdekoration, Altären, Orgel, Kanzel, Beichtstühlen, Gestühl u. a. bemerkenswert.

Um 1400 errichten die Johanniter, die 1373 den Hof bei der Peterskirche in Altenkenzingen vom Kloster Andlau erworben hatten, ihr 1416 erstmals urkundlich genanntes Kenzinger Haus, das sich an der Stelle des Gefängnisses befunden hat. Der einzige Überrest ist an der Ecke der Gefängnismauer die Figur des Täufers aus der Mitte des XVIII. Jahrhunderts mit Konsole und Baldachin von 1572. Dagegen haben sich von dem 1698 zuerst erwähnten Franziskanerkloster die Kirche aus dem XVII. Jahrhundert und Bestandteile der Klostergebäude im Krankenhaus erhalten. Vom Kloster Wonntal sind nur noch einige Reste eines Neu- oder Umbaus der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts vorhanden. Im Pfarrhaus findet sich eine köstliche stehende Muttergottes mit Kind um 1400.

Das Rathaus ist ein stattlicher Bau der Mitte des XVI. Jahrhunderts. Es hat im Erdgeschoß zwei Rundbogenportale und rundbogige Fenster, die ursprünglich wohl



Fliegerbild von Osnabrück

geöffnet waren, so daß die Markthalle mit dem Straßenmarkt in unmittelbarer Verbindung stand. Das über eine Spindeltreppe zugängliche Obergeschoß ist an der Front wie nach der Seitengasse mit einer durchgehenden und zusammenhängenden Reihe von dreiteiligen Fenstern gegliedert, deren Mittelteile jeweils die Seiten überragen, eine Fensterform, die in dieser Zeit im Oberrheingebiet weit verbreitet war. Über den Vorgänger dieses Rathauses, der spätestens wohl für das XIV. Jahrhundert anzunehmen ist, ist nichts mehr festzustellen.

Wenn wir nach der Art der Bebauung der Straßen in der Frühzeit der Stadt und nach der Gestaltung des Breisgauer Bürgerhauses des XIII. Jahrhunderts fragen, sind wir größtenteils auf Vermutungen angewiesen. Grundsätzlich wichtig ist die Feststellung, daß hier wie im ganzen Oberrheingebiet — einschließlich der deutschen Schweiz — die Häuser mit der Traufe nach der Straße stehen. Wenn die Hofstätten in Kenzingen mit 30 Fuß (= rund 9 m) an Breite auch erheblich gegen die Freiburger (50 Fuß = rund 15 m) reduziert sind, so ist doch zunächst wohl auch hier kaum eine geschlossene Bebauung der Straßen anzunehmen. Neben den Wohnhäusern bleibt noch Platz für Garten- und Hofmauern oder Nebengebäude. Erst bei wachsenden Ansprüchen oder bei fortschreitender Unterteilung der Gründungshofstätten durch Erbteilung, Veräußerungen usw. und infolge der Bevölkerungszunahme rücken die Wohnhäuser zu geschlossenen Fluchten zusammen und werden allmählich auch die Rückseiten der Hofstätten teilweise mit Wohnhäusern bebaut. Die zunächst anzunehmenden Fachwerkhäuser werden allmählich durch Steinbauten ersetzt. Brände und Kriegsstürme mit ihren verheerenden Folgen verändern immer von neuem das Bild. Von der heute erhaltenen Bebauung geht nichts über die Mitte des XVI. Jahrhunderts zurück. Auch aus dieser Zeit findet sich nur noch das eine oder andere ganze Haus, so z. B. das Gasthaus zur Krone mit seinem Erker am Achsenkreuz, oder eine Tür, ein Fenstergewände, Wappensteine oder dergleichen, die bei späteren Um- und Neubauten wieder verwendet worden sind. Fast alles andere Beachtenswerte ist erst nach dem Dreißigjährigen Krieg, vor allem im XVIII. Jahrhundert, entstanden. Dabei ist besonders bei der Ornamentik

von Portalen ein konservatives Festhalten an Formen der Spätrenaissance und des frühen Barock zu beobachten. Eine besonders reizvolle Gestaltung im Geist des XVIII. Jahrhunderts hat der Mittelteil der sonst ganz schlichten Fassade des Gasthauses zum Salmen erfahren. Hier deutet vor allem die originelle Lösung der Verbindung von Balkonkonsolen mit Portalpilastern auf die gleiche künstlerische Hand, die wir auch bei dem etwas reicher behandelten Haus Krebs im benachbarten Endingen finden. Was aber auch die Mehrzahl der ganz oder fast ganz schmucklosen Bürgerhäuser bis weit in das XIX. Jahrhundert hinein auszeichnet, ist die feine und taktvolle Art, mit der sie sich dem Gesamtcharakter der Stadt und der einzelnen Straßenräume einfügen. Es sind im Grund die gleichen aus örtlichen Baugewohnheiten, landesüblichem Baumaterial, traditionsgebundenen Proportionen und durch die Jahrhunderte hindurch kaum veränderte Lebensgewohnheiten herausgewachsenen Bedingungen, die diesen schönen einheitlichen Charakter bestimmen. Wie in Freiburg wächst die Stadt zu Beginn des XIX. Jahrhunderts beiderseits der nördlichen Fortsetzung der Marktstraße mit einer schlichten, aber charaktervollen Biedermeierbebauung über den älteren Ring hinaus. So ist aufbauend auf der großartigen und für das ganze spätere Wachstum der Stadt maßgebenden spätromanischen Gesamtanlage im einzelnen sich durch die Jahrhunderte hindurch lebensvoll wandelnd das köstliche einheitliche Bild entstanden, das wir heute noch in Kenzingen bewundern und das es mit taktvoller Hand und sicherem Geschmack in Zukunft weiter zu entwickeln gilt.

Der Skulpturenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters

Die Eingangsfiguren am Turmsockel. Die Arkaden- und Gewändefiguren

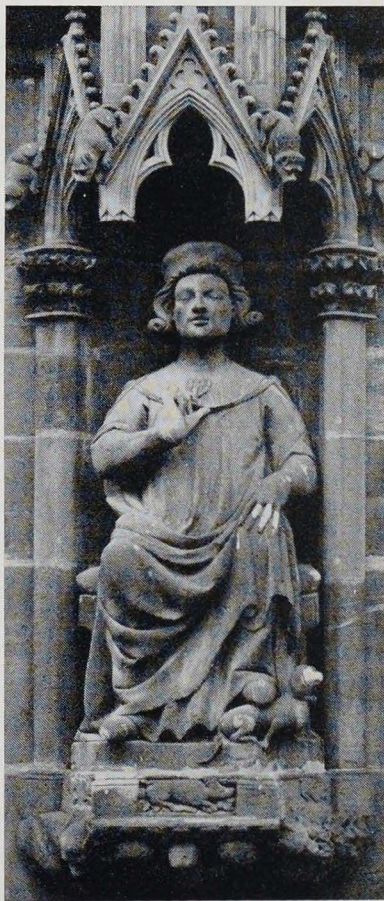
von Gustav Münzel

Die Grafen

Hier werden am besten die vier Figuren an der Sockelzone des Turmes angeführt, da sie mit den Vorhallefiguren in Verbindung gebracht und der Münstervorhalle vorgelagert sind und gewissermaßen als Einleitung zu dieser und ihrem Figurenzyklus zu dienen haben (Abb. 1—5).



Nordseite. Graf mit Blumenkranz im Haar. Am Sockel fressender Esel mit Sack auf dem Rücken.

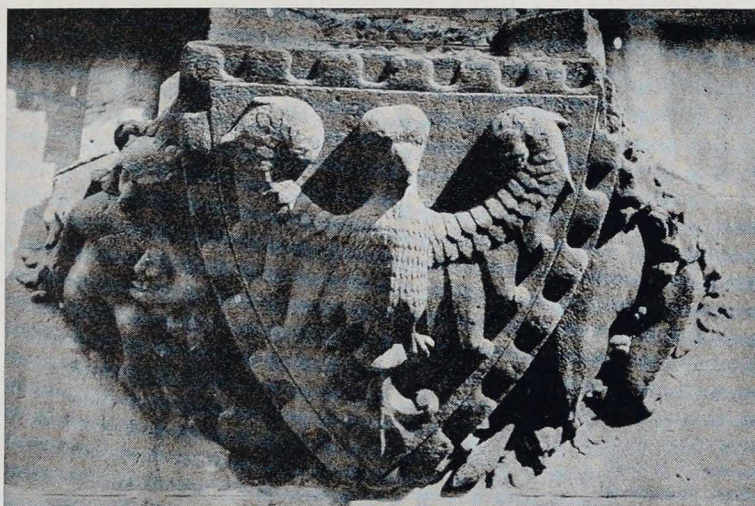


Westseite. Graf mit Hut, Fuß auf Hund. Am Sockel Adlerschild mit Fehpelz, Vogelkopf profil gerichtet.



Westseite. Graf mit Hut und Schwert auf übergeschlagenem Bein.

Aufnahmen: Münsterarchiv



Westseite. Sockel unter Graf mit Hut und Schwert.
Adlerschild mit Fehpelz, Adlerkopf frontal, umrankt
von phantastischen Tieren.

Südseite. Jugendlicher Graf, am Sockel ein Löwe.

Aufnahmen: Münsterarchiv

Die Deutung dieser vier sitzenden Baldachinfiguren ist sehr umstritten. Man kann zwei große Gruppen in der Erklärung unterscheiden, eine allegorisch-symbolische und eine historisch-genealogische Untersuchung. Die allegorisch-symbolische Deutung wird durch Marmon vertreten¹, der in den vier Gestalten die vier Kardinaltugenden: Mäßigkeit, Klugheit, Gerechtigkeit und Starkmut versinnbildlicht sieht. Namentlich die älteste Gestalt mit übergeschlagenem rechtem Bein und darüber gelegtem Schwert zeigt richterliche Tätigkeit an. Die Adlerschilde als Agraffe auf dem Mantel geben an, daß im Namen des Kaisers Recht gesprochen wird. Marmon zieht auch die Tierbilder auf den Sockeln zur Erklärung heran als Symbole der Untugenden, die bekämpft werden müssen. Eine andere symbolische Deutung liegt in der Erklärung dieser Figuren als Dogt, Schultheiß und zweier Schöffen². Aber hier liegt die Schwierigkeit vor, daß Freiburg keinen Adler im Wappen führt. Sauer³ setzt diese allegorische Deutung der Figuren fort, indem er sie in einen allgemeinen geschichtlichen Zusammenhang bringt. Danach sind diese Figuren Versinnbildlichungen der vier vorchristlichen Weltreiche, des babylonischen, persischen, mazedonisch-griechischen und des römischen. Es sind die Stufen der Entwicklung, als Vorbereitung auf die Erfüllung des Heils, die in dem Gotteshaus selbst verwirklicht ist. Diese in Königen dargestellte Verkörperung der Weltreiche finden sich an Kirchen häufiger. So sind auch die Figuren in Freiburg zu verstehen. Sie haben nur als Symbole die Zeichen der Herrschaft in ihrer Haltung und Gewandung.

¹ Marmon, Unserer Lieben Frauen Münster, 1878, S. 9.

² Adler, Deutsche Bauzeitung, 1881, S. 530.

³ Sauer, Erinnerungen an die Zähringer im Freiburger Münster, Festschrift der Universität Freiburg, Freiburg 1918, S. 1—12.

Im Gegensatz zu diesen Autoren weist Riezler⁴ die symbolische Deutung der Figuren ab und sieht in ihnen die Bauherren der Münsterkirche, die Grafen von Freiburg, in den beiden vordersten Bildern, den Gestalten mit Hut, Handschuhen und Wappenschild Eginno V., den Begründer des Baues, und Konrad, den des Turmes, und dann dessen beide Söhne Egen und Heinrich.

Ganz im Sinne der historischen Betrachtung tritt Kreuzer⁵ dafür ein, nach der Baugeschichte des Münsters und der Herrschaftsgeschichte der Zähringer, daß die vier Figuren wahrscheinlich als Herzog Berthold V., die anderen als Graf Eginno von Freiburg Urach und dessen beide Söhne, der jüngste als Stammvater der Fürstenberger, anzusehen seien.

Fragt man nun, welche dieser Deutungen anzunehmen ist, so ist von vornherein nach der ganzen geistigen Lage der Zeit anzunehmen, daß wohl symbolisch-allegorische Beziehungen vorliegen müssen, sei es, daß sie allein den Sinn der Figuren bestimmen, sei es, daß sie sich mit anderen, historischen Elementen verbinden.

Unter den vielfachen symbolischen Bedeutungsformen der Vierzahl ist die Vierzahl der vorchristlichen Weltreiche als Bestandteil der mittelalterlichen Architekturplastik in Frankreich und Deutschland bezeugt. Allein die Ausführung dieses Gedankens scheint hier in Freiburg nicht gegeben. Die Figuren sind zwar monumental angelegt in eindrucksvoller Haltung mit schwerer Faltengebung der Gewandung, aber zur Charakterisierung der vorchristlichen Weltreiche sind sie nicht geeignet.

Höchstens der älteste könnte einigermaßen in Betracht kommen. Aber die drei anderen Gestalten in ihrer Jugendlichkeit sind dafür kaum geeignet. Alle vier Figuren zusammen könnte man eher noch als eine Dorföhrung der vier Lebensalter halten, die die männliche Erscheinung vom Jünglingsalter über den jungen zum reifen Mann und schließlich zu dem alten Manne geben. Man kann sich nur schwer Gebilde, wie sie die großen heidnischen Weltreiche vorstellen, als Jüngling, dessen Haar mit Blumen umkränzt ist oder als junge Männer denken. Da sind die vier gekrönten Könige von Regensburg, reitend auf greulichen Untieren der Tiefe, andere Repräsentanten des Heidentums. Betrachtet man dagegen die jugendlich blühenden Gesichter der Freiburger Figuren, so könnte man versucht sein, in diesen Gestalten doch lediglich historische Persönlichkeiten zu sehen, so wie die Reiterfiguren am Straßburger Münster herkömmlich als Chlodwig, Dagobert und Rudolf von Habsburg genannt werden, die sich im Land und Bistum Verdienste erworben hatten. So wären diese vier Freiburger Gestalten Angehörige eines Dynastengeschlechts gewesen, die für den Münsterbau tätig waren.

Es gibt aber eine andere symbolische Deutung dieser Figuren, die die Schwierigkeiten, die bei der Annahme der Weltreiche vorliegen, nicht besitzt. Es sind die eben erwähnten vier Kardinaltugenden, wobei diese vier Gestalten ein Richterkollegium bilden, das über Vergehen und Übertretungen dieser grundlegenden Tugenden zusammengetreten ist; dafür spricht die gleichmäßige Amtshaltung der Gestalten, die Adleragraffe über dem Mantelriemen, als Hinweis auf den Namen des Fürsten, in dessen Namen Recht gesprochen wird. Weiter sind die Tiergestalten auf dem Sockel der Figuren, Hund, Stier, Esel, Bock und Affe als Auflehnung, Unflätigkeit, Halsstarrigkeit, Übermut usw. heranzuziehen als Vertreter der Auflehnung der Geschöpfe gegen die Anforderungen der vier Tugenden. Dazu ist das Münster der Schauplatz der richterlichen Tätigkeit gewesen und nach dieser Einleitung der weltlichen

⁴ Riezler, Geschichte des Fürstlichen Hauses Fürstenberg, 1883, S. 111 und 492.

⁵ Kreuzer, Zur Deutung der Standbilder am Freiburger Münster, Freiburger Münsterblätter 9, 1913.

Rechtsordnung setzt die Vorhalle selbst mit den Anordnungen und Mahnungen ihrer Skulpturen die Forderung der moralischen Verpflichtungen fort.

Gibt diese Darstellung eine mögliche symbolische Erklärung dieser Figuren, so hat sie noch den großen Vorzug, die vier Gestalten nach ihrer historischen Bedeutung mit einzubeziehen, indem diese Träger richterlicher Gewalt zugleich als die Glieder eines Dynastengeschlechtes erkannt werden können, die mit dem Bau des Münsters in enger Verbindung standen.

O. Schmitt (S. 22, 37, 38) bringt diese vier Figuren der Grafen in Verbindung mit dem Sockelrelief der Kreuzigung Petri in der Vorhalle. Er verweist auf den König und die Königin in dieser Darstellung, die beide in ihrer Haltung an die Grafenfiguren erinnerten. Der König schlage, wie einer der Grafen, das eine Bein über das andere, und die Königin fasse den Mantelgurt, wie alle Grafen es tun. Auch in der Gewandbehandlung der Königin zeige sich große Ähnlichkeit mit dem jugendlichen Grafen auf der Südseite. Ebenso gebe die flüssige Gewandbildung eine Beziehung, durch die sich auch die Postamentreliefs der Kreuzigung Petri und der Marter des hl. Johannes von den anderen Reliefs unterschieden, gleichwie darin die Grafen zu den anderen Figuren des Krönungsmeisters in Gegensatz träten. Aber die Gewandbildung ist durchaus nicht flüssig, sondern eher karg, verhältnismäßig wenige tiefe Falten des Mantels verdecken den Unterkörper im Gegensatz zu den wenigen schlichten Falten am Oberkörper. Alles dieses in rhythmischem Wechsel der Beinhaltung im Gegensinne von der ersten zur zweiten Person, bei den beiden Männern mit dem Fürstenhut, ebenso dann von der dritten zur vierten Person. Dazu in der gleichen Art im Gegensinne von rechts nach links die Haltung der Hände an dem Mantelriemen bei allen vier Figuren. Zusammengenommen mit der streng frontalen Haltung und der starren Bildung des Ganzen im Gegensatz geben ein ungewöhnlich eindrucksvolles Bild von großer Feierlichkeit in früher Formgebung, die im Gegensatz steht zu den Formen der anderen Plastiken der Vorhalle und des Turmes.

Die angegebenen Ähnlichkeiten in der Haltung der verglichenen Figuren sind tatsächlich vorhanden, aber sie sind ganz allgemeiner Art, das Anfasseln des Mantelriemens ist eine Modehaltung, und das Überschlagen des Beines die typische Haltung eines richtenden Königs. Was aber ausschlaggebend gegen die vorgeschlagene Verbindung spricht, ist die Gesichtsbildung der Grafen. Deren Gesichter sind durchaus persönlich gehalten, sie geben nicht einen Typus des Fürsten, wie es bei den Postamentreliefs der Fall ist, sondern einen von dem Typus unabhängigen, individuellen Charakter, einen Persönlichkeitsausdruck. So der bedeutende Kopf des ältesten Fürsten und die Gesichter der anderen Gestalten mit den charakteristischen Linien der verschiedenen Stufen des Lebensalters. Hier ist es so, wie es ähnlich auch in den Konsolenbüsten der Sterngalerie angestrebt wird. An diesem Unterschied scheitert die Möglichkeit, die Grafen mit den Sockelreliefs der Kreuzigung Petri und der Marter des hl. Johannes in Verbindung zu bringen⁶.

Die Eingangselgel^{6a}

Über die Bedeutung der Eingangselgel mit den Schriftbändern (nach Matth. XXVI, 41; Mark. XIII, 33; XIV, 38), wie auch über den Engel neben der Voluptas sind die

⁶ Janßen, S. 23, spricht von den vier Grafenfiguren als einer Gruppe für sich, die in dem eigentümlich schweren und zähen Fluß der Gewandung nicht ohne ausgeprägte Eigenart sei. Bei der Betrachtung dieser Figuren muß man beachten, daß ihre Gewandung durch das Wetter an ihrem exponierten Platz stark abgeschliffen ist.

^{6a} Über die Eingangselgel vgl. Münzel, Die Figurengruppe unter der Katharinenstatue. Zeitschrift für Kunstgeschichte, 1956.

Meinungen geteilt. Bock (1862, S. 14 f.) setzt den Engel auf der Südseite des Eingangs, mit dem Schriftband: *Vigilate et orate* . . . (Mark. XIII, 33), in Beziehung zu dem Weltgericht. Der Eingangsel auf der Nordseite mit der Inschrift: *Nolite exire* . . . (Matth. XXIV, 26) auf dem Schriftband warne vor den falschen Propheten. Der Engel neben dem Sünderpaar mit der Inschrift: *Ne intretis* . . . (Luk. XXII, 40) sei Schutzengel der Menschen, er bringe ihn mit den unklugen Jungfrauen in Verbindung als deren Schutz und Warnung.

Marmon (S. 23) spricht von dem Engel neben der *Doluptas* als dem für den Menschen bestellten Wächter und Beschützer. Der Engel unter der *Calumnia* warne vor der Sirenenstimme der Welt.

Ganz irrig ist die Auffassung von Baumgarten (S. 18) in bezug auf die Bedeutung *Ne intretis*, er meint, damit werde den beiden Schädlingen der Eintritt verwehrt. Die Worte beziehen sich natürlich nicht auf diese beiden.

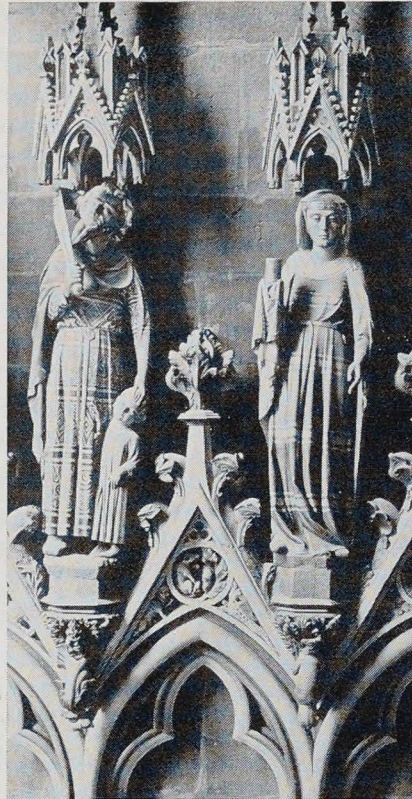
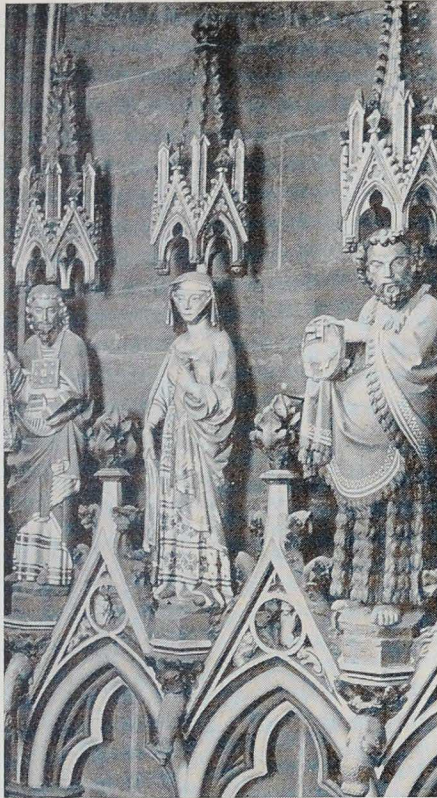
Bei Kreuzer (1912, S. 57) sprechen die Engel zu beiden Seiten des Sünderpaares Warnung und Mahnung aus, ebenso warnen bei Beißel (14, S. 24) die beiden Engel neben *Doluptas* und *Calumnia*. Er betont, daß *Doluptas* und *Calumnia* mit zu den drei Engeln gehörten, den beiden Eingangseln und dem neben der *Doluptas*. Diese fünf Figuren gehören nach ihm zusammen. Es findet keine Beziehung statt zum Jüngsten Gericht, und der sogenannte Fürst der Welt ist keineswegs hingestellt als Gegenbild des Bräutigams oder Weltenrichters. Der Jüngling mit dem Krötenrücken stelle nicht den Fürsten der Welt dar, sondern den Gleisner, den Verführer.

Nach Keller (1919, 7, S. 81 f.) sind die beiden Eingangsel selbständige Darstellungen, sie repräsentierten die *Ostiarier*, den untersten Weihegrad des Priestertums, in Engelsegestalt. Sie gehörten nicht zum Gericht, wie Bock und andere es wollten. Er hält den Engel neben *Doluptas* für einen Schutzengel, der nicht das Bekehren der Bösen zur Aufgabe habe, wie dieses Bock annimmt, der auch den der Sünde Verfallenen mahne, sondern er stehe da als Schutzengel der klugen Jungfrauen, er stelle sich zwischen sie und die Welt.

Prüft man diese Meinungen, so ist die Annahme einer unmittelbaren Beziehung der Engel zum Jüngsten Gericht abzulehnen, ihre Inschriften zwingen nicht dazu und ihre Stellung in der Vorhalle am Eingang, weit entfernt von dem Gericht im Tympanon, läßt keine Verbindung zu. Wie wenig auch die Inschriften der Eingangsel mit dem Sünderpaar zu tun haben, zeigt sich, wenn Kreuzer (1912, S. 57) sagt: „Ganz entsprechend steht auf der Seite der Gleisnerei der Engel mit der Warnung: *Nolite exire!*“ Hier ist doch gar kein Zusammenhang zwischen dem Laster und dem Texte der Mahnung.

Die beiden Eingangsel sind für den eintretenden Gläubigen bestimmt. Es sind Mahnungen im allgemeinen, wachsam zu sein, wie das *Vigilate* hier anzusehen ist, und auf der anderen Seite den Bereich des Heiligtums nicht zu verlassen, auch nicht in der Welt. Und zwar sprechen nicht nur diese beiden Engel diese Exhortationen aus, sondern ihnen sind angegliedert als Assistenzengel die kleine schwebende Figur unter dem *Nolite*-Engel, die von Keller irrig als Mönch angesehen wird, und auf der anderen Seite die so viel gedeutete Gruppe, die in Wahrheit nichts anders ist als eine Verstärkung der Mahnung des *Vigilate*-Engels. Die kleinen Engelsfiguren weisen auf ihren Schriftbändern, auf denen Inschriften zu denken sind, darauf hin, worüber schon gesprochen wurde.

Der große Engel neben der *Doluptas* ist weder ein Schutzengel der törichteren, noch als Schutzengel der klugen Jungfrauen zu betrachten, deren beider Schicksal ja im guten wie im bösen Sinne entschieden ist, ganz abgesehen davon, daß seine Stellung in der Vorhalle eine Beziehung weder zu den einen noch zu den andern möglich macht. Er ist ein Warnungsel für den Eintretenden, eine Verstärkung der Mahnung, die



Nordseite. Die fünf biblischen Figuren.

Aufnahmen: Münsterarchiv

allein schon in den abschreckenden Bildern der beiden lasterhaften Personen gegeben ist. Diese Engel sind gewissermaßen als eine Einleitung und Vorbereitung zu den Wahrheiten, die in der Vorhalle gezeigt werden, zu denken, wie sie auch noch dem eine Mahnung mitgeben, der das Heiligtum verläßt. Die in gekürzter Form gegebenen Bibelstellen ihrer Schriftrollen sind in diesem Sinne anzusehen.

Die fünf biblischen Figuren

Ist mit der Feststellung des antithetischen Parallelismus die Aufstellung der Figuren als nach einem bestimmten Plan gemacht und somit als durchaus geordnet aufgewiesen, so bleibt die zweite Frage zu beantworten, ob alle vorhandenen Figuren in den Zyklus hineinpassen, ob alle sich einem gemeinsamen Sinn unterordnen oder ob einige davon willkürliche Zutaten sind. Da gerade gegen die Zusammengehörigkeit der Figuren bestimmte und immer wiederholte und nicht leicht zu nehmende Einwände erhoben werden, ist diese Frage eingehend zu prüfen (Abb. 6).

Wenn nach einem großen Programm ein Zyklus in einem gegebenen Raum dargestellt werden soll, so kann es wohl vorkommen, daß der Raum nicht genau aufgeht, sondern daß er gegebenenfalls etwas zu groß oder zu klein ist. Im zweiten Falle wird sich das Programm Kürzungen gefallen lassen müssen, die Erzählung muß sich auf Hauptpunkte beschränken, so etwa wie die Geschichte Christi am Tympanon des Hauptportals des Freiburger Münsters. Im ersten Falle wird ein gewisser Raum frei bleiben, für den dann die Möglichkeit besteht, über das ursprüngliche Programm hinaus Figuren anzubringen, etwa die Patrone der Kirche oder der Stadt, oder auch

andere heilige Personen, die durch Stiftungen von Altären mit der Kirche in Verbindung stehen, oder besonders verehrte Heilige der Zeit. Solche Figuren stehen natürlich mit dem übrigen Zyklus, der ein einheitliches Programm vertritt, nur in einem lockeren Zusammenhang.

So sind auch in Freiburg einige Figuren, die sich der Einordnung in den Zusammenhang der übrigen Figuren zu widersetzen scheinen. Sie werden nicht nur von den Bestreitern einer gedanklichen Einheit der Vorhalle als Füllfiguren oder Lückenbüßer charakterisiert, sondern auch die Vertreter einer Auffassung eines einheitlichen Zyklus in der Vorhalle, wie z. B. Schnaase, empfinden sie als eine Schwierigkeit in ihrer Benennung und in ihrer Anordnung.

Diese Figuren sind in der Tat eine wahre Cruz für die Interpretation, sie haben infolgedessen auch schon verschiedene Benennungen erfahren. Es sind vor allem die fünf Figuren zwischen der *Doluptas* und den klugen Jungfrauen auf der Nordseite, wozu dann auf der anderen Seite, wenn auch nicht so ausgesprochen, noch die beiden Figuren an der Westwand, Katharina und Margareta, kommen. Über diese beiden Figuren ist schon gesprochen in dem Abschnitt über das Sünderpaar in der Vorhalle und ihre Aufstellung ist durchaus sinnvoll und berechtigt. Und es ist zu sagen, daß, wenn die überlieferten Benennungen für diese fünf Figuren alle erhalten bleiben, der Zusammenhang mit dem übrigen Zyklus locker ist. Die vorgebrachten Erklärungen für ihre Anwesenheit bei den anderen Figuren sind nicht genügend. Sie geben so allgemeine Beziehungen an, daß diese nicht durchschlagend sind und beliebig auf andere alttestamentliche Figuren angewandt werden könnten. Es ist also zu untersuchen, wieweit die Benennungen der fünf Figuren haltbar sind, und ob nicht eine oder mehrere von ihnen anders benannt werden müssen, wodurch dann das Ganze der fünf Figuren einen anderen symbolischen Charakter bekommt.

Hat man nun eine solche Zusammenstellung von Figuren vor sich, deren Persönlichkeiten weder durch Attribute, Kleidung, Physiognomie, Inschriften oder sonstwie endgültig festgestellt werden kann, so muß man auf die Überlieferung zurückgehen, sei es auf die literarisch-typologische oder die bildnerische, um durch Analogien gegebenenfalls die Erklärung der umstrittenen Personen herbeizuführen. Von den fünf zu behandelnden Figuren sind zwei in ihrer Benennung unbedingt gesichert. Es sind Abraham und Johannes der Täufer. Abraham ist im Begriffe, seinen Sohn zu opfern, was aber durch das Eingreifen eines Engels, der das Schwert festhält, verhindert wird. Ebenso sicher ist die Figur Johannes des Täufers. In sein Kamelhaargewand gehüllt, weist er mit der Linken auf die Lammsscheibe in seiner rechten Hand. Die Figur, die als Maria Magdalena angesprochen wird, ist auch mit größter Wahrscheinlichkeit so zu benennen, sie trägt in der rechten Hand erhoben ein Gefäß, das, wie Sauer sich ausdrückt (S. 37), wir sonst in der Hand der Maria Magdalena antreffen, es ist die Salbbüchse. Im übrigen ist die linke Hand sicherlich schlecht ergänzt. Die Geste der Hand ist leer und haltlos; einige meinen wohl auch mit Recht, daß der Kopf erneuert worden sei⁷.

Die Schwierigkeiten beginnen bei den beiden letzten Figuren, die als Sara und Aaron oder als Zacharias und Elisabeth bezeichnet werden. Diese beiden verschieden benannten Figuren zeigen in der Art ihrer Benennung die ganze Unsicherheit ihrer Bedeutung. Die weibliche Figur wurde zunächst Maria Jacobi genannt (von Schreiber, 1820, S. 82, und Schnaase II, Bd. II, S. 291), dann wurde sie als Sara bezeichnet von Bock, 1862, S. 14: Sara durch die orientalische Gesichtsbildung und die alttestamentliche Kleidung kenntlich, Keller (1919, S. 93) sieht in der Figur Maria Levi, die Schwester Aarons.

⁷ Marmon S. 24; Kempf¹, S. 75; O. Schmitt fragt, ob der Kopf überarbeitet sei, S. XIII.

Die männliche Figur wurde zunächst als Aaron (Schreiber) bezeichnet. Dieser Name blieb der Figur bis auf Marmon (1878, S. 23), der an Stelle von Aaron und Sara Zacharias und Elisabeth vorschlug, und zwar im Zusammenhang mit Johannes, weil diese Familie auf der Schwelle des Christentums stehe. Von da an wechseln beide Benennungen (Moriz-Eichborn, 1899, S. 9: Aaron und Sara, Kempf¹: Zacharias und Elisabeth, in Klammer fragend: Aaron und Sara?, bei Kempf² fällt diese Frage fort). Auch Kreuzer⁸ führt die beiden Figuren als Zacharias und Elisabeth an, entsprechend seinem Gedankengang, daß der Skulpturenzyklus der Vorhalle aus der Liturgie des Advents zu erklären sei. Da nun in dieser der Täufer eine besondere Rolle hat, so liegt es für ihn nahe, auch dessen Eltern Zacharias und Elisabeth eine Stelle unter den Figuren der Vorhalle zu geben. Ebenso hat Otto Schmitt⁹ die Angabe Zacharias und Elisabeth. Gleichfalls Beenken¹⁰. Schließlich stellen einige Autoren die beiden Benennungen unentschieden nebeneinander, wie Janßen und Baumgarten, oder sagen, es seien nicht zu bestimmende Heilige, wie Dehio.

Diese Begründung für die Benennung ist nicht zureichend. In den Figuren Zacharias und Elisabeth zu erblicken, wie Marmon will im Zusammenhang mit Johannes, weil diese Familie auf der Schwelle des Christentums steht, ist kein genügender Rechtstitel, um sie in den Kreis der anderen Vorhallefiguren einzufügen. Ebenso wenig ist es durchschlagend, wenn Bock als Grund für die Benennung Sara anführt: sie lehre das Vertrauen auf den Herrn und Aaron mahne an Opfer und Gebet, oder wenn Keller II sagt, die alttestamentlichen Figuren seien Vorbild des heroischen Glaubenseifers. Alle diese Angaben sind zu allgemeiner Art und geben nicht die Berechtigung für die Aufnahme dieser Figuren in den Zyklus. Kann man keine konkretere Beziehung dieser Figuren, sei es in ihrer Benennung, sei es in ihrer Tätigkeit, beibringen, dann müßte man tatsächlich zugeben, daß diese Figuren nur in einem lockeren Zusammenhang zu dem Gedanken des Zyklus stehen.

Am wenigsten passend scheint die Bezeichnung Zacharias und Elisabeth. Der Täufer tritt sonst ohne die Begleitung der Eltern in den Zyklen auf, Elisabeth ist zudem schon in der Heimsuchung vertreten und die biblische Stellung der beiden hat keinen engeren Zusammenhang mit den übrigen Figuren des Zyklus. Zacharias war ja auch kein Hohepriester, wie ihn z. B. O. Schmitt¹¹ nennt, so daß die Gewandung der Statue mit Brustschild ihm gar nicht zukommt.

Kempf hat es auch unternommen, die vier Figuren: den Engel an der Westwand, die neben ihm stehende Figur im priesterlichen Gewande, die folgende weibliche Figur und den Täufer als eine Gruppe zusammenzufassen und sagt, diese vier Figuren bereiten auf das Christentum vor: der Engel verkündet Zacharias die Geburt des Täufers, Zacharias steht neben ihm in priesterlicher Kleidung mit dem Rauchfaß, ihm folgt sein Weib Elisabeth und diesen beiden der Sohn, der Täufer. Kempf hält diese Erklärung in diesem Zusammenhang für so klar, daß die bisherigen abweichenden Meinungen in Erstaunen setzen müssen¹². Aus mehreren Gründen ist diese Erklärung trotzdem abzulehnen. Es handelt sich zunächst überhaupt nicht um eine Gruppe von vier

⁸ Der leitende Grundgedanke am Münster-Hauptportal, Freib. Münsterblätter, 8, 1912, S. 60.

⁹ Gotische Skulpturen im Freiburger Münster, 1926, Bd. II, S. 13, Nr. 113.

¹⁰ Bildhauer des 14. Jahrhunderts am Rhein und in Schwaben, 1927, S. 60.

¹¹ O. Schmitt, Gotische Skulpturen des Freiburger Münsters, 1926, Bd. II, S. XIII.

¹² Freiburg i. Br., Die Stadt und ihre Bauten, 1898. Das Münster in Freiburg, S. 304. Diese Auffassung ist in seinem Münsterführer¹, S. 75, beibehalten worden als Zacharias und Elisabeth mit Fragezeichen, ob Aaron oder Sara und in Kempf², S. 40, ohne diese Einschränkung.

Figuren, denn der Engel gehört unzweifelhaft nicht zu diesen von Kempf angeführten Figuren, sondern zum Fürsten der Welt und der Voluptas als Warnungengel, wie sich dies ja schon aus seiner Bezeichnung ergibt^{12a}. Es kommt entscheidend hinzu, daß die Stelle des Zacharias in diesem Kreise keine Begründung hat. Die Vaterschaft vom Täufer ist kein Anlaß — das gleiche gilt für Elisabeth als Mutter —, ihn in diesem Kreise aufzuführen. Mit dem gleichen Recht könnte eine ganze Reihe alttestamentlicher Figuren hier in diesem Kreise dargestellt werden¹³.

Ist die Bezeichnung der Figur als Zacharias abzulehnen, so fragt es sich, ob die Benennung als Aaron gerechtfertigt ist. Aaron, der Hohepriester des Alten Bundes, ist im Mittelalter mit den verschiedensten Attributen ausgestattet abgebildet. Zunächst: die hohepriesterliche Gewandung mit Brustschild und einer der Tiara ähnlichen Mütze, mit Rauchfaß, Opfertier, Salbölkanne und grünendem Stab und Gesetzbuch. Die hohepriesterliche Kleidung ist nicht allein für ihn kennzeichnend, ebensowenig das Rauchfaß und auch nicht das Gesetzbuch. Ganz spezifisch ihm allein zukommend ist das Salbölgefäß und der Stab, der *contra morem florem producit*, der Stab, der gegen seine Natur Blüten trug. So, mit blühendem Stab, ist er als wichtige typologische Figur, Symbol der wunderbaren Geburt Jesu aus der Jungfrau Maria, dargestellt an den Portalen der Dome in Laon, Amiens, Freiberg, Burgos, Lausanne. Außerdem wird er noch in anderer Weise typologisch verwandt. Sein Rauchopfer nach dem Aufruhr der Rote Korah und sein jährliches Versöhnungsoffer gelten als Hinweis auf Christi Opfertod. Als Typus ist er, wie Springer sagt, eine der wichtigsten typologischen Persönlichkeiten, und er darf an einem Marienportal nicht fehlen¹⁴. In Freiburg ist die Figur dargestellt mit Rauchfaß und Buch, ohne Salbgefäß und blühenden Mandelstab, es fehlen also in Freiburg seine spezifischen Merkmale. Außerdem wird der Brustschild in Freiburg, dessen zwölf Edelsteine die zwölf Stammeszeichen Israels darstellen sollen, nicht in diesem Sinne wiedergegeben, sondern es sind nur neun rein ornamentale Schmuckstücke angebracht¹⁵. Mit voller Sicherheit könnte man danach nicht angeben, daß die Figur Aaron darstelle. Stücke der hohepriesterlichen Gewandung finden sich auch bei anderen Figuren, so trägt Petrus in Chartres an der rechten Seite des nördlichen Mittelportals auf seiner Gewandung das hohepriesterliche Schild mit den zwölf Stammeszeichen, und Melchisedek, auch in Chartres, an der linken Seite des Mittelportals der Nordseite trägt Tiaramütze und Rauchfaß. Die Überlegung, ob es sich bei

^{12a} Das Sünderpaar bei den Skulpturen in dem Vorhallenzyklus des Freiburger Münsters. Zeitschrift Schau-ins-Land, 1953, S. 7 ff.

¹³ Moriz-Eichborn weist allgemein darauf hin, daß die Verkündigung des Engels an Zacharias im 13. Jahrhundert nicht nachzuweisen ist. Außerdem trete Zacharias in dieser Gestalt an keinem mittelalterlichen Portale auf. S. 371, Anm. 116. Wenn Moriz-Eichborn dann fortfährt, daß sich die Annahme einer Verkündigung an Zacharias schon dadurch verbiete, weil wir die Verkündigung an Zacharias bereits auf zwei Sockeln der großen Portalstatuen nachweisen können, und es nicht angehe, zweimal dieselbe Szene in der Vorhalle anzunehmen, so ist das nicht stichhaltig, weil es sich bei diesen Sockelfiguren nicht um eine Verkündigung an Zacharias handelt, sondern um zwei adorierende Engel. Doch davon ist später zu reden. Auch ist der Engel nicht als Einzelfigur anzusehen, wie Moriz-Eichborn will, sondern er gehört zu der Fürst-der-Welt-Voluptas-Gruppe, wie eben gesagt, er zeichnet diese Gruppe durch seine Warnung noch besonders aus.

¹⁴ Springer, Mitteilungen der k. k. Zentralkommission V, S. 32, Anm. 8; Mäle II, S. 152; Moriz-Eichborn S. 69 und 371; Künste, Ikonographie, S. 299.

¹⁵ Im Reallexikon zur deutschen Kunst, Bd. I, 1937, unter Aaron (S. 7) wird irrig angegeben, daß die Statue des Aaron der Freiburger Vorhalle auf ihrem Brustschild die 12 Steine der Stämme Israels trage (Moeller); es sind in Wirklichkeit nur neun Ornamente von verschiedener Form mit größerem Mittelstück.

der Figur in Freiburg um eine Melchisedekdarstellung handle, ist sehr verlockend. Melchisedek, der Priesterkönig von Salem, diese geheimnisvolle Gestalt, ist in ihren beiden Würden ausgesprochenes Vorbild Christi, wie seine Opfergabe von Brot und Wein an Abraham Vorbild des Abendmahles ist. Mit dieser Opfergabe findet er sich in Chartres, Amiens und Reims an den Portalen dargestellt¹⁶. So wird er zum vorzüglichsten Typus Christi, wie er im Messikanon mit den Worten „*summus sacerdos, sanctum sacrificium, immaculatam hostiam*“ geradezu an Stelle des Antitypus tritt¹⁷. In der Sequenz: *In dedicatione ecclesiae* zur Hochzeit des göttlichen Lammes, wozu die Zeugen geladen werden, steht er an hervorragender Stelle. Melchisedek pro sacerdotio benedicens, sedet in Medio¹⁸. Nach seiner ganzen Bedeutung würde er als hervorragende typologische Persönlichkeit ausgezeichnet in den Portalzyklus passen. Allein es fehlt dafür doch der zwingende Beweis, die Opfergabe von Brot und Wein, wie sie der Melchisedek im Bogenlauf in Freiburg in der Hand trägt. Andererseits trägt der Aaron im Bogenlauf des Freiburger Portals keine hohepriesterliche Gewandung, sondern einen über den Kopf gezogenen Mantel, und in den Händen hält er eine Schriftrolle. Auch unter dem mittelalterlichen Priester, der einem Ritter das Abendmahl spendet, in Reims an der Innenwand der Westfassade neben dem Mittelportal, ist Melchisedek mit Abraham zu verstehen¹⁹. Man sieht, daß eine starke Freiheit bei diesen Figuren in ihrer Darstellung besteht. Trotzdem die Freiburger Figur nicht völlig eindeutig als Aaron nach seinen Attributen dargestellt ist, so ist doch die größte Wahrscheinlichkeit gegeben, daß sie als solcher anzusehen ist. Die andere Möglichkeit, daß es sich um Melchisedek handle, ist wegen des Fehlens der Opfergabe minder wahrscheinlich. Im übrigen sind beide, Melchisedek wie Aaron, Vorzugsfiguren für eine Darstellung im Portalzyklus.

Ähnlich steht es mit Sara. Ihr Vertrauen auf den Herrn, das Bock besonders hervorhebt, ist ein zu allgemeiner Gesichtspunkt, um für ihre Stellung im Zyklus von Bedeutung zu sein. Auch Moriz-Eichhorn hält dafür (S. 372, Anm. 119), daß es sich bei dieser Figur um Sara handle, ist aber darauf vorbereitet, Widerspruch zu finden. Die Angabe von Schnaase und anderen, daß es sich bei ihr um Maria Jacobi handle, lehnt auch Moriz-Eichhorn ab, indem er sagt, dafür fehle jede Begründung, wie dies ja auch gewiß ist. Sara scheint ihm besser in den Zyklus zu passen als Maria Jacobi, er führt an, daß sie in enge Verbindung mit Maria gebracht werde, und zwar bringt er dafür eine Stelle aus Dantes *Paradies* (32. Gesang, V. 7 ff.), wo in einer Reihe mit Rachel und Beatrice Sara sitzt und dann Rebekka, Judith und Ruth folgen. Diese ganz singuläre, ganz individuelle Dantestelle kann aber doch keine Veranlassung abgeben, um Sara in dem Freiburger Portalzyklus mit einem ganz anderen, spezifischen Inhalt auftreten zu lassen, es ist kein Zusammenhang damit vorhanden. Moriz-Eichhorn erwähnt dann noch die Vermutung, daß es sich bei der Figur um Martha handle als Gegenstück zu der dazugehörigen Maria Magdalena und erwähnt dabei Jameson (*Sacred and Legendary Art* Vol. I, p. 383), der sage, wenn sie zusammen auftreten, sei die eine das aktive, die andere das beschauliche Leben. Dies scheint noch eine bessere Vermutung zu sein, als die Figur Sara zu benennen. Doch fehlt auch hier jeder Beweis, daß es eine solche Verbindung der beiden Figuren in einem solchen Zyklus gebe. Und als Gegeninstanz ist die Tatsache anzuführen, daß auf der anderen Seite der Vorhalle ja schon das tätige und beschauliche Leben in den Figuren der Margareta und Katha-

¹⁶ Mâle, *L'art religieuse du XIII siècle en France*, 1931, S. 156.

¹⁷ *Künste, Ikonographie* I, S. 283 f.

¹⁸ Kehrein, *lateinische Sequenzen des Mittelalters*, 1873, Nr. 877, S. 587.

¹⁹ Mâle, *L'art religieuse*, XIII, 1931, S. 156.

rina neben den Wissenschaften zum Ausdruck gebracht ist. Keller (1918, S. 93) hält die Figur neben Aaron für Maria Levi, die Schwester Aarons. Sie verbrachte ihr Leben im Gebet im Heiligen Zelte, sie hat nach ihm ihre Stelle unter diesen Figuren als Beispiel für Betrachtung und Gebet. Auch für diese Benennung fehlt jede Begründung.

Da die bisherigen Benennungen der Figur nicht zufriedenstellend sind, so muß man eine andere Interpretation versuchen, die davon auszugehen hat, daß die gesuchte Gestalt an Portalen und Zyklen häufiger vorkommt und daß sie mit dem gedanklichen Zusammenhang des Freiburger Zyklus, insbesondere mit dem der Nordseite der Vorhalle, in Verbindung steht. Bei diesem Unternehmen knüpft sich die Überlegung von Freiberg ausgehend an Namen wie die dort dargestellten Personen Saba und die Bathseba. Die Königin von Saba hat eine ganz hervorragende Stellung in der Symbolik des Mittelalters, und sie findet sich in den Zyklen öfters dargestellt. So, wie eben erwähnt, in Freiberg, in Halberstadt in der Liebfrauenkirche, von Frankreich sei angeführt die Nordseite des rechten Seitenportals von Chartres, das Westportal von Amiens und ebenda in Reims. Bei Untersuchung der Chartreiser Figur ergab sich die überraschende Tatsache, daß es sich bei der Freiburger Figur im Aufbau im wesentlichen um eine Umsetzung der Chartreiser Figur im Gegensinn handelt, woraus sich ergab, daß die Vermutung, die Freiburger Figur sei die Königin von Saba, wohl zur Gewißheit erhoben wurde. Die ganze Figur ist in Chartres nach links gewandt, in Freiburg nach rechts. Während in Chartres die Hand des am Körper anliegenden rechten Armes der Königin den Mantel am Riemen über der Brust festhält, faßt in Freiburg die Frau den Mantel in derselben Bewegung mit der linken Hand. Der herabhängende linke Arm der Figur in Chartres zieht den Mantel an sich, genau wie in Freiburg dies mit der rechten Hand geschieht. Charakteristisch ist auch, daß die Teilung der Gewandfalten über den Füßen bei der Figur in Chartres von der Freiburger Figur wiederholt wird, trotzdem der in Chartres vorliegende Grund dazu, das Hereinragen der Sockelfigur, in Freiburg fortfällt. Das Bezeichnendste ist aber, daß die Figur in Freiburg wie die in Chartres ohne Attribute wiedergegeben ist, was in Chartres einen Grund hat, da als Sockelfigur ein Neger mit einem Goldgefäß vorhanden ist, die in Freiburg fehlt, wo der Meister keine Möglichkeit hatte, sie anzubringen, weil die Arkaturen mit den Kleinfiguren schon vor der Figur vorhanden waren. Betrachtet man beide Figuren, so ist es augenfällig, daß die Freiburger Figur in ihrem Aufbau von der Chartreiser deutlich abhängig ist trotz der Jahrzehnte, die dazwischen liegen.

Die Königin von Saba hatte eine hohe Stellung im religiösen Denken des Mittelalters. Mehrfach erwähnt in der Bibel war sie besonders ausgezeichnet dadurch, daß von Christus selbst auf sie hingewiesen wurde (Matth. 12, 42). Er spricht parabolisch von ihr, sie werde am Jüngsten Gericht auftreten und dieses Geschlecht verdammen, denn sie kam vom Ende der Erde, um Salomons Weisheit zu hören: „et ecce plus quam Salomo hic.“ Salomon, zu dem sie hingereist ist, ist ein Symbol Christi. Die Königin vertritt die Menschheit, die zu Christus hinkommt. Sie bringt Opfergaben mit wie die Heiligen Drei Könige, deren Vorbild sie ist. So steht sie schon am Kloster Neuburger Altar von 1181 neben deren Gestalten. Damit ist auch schon eine Beziehung gegeben zu den Heiligen Drei Königen in der Vorhalle, wie auch durch die erwähnten Worte Christi zu der Darstellung des Jüngsten Gerichts im Tympanon.

Wie in Freiburg und in Chartres, ist die Figur auch in Freiberg ohne Attribut, das Gemälde der Königin in der Liebfrauenkirche in Halberstadt (um 1230) hat die Beischrift Regina Aust(ri). Weil für die Darstellung der Königin von Saba besonders charakteristisch, sei hier noch auf den berühmten Heilspiegelaltar um 1445 des Konrad Witz hingewiesen, wo die Königin neben den anderen Opfergaben darbringenden Per-

sonen: Melchisedek und Abraham und David mit den drei Helden, vor Salomo ihre Opfergabe darbringend, erscheint. Diese alle tragen Pokale²⁰.

Die Einfügung der Königin von Saba in den Zyklus gibt der ganzen Reihe ein anderes Gesicht und der einheitliche Grundgedanke der Reihe kommt, wie sich zeigen wird, dadurch deutlich zum Ausdruck.

Bock (1862, Nr. 4, S. 14) sagt: Sara sei durch orientalische Gesichtsbildung und die alttestamentliche Kleidung kenntlich. Dagegen ist zu sagen, daß der Kopf keine besonders orientalischen Züge hat, er stimmt mit den anderen Köpfen der Nachbarfiguren im Typus überein. Nach der Aquarellzeichnung von Geiges von 1888 vor der Restauration ist das Gewand fürstlicher Art, roter, blaugefütterter Mantel mit Sternblumen und goldener Borde; das Gewand ist weiß, mit vielen Ornamenten geschmückt, das Gebände gelb, das Kopftuch blau²¹.

Die Anordnung der fünf Figuren untereinander ist auffallend unchronologisch und hat deshalb Bedenken erweckt und den Gedanken einer nachträglichen Umstellung nahegelegt. Diese unchronologische Ordnung ist schon Schnaase aufgefallen, und er weiß dafür keinen Grund anzugeben, ob vielleicht ein Rangverhältnis der Heiligkeit vorliege, wagt er nicht zu entscheiden²². Ebenso hat Bock Anstöße an der gegebenen Reihe (1862, S. 14). Er meint, die ursprüngliche Folge dieser Statuen müsse bei irgendeiner Restauration gestört worden sein, und er betont, daß bei der Statue des Johannes dessen Haupt das über ihm erhöhte Tabernakel heinahe berühre. Er äußert die Vermutung, anfänglich müsse Abraham die Stelle des Johann Baptist eingenommen haben. Auf diesen folgte Sara und weiter Abraham. Bei dieser Angabe muß ein Versehen vorliegen, denn Abraham wird dabei zweimal genannt. Es ist anzunehmen, daß bei der ersten Benennung Aaron gemeint war, so daß also mit Abraham beginnend eine chronologische Folge hergestellt wäre. Die andere Annahme, daß bei der ersten Erwähnung wirklich Abraham gemeint gewesen sei bei der Vertauschung mit Johann Baptist, hätte ja keinen Sinn, denn dadurch würde an der Chronologie nichts verbessert.

Moriz-Eichborn (S. 69) hält die Anordnung der fünf Figuren ebenfalls nicht für ursprünglich, er ordnet chronologisch, wie man das bei Bock annehmen muß: Abraham, Sara, Aaron, der Täufer und Maria Magdalena.

Auch Keller (1919, S. 2) geht auf die Aufstellung der Figuren ein und kann sich der Auffassung einer späteren Umstellung der Figuren, wie sie von den eben Genannten vorgeschlagen wurde, nicht anschließen. Er bringt dafür beachtenswerte Momente vor. Wenn Abraham an die erste Stelle gesetzt würde, würde er nach der Richtung seines Hauptes an die kahle Westwand schauen, wobei sein Gesicht dem Beschauer vollständig verloren ginge, während es an seinem jetzigen Platz frei sichtbar sei, die Aaronfigur dagegen sei für diese Ecke zugeschnitten, ihre rechte Seite verläuft von oben nach unten

²⁰ Wie ich nachträglich sehe, hat in einem Aufsatz Beißel in andeutender Vermutung bei der Figur in der Vorhalle an die Königin von Saba gedacht, dabei ist ihm aber der Irrtum unterlaufen, sie die Königin des Nordens zu nennen, sie ist aber die Königin des Südens, Regina Austri. Beißel (Das Münster in Freiburg, ein Herold künstlerischer Freiheit. Stimmen aus Maria Laach, 1904, Bd. 66, S. 251) schreibt: „Faßt man Abraham und Aaron auf als Vorbilder des Priestertums Christi, so könnte jene Frau die Königin des Nordens sein, welche zu Salomon kam und wie der neben ihr aufgestellte Vorläufer für Christus Zeugnis ablegen wird.“ In der Geschichte der Verehrung Marias, S. 445, wiederholt Beißel seine Vermutung, daß diese Figur die Königin von Saba sei oder eine andere der berühmten Frauen des Alten Bundes.

²¹ Die Angabe von Moriz-Eichborn (S. 9), der Kopf der Sara sei ergänzt, ist ohne Grund. Vermutlich liegt hier bei Moriz-Eichborn eine Verwechslung mit dem beanstandeten Kopf der Maria-Magdalena vor. Bei dieser gibt es keine Angabe wegen des Kopfes.

²² Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter II, Bd. II, S. 292.

in glatter Linie, und der rechte Arm, der das Rauchfaß hält, ist ganz gegen die Brust eingezogen, so daß diese Haltung etwas gezwungen erscheint. In dieser Ausarbeitung konnte die Statue nahe an die Westwand gerückt werden. Brächte man aber die Aaronstatue an einen beiderseits freien Platz, so würde sie auf der rechten Seite wie abgesägt erscheinen.

Diese Bemerkungen sind ganz zutreffend, die Versetzung der Abrahamstatue hätte künstlerisch gar keinen Sinn und die Aaronstatue würde viel verlieren. Wenn Bock darauf hinweist, daß das Haupt des Täufers fast den Baldachin berühre, so wäre dieser Übelstand durch eine Versetzung an eine andere Stelle nicht behoben, weil ja alle Baldachine die gleiche Höhe haben, eher noch durch eine Verkleinerung seines Sockels. Die erste der klugen Jungfrauen ist wohl noch größer als der Johannes und hat einen ganz niedrigen Sockel. Die Ungleichheiten in der Größe der Figuren ergeben sich aus ihrer späteren Anbringung. Es sind Arbeiten von verschiedenen Händen mit einer gewissen Unbekümmertheit dem Vorhandenen gegenüber, wie man sie bei späteren Zufügungen oder Abänderungen öfters beobachten kann. Sie mußten in die vorhandene Arkatur erst durch Abschlagen der unteren Krabben hineingepaßt werden. Es scheint, daß die heutige Aufstellung der fünf Figuren die ursprüngliche ist.

Bock (1862, S. 14) gibt jeder der fünf Figuren eine eigene religiöse Betätigung. Abraham fordert auf zu Glauben und Gehorsam, Sara lehrt Vertrauen auf den Herrn, Aaron mahnt an Opfer und Gebet, Johannes verlangt Buße und Besserung, Maria Magdalena zeigt, wie fromme Liebeswerke die Reue betätigen sollen. Bei dieser individuellen Charakterisierung fragt man sich, ob durch die angeführten Eigenschaften die Aufnahme der Figuren in den Zyklus gerechtfertigt wird. Es fehlt eine engere Beziehung zwischen ihnen selbst und den übrigen Figuren, die doch unter einem gemeinsamen Gedanken stehen, eine Beziehung, wie sie durch das gemeinschaftliche Band des Opfers in Wirklichkeit gegeben wird, wie die gleich folgenden Ausführungen zeigen. Ohne dieses bleibt der Zusammenhang nur locker.

Ganz in die Irre geht die Auffassung von Moriz-Eichborn (S. 69). Nachdem er bei einigen Figuren, Abraham, Aaron, Johannes d. T., auf ihre Opferhandlung hingewiesen hat, kommt er überraschenderweise bei Sara dahin, in ihr einen Marien-typus zu finden, und ist der Meinung, daß die ganze Reihe sich nicht auf Christus, sondern auf Maria beziehe. Sara kann nicht auf Christus hinweisen, denn sie war am Opfer ihres Sohnes (Isaak) unbeteiligt, kann darum nicht auf Christus, sondern nur auf Maria bezogen werden, bei der das gleiche der Fall ist. Sie wird zum Typus der Mutter des wirklich Geopferten. Aus der Tatsache, daß Christus mit den fünf Figuren und den klugen Jungfrauen in einer Reihe steht, ist zu schließen, daß nicht er der Hauptgedanke der ganzen Statuenfolge sei, sondern daß Maria den Mittelpunkt der Darstellung bilde, wie sich das ja auch durch ihre hervorragende Stellung am Mittelpfeiler des Portals zeige. Christus ist nur eine Nebenperson im Zyklus, steht im Gegensatz zu dem Fürsten der Welt.

Diese ganze Auffassung ist natürlich ganz unhaltbar. Abgesehen davon, daß nach der hier vertretenen Auffassung es sich ja gar nicht um Sara handelt, ist die von Moriz-Eichborn vorgebrachte Beziehung Saras zu Maria durch nichts begründet, willkürlich und konstruiert. Weiter ist die Meinung abzulehnen, Christus stehe allein für sich, er sei nicht Glied einer Gruppe, er wende sich wie der Fürst der Welt mit der Bewegung seiner Hand an die Allgemeinheit, beide seien durchaus als Einzelfiguren gedacht, die neben ihnen stehenden Figuren seien nur als eine Art Begleitschaft aufzufassen. Wie eng der Fürst der Welt zur Voluptas steht und wie seine Bewegung sich nur an diese wendet, und ebenso, daß die weisende Hand Christi selbstverständlich an die klugen Jung-

frauen neben ihm und nicht an die Allgemeinheit gerichtet ist, wird in einem anderen Zusammenhang erörtert^{22a}. Mit den dort gegebenen Ausführungen fällt auch Moriz-Eichborns Meinung von der Stellung Marias.

Überprüft man die Gestalten der Nordseite, so sieht man sie alle ausgezeichnet durch ihre wichtige religiöse Stellung, worüber ja bei den verschiedenen Figuren geredet wurde. Jede einzelne Gestalt tritt in besonderer Weise hervor. Blickt man dann auf das Gemeinsame dieser heiligen Personen, so sieht man, daß das für jeden Charakteristische auch das allgemein Charakteristische ist. Es ist das Opfer. Sie opfern alle. Die klugen Jungfrauen opfern ihre natürlichen Triebe und bewahren das Öl, das sie dann dem Herrn darbringen. Sie sind Beispiele der Überwindung und des Gehorsams in ihrem Opfer. Maria Magdalena opfert Christus die Narde und salbt ihn. In allen wichtigen Teilen der Passion ist sie gegenwärtig, am Kreuz und am Grab, bei der Auferstehung, sie hat die erste Erscheinung Christi im Garten und bringt den Aposteln die Osterbotschaft. Sie wird von Durandus geradezu als neue Eva der alten Eva entgegengestellt, die die Errettung der Menschheit einleitet, da ihr der Auferstandene zuerst erschienen ist²³. Nach mittelalterlicher Auffassung ist Maria Magdalena eine Person mit der Sünderin bei Lukas und der Maria von Bethanien, der Schwester der Martha. Sie ist ein Bild sühnender, opfernder Liebe. Das Salböl in ihrer Hand ist Symbol dieses Opfers. Dieses Symbol wird hier betont in Angleichung an die Attribute der klugen Jungfrauen. Wenn Schnaase²⁴ in der Betrachtung über die sonderbar unchronologische Ordnung der Figurenreihe der Vorhalle davon spricht, daß bei Maria Magdalena ein Grund, sie in diese Reihe aufzunehmen, darin bestehe, daß sie mit ihrem Salbgefäß in der Hand einigermaßen den klugen Jungfrauen neben ihr gleiche, und daß diese äußerliche Rücksicht bestimmt haben möge, sie danebenzustellen, so ist diese Betrachtung nur insofern richtig, als neben der Gleichheit der äußeren Handlung eine innere Gleichheit der typologischen Beziehung besteht.

Johannes als Prophet und Vorläufer Christi opfert ihm sein Leben, Abraham opfert dem Willen Gottes gehorsam seinen Sohn. Die Königin von Saba bringt ihre Opfergabe Salomo dar, auch hier besteht eine Gleichheit mit der Opfergabe der Jungfrauen. Wir kennen den Weg, den das mittelalterliche Denken von einer äußeren Gleichheit der Geschehnisse zu einer tieferen Bedeutung weitergeht. Typologisch haben wir, wie in Salomo Christus, in der Königin die Gläubigen, die zu Christus hinkommen und ihm ihre Opfer bringen, zu sehen. Aaron, der jüdische Hohepriester, ist das Vorbild des Priestertums Christi, er wird gesalbt und opfert ebenfalls, er bringt das jährliche Sühneopfer dar und das Opfer nach der Empörung der Rotte Korah (2. Moses 30, 10; 3. Moses 8 und 16; 4. Moses 16, 46 f.).

Wenn man mit der Möglichkeit rechnet, daß statt Aaron die Figur Melchisedek darstelle, so findet sich auch hier die Opfergabe, er opfert Abraham Brot und Wein, das Vorbild des Abendmahls, Vorbilder Christi sind beide, Aaron wie Melchisedek. Melchisedeks Opfer und Aarons Rauchopfer werden einander zugesellt und gegeneinander gestellt (Tragaltar im Museum Cluny, 12. Jahrhundert, Real-Lexikon Abb. 2 unter Aaron).

Diesen Figuren schließen sich dann noch in gleichem Sinne die folgenden Heiligen Drei Könige an mit ihren Opfergaben an das Christuskind. Durchgehend haben wir den Opfergedanken.

^{22a} In dem Abschnitt: Die Christusfigur, S. 72, 73, 74.

²³ Sauer, S. 57.

²⁴ S. 292, Anm. 1.

So ist die Erklärung der Reihe auf der Nordseite der Vorhalle gegeben, völlig einheitlich schließt sie sich unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt zusammen. Es sind keine willkürlich zusammengestellten Figuren, keine *disiecta membra*, insbesondere die vier alttestamentlichen Figuren mit Maria Magdalena sind keine Lückenbüßer oder Füllfiguren, wie man ihnen vorgeworfen hat, sondern sie sind mit Bedacht ausgewählt und aneinandergereiht, um den einheitlichen Gedanken des Opfers in seinen verschiedenen Gestalten zu veranschaulichen. Damit ist der Hauptvorwurf gegen die Zusammenstellung der Vorhalle, Willkürlichkeit und Zusammenhanglosigkeit, zurückgewiesen und statt dessen das Verständnis für die einheitliche, durchgehende Gedankenkomposition gegeben.

Damit und zugleich in Verbindung mit dem Aufweis des antithetischen Parallelismus in der Aufstellung der Figuren als sinnvollem und tiefem Gedanken ist die Abweisung des zweiten Einwurfs gegen die Einheitlichkeit und Durchdachtheit des Figurenzyklus erbracht. Die beiden Vorwürfe gegen Auswahl und Aufstellung der Figuren, gegen den Sinn der Vorhallenzusammenstellung werden zurückgewiesen, und ein vollkommen klares Bild der Sachlage ist gewonnen. Für die Erklärung der Figuren des Zyklus sei noch darauf hingewiesen, daß in Freiburg die Säuren der Architektur, die den Zusammenhang der Gedanken erleichtern, fehlen. Da diese äußeren, architektonischen Hilfsmittel nicht vorhanden sind, muß der Zusammenhang und die Beziehung der einzelnen Teile lediglich durch die Interpretation festgestellt werden²⁵.

Die Gesamtheit der Vorhallenfiguren zeigt die Ausführung der in den Mahn- und Warnungsengeln ausgedrückten Aufforderung: negativ die Vernachlässigung der Mahnung und ihre Wirkung und positiv ihre Ausführung in Entwicklung aller natürlichen Fähigkeiten wie im Nachleben der sittlichen Anforderungen in Gehorsam und Opfer. Die Vorhalle bringt so den moralischen Teil des Gesamtprogramms, die Gewändefiguren führen hinüber zu dem Gedankenkreis des Tympanons und der Archivolten, wo das heilsgeschichtliche dogmatische Thema zur Darstellung kommt.

Biblische Personen, Vergleich mit Turmplastiken

Die fünf biblischen Figuren an der Nordwand der Vorhalle nehmen unter den Figuren des Zyklus eine besondere Stelle ein. Sowohl in Beziehung auf den geistigen Gehalt des Zyklus gelten sie als Fremdkörper, als Einschiesjel, um leere Plätze zu besetzen, ebenso werden sie in künstlerischer Hinsicht vollkommen verworfen. Daß der erste Vorwurf nicht stimmt, daß vielmehr ein geistiger Zusammenhang mit den übrigen Figuren des Zyklus besteht, wurde nach der hier vertretenen Auffassung eben dargelegt. Es muß nun noch auf die zweite Behauptung eingegangen werden, um zu sehen, ob und inwieweit diese Einstellung berechtigt ist.

O. Schmitt²⁶ spricht von den biblischen Personen der Nordarkade, worunter er die vier alttestamentlichen Personen Abraham, den Täufer und nach der bisherigen Benennung Aaron und Sara, oder Zacharias und Elisabeth und außerdem Maria Magdalena versteht, und sagt darüber, daß bei ihnen, gegenüber den Archivoltenstatuetten, nicht nur das individuelle, sondern jedes Körpergefühl geschwunden, der Körper gewissermaßen neutralisiert sei, was diese Figuren untrennbar mit einigen Figuren der

²⁵ So hat O. Schmitt, *Gotische Skulpturen*, S. 32, treffend auf diese Tatsache hingewiesen, daß in Freiburg an einem Portal durchgeführt werde, was sonst an dreien zur Darstellung komme, daß also in einer gleichförmig gereihten und der markanten architektonischen Akzente entbehrenden Arkade die ganze Statuenreihe vorgeführt werde, was notwendig zu einer Verwischung der Grenzen der einzelnen Themen führe.

²⁶ S. 47.

dritten Turmzone verbinde. Auch Janzen²⁷ sagt, die Figuren der Abrahamgruppe (die fünf biblischen Figuren der Nordarkade) seien später entstanden, denn sie hätten gemeinsame Züge mit einigen Figuren, die unter der Bauleitung des zweiten Turmmeisters unterhalb der Stern galerie (dritte Zone) ausgeführt worden seien. An anderer Stelle²⁸ fügt Janzen noch den Christus bei den klugen Jungfrauen hinzu. Dort wendet er sich gegen Schmitts Identifizierung des Stiles des jüngeren Turmateliers mit dem Stile der Vorhallestatuen. Der Stil der Stern galeriefiguren finde sich nur bei der Gruppe der biblischen Personen und Christus.

Welches sind nun die Figuren der dritten Turmzone? Es sind, nach den von Kreuzer eingeführten Benennungen: König Sigismund, Schutzmantelmadonna, ein heiliger Bischof (Martinus oder Nikolaus), Kaiser Heinrich II., St. Katharina, St. Michael, ein heiliger Diakon (Stephanus, Laurentius oder Tyriakus), Bernhard von Clairvaux. Von diesen Personen scheidet zunächst die Schutzmantelmadonna als spätere Ergänzung für eine zerstörte Figur aus. Von zwei anderen, dem König Sigismund und der hl. Katharina, kann die Abhängigkeit von den Portalskulpturen sicher festgestellt werden. Die Katharina ist als Gewandfigur eine grobe Replik der Ecclesia im Gegeninne. Der Kopf des Sigismund ist nach dem Kopf des zweiten Königs der Anbetung gearbeitet. Schmitt selbst spricht von einem allgemeinen Vorbild für den Kopf des Sigismund in einem Kopf am Straßburger Mitteltympanon²⁹. Demgegenüber weist aber der Freiburger Königskopf der Anbetung eine ganz individuelle Beziehung zu dem Sigismund auf, die Schmitt aber nicht heranzieht. Die beiden Köpfe stehen im gleichen Verhältnis zueinander wie die Figuren der Apostel im Tympanon und die Statuetten in den Archivolten zu den Aposteln im Langschiff, alle Formen sind härter und schärfer gehalten bei der Figur am Turm, aber der Bau des Kopfes ist der gleiche.

Die meisten Statuen dieser Turmzone sind ganz durchschnittliche oder noch geringere Arbeiten, so die Katharina und der hl. Michael, der eine Wiederholung einer Straßburger Figur ist³⁰. Den Diakon, den Kaiser Heinrich, den Bernhard könnte man versucht sein, für eine Annäherung an eine porträthafte Haltung anzusehen, wobei aber alle diese Figuren den gleichartig schweren, dumpfen Gesichtsausdruck hätten, so vor allem der Diakon. Der Bischof hat im Gesamtaufbau des Kopfes eine gewisse Verwandtschaft mit dem König Sigismund.

O. Schmitt³¹ stellt den König Sigismund dem König Oswald aus der zweiten Zone als Gegensatz gegenüber³², der aus der Werkstatt des Krönungsmeisters hervorgegangen ist und hier in anderem Zusammenhange behandelt wird. Schmitt stellt die größten Unterschiede zwischen Oswald und Sigismund fest, bei Oswald eine steife und befangene Haltung, bei Sigismund sei alles flüssig und frei, der ganze Körper mache die Bewegung mit, die linke Hüfte biege vernehmlich aus, die Schulter sei nach links geneigt, der Kopf nach rechts. Das Gewand folge weich und schmiegsam dem Schwung der Figur. Die verschiedene Belastung der Füße sei durchgehend im ganzen Körper ausgedrückt, in Kopfhaltung und Kontrast. Beide Tendenzen vereinigten sich zu einer weichfließenden Kurve, zu dem gotischen Kontrapost. Dieser Analyse kann man nicht folgen, sie stimmt nicht mit den Gegebenheiten überein, die Schulter ist nicht nach links verschoben und der Kopf neigt nicht nach rechts, wie Schmitt sagt, sondern nach der

²⁷ S. 33.

²⁸ Der Meister der Madonna von St. Ulrich, Goldschmidtfeestschrift, 1923, S. 57, Anm. 2, und S. 59, Anm. 2.

²⁹ Schmitt, Freiburger Tafelwerk, Text, Abb. S. 29.

³⁰ Schmitt, Freiburger Tafelwerk, S. 15, Abb. 15.

³¹ S. 26.

³² Schmitt, Freiburger Tafelwerk, S. 79.

linken Schulter hin. Von dem behaupteten Schwung der Figur ist nichts zu spüren, sie ist nur schwach bewegt. Schmitt scheint diese Turmfigur künstlerisch zu hoch einzuschätzen, sie hat etwas Unlebendiges in der harten Bildung der Gesichtszüge, in der Beziehungslosigkeit des Kopfes zum Körper, so daß der Aufbau unorganisch und zugleich dürftig wirkt mit dem schematisch angelegten, gerade herabfallenden Gewand. Jedenfalls tritt diese Turmfigur gegen den mittleren König der Anbetung weit zurück und auch der Mohrenkönig in seinem gleichfalls glatt herabfallenden Gewand hat eine ganz andere Ausgewogenheit und Haltung als der Sigismund. Es liegt ein Unterschied der Stile und der Entstehungszeit vor³³.

Beenken folgt in der Beurteilung des Königs Sigismund O. Schmitt. Er (S. 69) verlangt für den Kopf des Sigismund einen in Straßburg ausgebildeten oder gar einen von Straßburg nach Freiburg verschriebenen Meister, weil er so kompliziert sei, so wenig unmittelbar wirkend, um freiburgisch zu sein. Der Kopf sei das Gefäß seltsamer seelischer Widersprüche, jugendlich nach außen, nach der für den jungen blühenden ritterlichen Menschen geschaffenen Tracht, greisenhaft nach innen und sicherlich leidend unter diesen Widersprüchen. Man vergleiche diesen Kopf mit dem mittleren Gewandekönig oder dem Christus der Vorhalle, um zu sehen, wie die Freiburger alles Komplizierende fortlassen und den Kopf mit unmittelbarer Frische erfüllen. — Nun ist das Gewand einfach die Friedenskleidung der höfischen Kreise, und der Dargestellte ist nach Kreuzer der Märtyrerkönig Sigismund, der viel gelitten und vielleicht auch Buße getan hat³⁴. Bei dem Gesicht des Königs ist die Frage, ob wir es nicht mit einer Erstarrung zu tun haben, einer Beziehungslosigkeit zum Körper, der übrigens auch eine Erstarrung in anderer Art zeigt. Der Sigismund hat in seiner ganzen Anlage, in dem tief gefurchten Gesicht und dem ausdruckslosen Körper eine Beziehung zu den männlichen Gestalten der biblischen Personen, während eine solche sonst zwischen den biblischen Figuren und den anderen Turmfiguren nicht festzustellen ist. Der Kopf der Sara hält sich in seiner Anlage an die Köpfe der Männer neben ihr. Der Kopf der Maria Magdalena ist modern, worüber noch gleich geredet wird, während ihre Gewandbildung der der klugen Jungfrauen gleich ist.

Die biblischen Figuren haben starke Beziehung zu den Arbeiten an den Archivolten. Zunächst besteht ein allgemeiner Zusammenhang in der Bildung der Köpfe. Besonders hervorzuheben ist die Verwandtschaft des Täufers mit Izaak (vierte Archivolte, siebter von unten der Südseite) in der Kopfbildung, außerordentlich verwandt ist der forschende Blick, der beide verbindet. Es kommt hinzu die eindringliche Haltung des vorgeschobenen Kopfes und seine Stellung zum Körper.

Abraham zeigt Verwandtschaft mit vielen Köpfen der Archivolte, besonders deutlich mit Isaias (dem ersten von unten der Nordseite, in der Prophetenreihe) in dem langgezogenen Gesicht mit dem langen, spitz zulaufenden Bart. Mit Amos (Prophetenreihe, dritter von unten, Südseite) und Baruch (vierter von unten, Nordseite), auch mit

³³ Kreuzer (Zur Deutung einiger Standbilder am Münsterturm, Freiburger Münsterblätter, 1913, S. 24 ff.), auf den die Bezeichnung Sigismund für diesen König zurückgeht, sagt, daß der König burgundische Haar- und Barttracht zeige, wodurch er sich von dem anderen König in der gleichen Reihe unterscheide, er spricht von ungelocktem Stirnhaar und außerordentlich reich herabfallenden Locken an den Seiten des Angesichts. Nun hat aber der König in Wirklichkeit gelocktes, in einer Welle zurückgenommenes Stirnhaar, während der mittlere König der Anbetung die andere Form des kurz geschnittenen Stirnhaares zeigt, genau so wie der weitere Fürst in dieser Zone am Turm, der als Heinrich der Heilige betrachtet wird. Es sind die beiden nebeneinander verwendeten Formen des Stirnhaares, entweder kurz abgeschnitten oder in einer kleinen Welle zurückgenommen.

³⁴ Kreuzer, a. a. o. S. 24.

Aggäus (vierter von unten, Südseite, Prophetenreihe), Ezechiel (erster von unten, Südseite, Prophetenreihe) und Melchisedek (fünfter von unten, Südseite, Patriarchenreihe) besteht Verwandtschaft, ebenso mit Jesse am Türpfeiler.

Aaron hat Beziehungen zu Eleazar (siebenter von unten, Nordseite, Patriarchenreihe) im ganzen Bau des Gesichts und dem ornamentalisierten Bart, der Grube an der Nasenwurzel, den Furchen von der Nase zum Mund und den Stirnfalten.

Die Sara, die hier im Text Königin von Saba genannt wird, ist in der Anordnung der Gewandung durch ihre Beziehung zu dem Vorbild in Chartres, das sie umgebildet hat, festgelegt, worüber im einzelnen bei der Erörterung der Bedeutung dieser Figur gesprochen wurde.

Außerdem bestehen auch Ähnlichkeiten der biblischen Personen mit den Tympanonaposteln, so mit dem letzten auf der Nordseite.

Die gewöhnlich als Einheit angeführte Gruppe der fünf Personen ist es aber stilistisch nicht. Die Maria Magdalena gehört stilistisch nicht zu den alttestamentlichen Figuren, sondern zu den Jungfrauen. Der Aufbau der Figur ist der gleiche wie bei diesen und die Drapierung des Gewandes zeigt starke motivische Verwandtschaft mit der der Jungfrauen und Künste, so ist ihr Gewand annähernd im Gegensinne zu dem der neben ihr stehenden klugen Jungfrau gehalten. Die Figur ist schlecht erhalten, die linke Hand ist willkürlich ergänzt und ebenso ist der Kopf mit dem schematisch gebildeten, völlig leeren Gesicht eine Neubildung³⁵. Auch das Salbgefäß in der rechten Hand erweckt starken Verdacht der Erneuerung.

Die biblischen Figuren stehen trocken und bewegungslos da, ohne aber in dem von Schmitt angegebenen Maße sich von anderen durchschnittlichen Gewandfiguren zu unterscheiden.

Was diese Figuren merkwürdig macht, sind die Köpfe. Diese durchfurchten, angespannten Gesichter bei Aaron und dem Täufer, der bohrende Blick, die Stirn mit vielen Falten durchzogen, die Nasenwurzeln eingekerbt, der Mund fest geschlossen, die Augen tief eingebettet mit Krähenfüßen blicken ins Leere. Beide sehen aus wie erstarrt. Gilt dies schon von Aaron, so noch in viel höherem Maße von dem Täufer.

Von den beiden hauptsächlichlichen Auffassungen des Täufers, der asketisch hageren Gestalt und der anderen kraftvollen, unbeugsam fordernden, ist hier die zweite gewählt, nach dem Worte der Schrift, daß in dem Täufer Geist und Kraft des Elias sei. So ist hier der Täufer größer und schwerer angelegt als die anderen Personen. In seinem zotteligen Kamelhaargewand, das sich vorn schildförmig über den Körper legt, gleich wie bei einigen der törichten Jungfrauen, steht er mit seinem Hinweis auf die Lamm-scheibe in der rechten Hand und dem drohenden Blick als der wahre, unerbittliche Wüstenheilige vor uns.

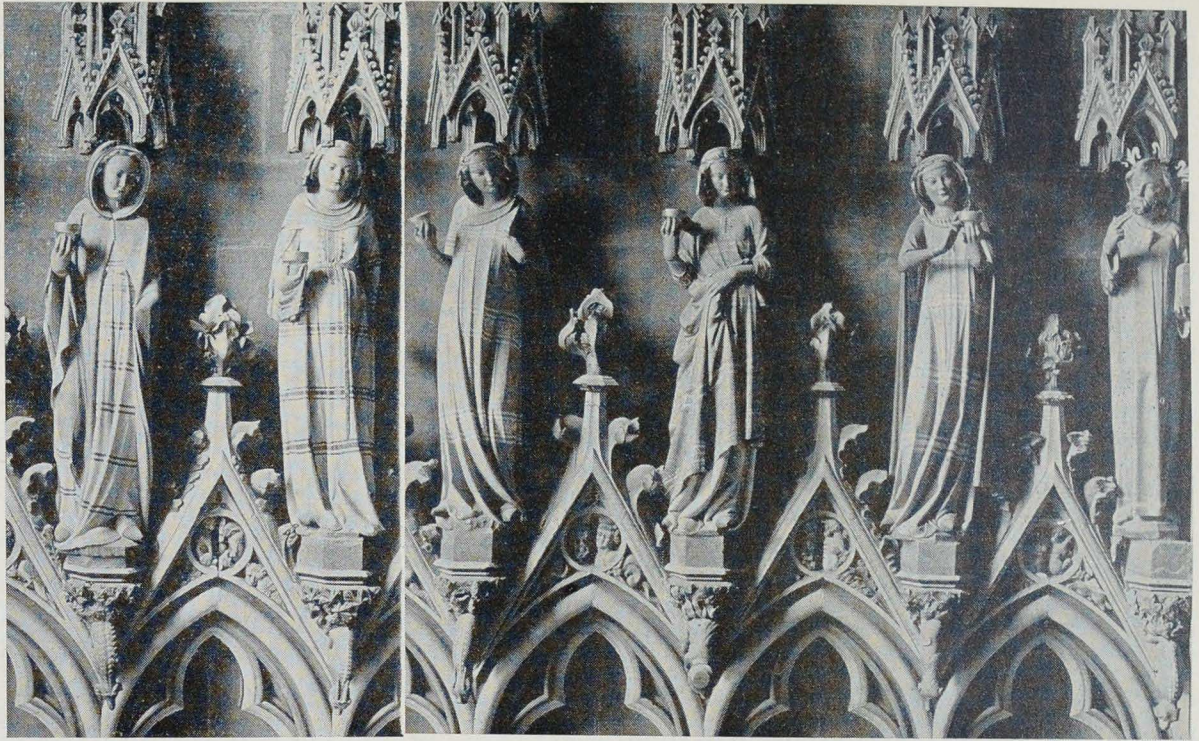
Auch bei Aaron findet sich, wenn auch nicht in derselben Stärke wie beim Täufer, dieses seltsame, ins Weite blickende, durchfurchte Gesicht.

Gleichfalls hat die Sara diese Gesichtsbildung, den ernsten Ausdruck mit den charakteristischen Furchen auf der Stirn, der Kerbung an der Nasenwurzel und dem starren Blick.

Ihr Kopf mit all den Eigentümlichkeiten der beiden Köpfe ihrer männlichen Nachbarn ist natürlich nicht ergänzt, wie Moriz-Eichborn sagt (S. 9 und S. 42). Dieser rechnet die Sarafigur mit der Ecclesia, Grammatik, Dialektik und Rhetorik zu den besten Arbeiten der Vorhalle, trotz des nach seiner Ansicht ergänzten Kopfes.

Auch Abraham zeigt eine ganz unbewegte Haltung bei der Erscheinung des Engels, von den Augen des nach oben gerichteten Kopfes ist nichts zu sagen.

³⁵ Über die Erneuerung des Kopfes siehe Kempf¹, S. 75, und Keller, 1918, S. 90.



Nordseite. Die fünf klugen Jungfrauen und Christus.

Aufnahme: Münsterarchiv

Die ungewöhnliche Augenbildung dieser Personen, vor allem die bei Aaron und dem Täufer, die sich auch in den Archivoltensfiguren und bei den Aposteln im Mittelschiff findet, geht im letzten Grunde auf die Propheten des Westportals in Straßburg zurück. Die ekstatischen Gesichter dieser innerlich zermühten Personen sollten in diesen Figuren wiederholt werden. Aber während sich die Kraft der Visionen in Straßburg außer in den gespannten Gesichtern der Propheten auch in ihren erregten Gesten und den wild bewegten Gewändern äußert, bleiben in Freiburg die Körper völlig unbewegt, sie schwingen nicht mit, und dies ist nicht eine Stille der Ergriffenheit, sondern der Unbeteiligung. Dadurch erhält die Spannung der Gesichter etwas Maskenhaftes.

Der ganze visionäre Gedanke ist in den Personen der Abrahamgruppe nur als Absicht erkennbar, für die Ausführung fehlte die künstlerische Kraft. Auf ein Mitglied der Gruppe der Archivoltensbildhauer geht die Ausführung der vier biblischen Personen und wohl auch der Sigismund der dritten Turmzone zurück.

Diese Statuen sind die spätesten der Arkaden.

Die Jungfrauen

Über die Aufstellung der Jungfrauen in der Münstervorhalle und die ikonographische Entwicklung ihrer Verwendung in den Zyklen ist das Nötige gesagt³⁶. Ursprünglich zum Weltgerichte gehörig, ging die Jungfrauenparabel auf das Marienportal über. Schon in altchristlicher Zeit findet sie sich mit der Gottesmutter, der Führerin der Jungfrauen, verbunden. In Deutschland kommt die Parabel fast nur am Marienportal vor, so wie hier in Freiburg (Abb. 7, 8).

³⁶ Münzel, Der Skulpturenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters, Grundlagen (S. 142 ff.). Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 1955.

Das Unternehmen von Keller (1918, S. 81 f.), in den klugen und törichten Jungfrauen Verkörperung der Haupttugenden und -sünden zu erkennen, ist nicht gelungen, seine physiognomische Deutung der Gesichter und Gebärden ist gezwungen. Die törichten Jungfrauen zeigen vielmehr alle in verschiedenem Grade und verschiedener Richtung ihren Gram über ihr Verhalten und über ihren Zustand, in den sie durch ihre Schwachheit geraten sind. Leidenschaftliche Klage, Verzweiflung, so bei der ersten und vierten Jungfrau (vom Portal aus gerechnet), dumpfer Schmerz bei der dritten und Starrheit bei der fünften. Die zweite zeigt etwas wie Auflehnung gegen ihr Schicksal. Diese Figur hat einen von den anderen Jungfrauen leicht abweichenden Duktus, sie ist auch etwas größer gehalten. Schäfer (S. 37) spricht von einer ungeschickten Arbeit von anderer Hand. Ebenso reich differenziert ist die Stimmung bei den klugen Jungfrauen ausgedrückt. Von Christus an gerechnet Jubel bei der ersten, Versunkenheit in verschiedener Form bei der zweiten und fünften, stilles Glück bei der vierten, kindliche Freude bei der dritten.

Der Ausdruck der Gemütsbewegung der Jungfrauen in Freiburg und in Straßburg ist sehr verschieden. In Freiburg sind sie viel reicher nuanciert gegeben als in Straßburg, insbesondere bei den klugen Jungfrauen. Sie sind viel bewegter, ihr Ausdruck ist lebendig, er sticht stark ab von der fast uninteressierten Haltung der Jungfrauen in Straßburg. Die Freiburger Figuren haben die zarte Beseelung, die das Glück der bestandenen Prüfung und die Heiterkeit des reinen Gewissens anzeigt. Bei den Törichten in Straßburg ist bei zweien auch ein stärkerer Affekt sichtbar gemacht, aber in anderen Formen als in Freiburg. An Stärke des Ausdrucks stehen die Freiburger Jungfrauen zwischen den Straßburger und Magdeburger Figuren. Die Magdeburger Klugen äußern ihre Freude laut, mit breitem Lachen und eng zusammengezogenen Augen, während die Törichten in völlig hemmungslosen Gebärden sich ihrem verzweifelten Schmerz hingeben, wobei insbesondere die bewegte Gewandung für die Stimmung mitspricht, so drückt eine von ihnen weinend den hochgezogenen Gewandzipfel in ein Auge³⁷.

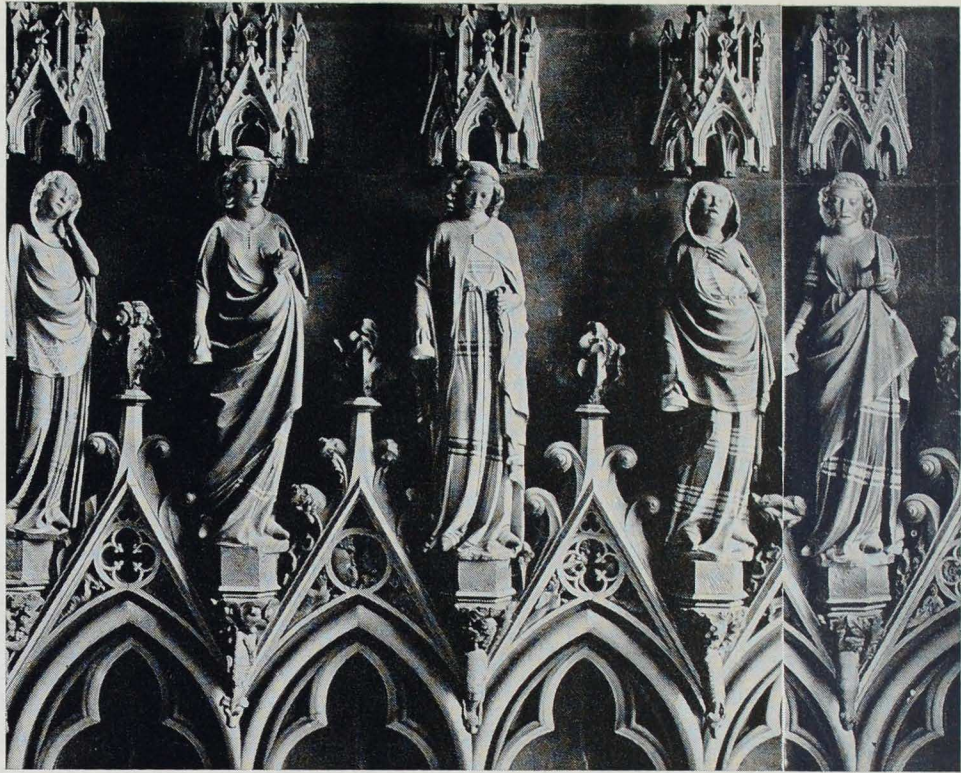
Die Gewandung der Figuren ist in Freiburg ganz anders gehalten als in Straßburg. Der faltenreiche Mantel, mit dem die Figuren dort bekleidet sind, fehlt fast bei allen in Freiburg. Der Körper spielt in Freiburg eine andere Rolle. Er ist rhythmisch bewegt, besonders bei der ersten und dritten Klugen ohne Mantel, ruhiger bei der vierten, bei der fünften Figur verhüllt der Mantel nicht, er gibt eine gute Kontur, insbesondere wirkungsvoll die den Kopf rahmende Kapuze und der feste Schluß des Mantels über der Brust. In Straßburg dagegen sind die Figuren wie eingewickelt in ihre Mäntel, der Körper kommt nicht zur Geltung, er ist gerade gerichtet, unbewegt, bis auf den einer Figur an der rechten Stirnseite des Portals, aber es ist nur ein leichter Ansatze der Bewegung, es ist die beste der klugen Jungfrauen. Die klugen Jungfrauen in Freiburg sind denen in Straßburg überlegen.

Wie verschieden die Figuren beurteilt werden, zeigen folgende Beispiele. Moriz-Eichborn³⁸ sagt, den Preis unter diesen klugen Jungfrauen müssen wir der dritten vom Portal aus zuerkennen, der wir, in ihrer entzückend koketten Bewegung, mit der in die weite Ärmelöffnung gelegten linken Hand und der schalkhaften, leichten Seitenwendung des Kopfes kein plastisches Werk der ganzen Gotik von ähnlichem Reize der

³⁷ Die Magdeburger Figuren sind die ersten großfigurigen Darstellungen am Portalgewände (um 1240), während die Jungfrauen bis dahin ihre Stelle an den Archivolten, am Türsturz oder an den Sockeln hatten.

Tanzen, Die Bildhauer des 13. Jahrhunderts, 1925, S. 180.

³⁸ S. 41, 42.



Südseite. Die fünf törichten Jungfrauen.

Aufnahme: Münsterarchiv

Wirkung und Erscheinung an die Seite zu setzen wüßten. Dagegen sagt O. Schmitt³⁹: Von den Jungfrauen gehört zu den Frühwerken die zweite von Christus aus, die schönste von allen, trotz der Gewandmassen, wenigstens gegenüber den frühesten Straßburger Jungfrauen, lebt hier noch ein intensives Körpergefühl. Trotzdem hält er die Figur für etwas später, weil die Modellierung des Gesichts der Ecclesia gegenüber verringert sei und wegen der sehr schematischen und flachen Stilisierung des Haars. Eine weitere Reduktion des plastischen Gefühls vertreten nach ihm ihre beiden Nachbarinnen (die links davon ist die von Moriz-Eichborn eben hervorgehobene), das zeige sich in der Verdünnung aller Formen, der Entkörperlichung der Figur und des Gewandes. In jedem Fall werde die schöne Vitalität der Straßburger frühen Figuren eingebüßt. Diesem Urteil von O. Schmitt ist das von Moriz-Eichborn entschieden vorzuziehen. Die beiden von Schmitt betrachteten Figuren zeigen deutlich eine ausgesprochene Vitalität, trotz der flach herabfallenden Gewänder.

Im Gegensatz zu den Klugen sind die Törichten in Straßburg viel differenzierter im Ausdruck gehalten. Zwei sind stark bewegt, voll verzweifelter Trauer, die neben dem Verführer noch in der Verführung Stehende voller Begierde. Die beiden an der Stirnseite sind ruhiger, sinnend, die jugendliche mit dem Stirnband ist eine vortreffliche Figur in ihrer stillen Trauer. In Freiburg ist, wie gesagt, der Ausdruck der Verzweiflung und Klage ganz anders gehalten als in Straßburg: leidenschaftliche, den ganzen Körper mitreißende Klage, Verzweiflung, dumpfer Schmerz und Starrheit. Daß aber die Törichten in Freiburg viel dramatischer gehalten seien als in Straßburg, in weitestgehender Differenzierung der Affekte, wie Lehmann will (S. 74), der daraus auch ein

³⁹ S. 49, Nr. 12, Tafeln 115, 123, 132.

Argument für die spätere Entstehung der Freiburger Figuren ableiten möchte, weil im umgekehrten Falle der Straßburger Meister sich dieses dramatische Element wohl nicht hätte entgehen lassen, ist nicht richtig, drei von den Straßburger Figuren zeigen eine stark dramatische Bewegung, aber ganz anderer Art als in Freiburg. Die Freiburger Figuren sind tatsächlich später als die Straßburger, aber das von Lehmann angeführte Argument der größeren Dramatik in Freiburg hat dafür keine Geltung, es entspricht nicht den Tatsachen. Viel eher könnte man in diesem Sinne auf die reichere, differenzierte Bildung bei den Klugen in Freiburg hinweisen. Die Freiburger Jungfrauen zeigen in ihrer ganzen Anlage ein anderes Bild als die in Straßburg, sie sind von diesen unabhängig.

Der Vergleich der Freiburger törichten (der ersten vom Portal aus, Schmitt, Freiburger Tafelwerk, 125, Nr. 25) und der Straßburger klugen Jungfrau (Straßburger Tafelwerk, 137, in Freiburger Tafelwerk, Abb. 51, Nr. 54) soll nach Schmitt⁴⁰ das Zusammenschrumpfen von Figur und Gewand zeigen. Wo soll dies zu finden sein? Beide Figuren sind ungegliedert und unkörperlich aufgefaßt, auch hier ist die Freiburger Figur unterseßter gegeben als die Straßburger, der Überwurf des Mantels in der Freiburger Figur ist zusammengefaßter. Im übrigen besteht der größte Gegensatz im Ausdruck und in der Haltung der ganzen Figur, der Arme und des Kopfes.

Von den Freiburger Jungfrauen sagte Janßen⁴¹, daß sie als Gewandfiguren eine weitgehende Stilautonomie im Verhältnis zu Straßburg zeigten. Er erwähnt die motivische Verwandtschaft der zweiten Törichten in Freiburg mit einer der an der Stirnwand stehenden klugen Jungfrauen in Straßburg. Diese törichte Jungfrau in Freiburg hat ja überhaupt einen von den anderen Jungfrauen abweichenden Charakter. Wenn Janßen dann davon spricht, daß in Freiburg wie in Straßburg die Jungfrauen den Typus des bürgerlichen Mädchens zeigen, so ist das für Freiburg nur in dem Sinne eines Gegensatzes zu einem höfisch aristokratischen Typus, wie ihn etwa die Straßburger Tugenden zeigen, richtig, keineswegs aber, wenn man unter bürgerlich eine etwas derbere, hausbackene Erscheinung, ohne besonders hervorstechende körperliche oder geistige Vorzüge versteht. Die klugen Jungfrauen zeigen die größte Anmut, sie haben den ganzen Schmelz zarter Jungfräulichkeit, ja eine davon, die dritte, zeigt die feinste kindliche Mädchenhaftigkeit. Besonders hervorzuheben ist die letzte, einen Mantel tragende Jungfrau, mit der den Kopf umrahmenden Kapuze. In dem zarten Rhythmus ihrer Haltung haben die Jungfrauen etwas Vornehmes. Dieser schwingende Rhythmus des ganzen Körpers kommt namentlich bei der ersten und dritten zur Geltung in dem gerade herabfallenden Gewand ohne verdeckende Falten, das bei beiden ähnlich, aber im Gegensinne angelegt ist.

Die Törichten sind älter gehalten, und Schmerz und Leidenschaft in ihren Gesichtern verstärken noch diesen Zug. Die Bewegung bei der ersten und vierten ist heftig, die Drehung des Körpers stark. Neben diesen heftig bewegten hebt sich die dumpfe, unbewegte Verzweiflung der dritten in scharfem Kontrast heraus, und im Gegensatz zu dieser die unwillig herausblickende zweite. Gegen diese beiden erscheint die fünfte in ihr Geschick starr ergeben. Bei dieser Figur ist die linke Hand eine spätere Anstückung.

Zu den törichten Jungfrauen Freiburgs macht Janßen noch die Bemerkung⁴², daß diese alle fünf mit der nach unten gekehrten Lampe mit dem Ausdruck des Schmerzes und der Trauer also als bereits Verführte dargestellt seien, im Gegensatz zu Straßburg und Basel, wo das Charakteristische gerade im Moment der Verführung liege. Hierzu

⁴⁰ S. 50.

⁴¹ S. 31.

⁴² S. 31.

ist zu sagen, daß die Freiburger Darstellung sich enger an die Parabel anschließt, es handelt sich bei dieser nicht um die Verführung durch den Satan, sondern um den durch die leeren, nach unten gekehrten Lampen symbolisierten Mangel der guten Werke, wie die Parabel seit dem christlichen Altertum aufgefaßt wurde⁴³. Die Jungfrauen sind dargestellt, wie sie von dem Bräutigam zurückgewiesen wurden an der verschlossenen Pforte, und über diese Zurückweisung sind sie voll Trauer und Verzweiflung. Mit dieser Feststellung ist auch, von hier aus gesehen, bestätigt, daß der sogenannte Verführer neben der Voluptas an der Westwand, nicht wie Dehio will⁴⁴, eigentlich zu diesen Törichten gehöre, sondern daß dieser mit seiner Partnerin eine von den Törichten ganz unabhängige eigene Gruppe bildet.

Wie steht es nun mit den Törichten in Straßburg? Daß hier eine Verführung der neben dem Satan Stehenden vorliegt, ist offenbar. Aber die vier anderen halten ihre leeren Lampen gesenkt, ihre Gesichter sind von lauter oder stiller Trauer erfüllt, sie sind also auch als schon Verführte aufzufassen oder in näherem Sinne der Parabel als von Trauer Erfüllte über ihr Versagen und das Zurückweisen durch den Bräutigam. Der Mangel der Törichten liegt nicht in ihrem Schlafe, wie man oft hören kann, denn nach der Parabelstelle Matthäus 25, 1 ff. schlafen auch die Klugen, sondern ihre Verfehlung besteht darin, daß sie nicht in richtiger Weise für den Empfang des Bräutigams vorgesorgt haben, was als Mangel der guten Werke ausgelegt wird. Diese Auffassung liegt auch für die vier Törichten in Straßburg vor. Nach der Erzählung der Parabel fügt Christus die Worte hinzu: „Wachet, denn ihr wißt weder Tag noch Stunde“.

Eine sehr merkwürdige Auffassung der Parabel wie der Figuren zeigt Altwegg⁴⁵ darin, daß er von den beiden Törichten in Straßburg neben der Versucherszene sagt, sie haben den Schritt aus der Enttäuschung zu neuen anderen Freuden noch nicht getan.

Die Christusfigur

Die Christusfigur in Freiburg gehört zu den künstlerisch unbedeutendsten des ganzen Zyklus. Dazu vertritt Janßen noch die Meinung⁴⁶, daß der Christus bei den Jungfrauen erst später hinzugefügt worden sei, ebenso wie der Verführer ursprünglich nicht dazu gehört habe. Diese Auffassung ist nicht anzunehmen. Für die sogenannte Verführerfigur ist durch die Behandlung der Verführer- und Voluptasgruppe im Text dargelegt, daß Janßens Meinung nicht haltbar ist, daß vielmehr der sogenannte Verführer mit der Voluptas von Anfang an zu dem Zyklus gehört hat. Aber auch für die Christusfigur fehlt jede Begründung für diese Meinung. So sagt auch Schmitt, daß er keinen gewichtigen Grund zu dieser Annahme sähe⁴⁷. Der Freiburger Christus ist auch stilistisch mit den Jungfrauen verbunden, insbesondere mit der dritten Jungfrau mit dem flach abfallenden Gewande. Die Einzwängung auf seinen Platz, wo seine eigene Plinthe auf die Seite gerückt wird, teilt er mit der ersten törichten Jungfrau auf der anderen Seite, die ja auf alle Fälle dagewesen sein muß.

Gerade umgekehrt wie Janßen sieht Döge in dem Christus eine Arbeit der Blüte, ganz besonders der Blüte der führenden Freiburger Werkstatt⁴⁸. Er zeige jenes rhyth-

⁴³ Darüber Hugo von St. Victor, *Allegoriae in Novum Testamentum*, lib. 3, cap. 34. De decem virginibus. Migne P. L. 175, Sp. 750 ff. Lampades opera, oleum gratia sive bona conscientia, praeparatio lampadum recordatio et numeratio operum. — Sauer, *Symbolik* 367, verweist auf Durandus und weiter für die Vita contemplativa auf Honorius.

⁴⁴ S. 62.

⁴⁵ S. 198.

⁴⁶ S. 31.

⁴⁷ *Gotische Skulpturen des Freiburger Münsters* I, S. 50, Anm. 3.

⁴⁸ Döge, *Zum Nordportal des Freiburger Münsterchors*, *Freiburger Münsterblätter*, 1915, S. 5. Auch Beenken (S. 56) sagt, die Christusfigur habe die mimische Beweglichkeit der Jungfrauen.

mische Empfinden, wie es jener Zeit in hohem Maße eigen gewesen sei. Der Christus trete wie ein Tänzer, die törichte Jungfrau ihm gegenüber wiege sich in ihrem Schmerze, umkreist von Rhythmen, die Falte sekundiere. Die Steilfalte vorn am Halse der Christusfigur zeige das Arbeiten mit wenigen wirksamen Faltenakzenten, wie es der Straßburger-Freiburger Klassik eigen gewesen sei. Nun fehlt aber gerade das beschwingt Rhythmische in der Christusfigur, wie es der neben ihr stehenden klugen Jungfrau, den ganzen Körper in Schwingung versetzend, in feiner Modulation eigen ist, sondern der Körper des Christus steht unbewegt in senkrechter Haltung, die Fußstellung könnte auch noch für einen ruhig Stehenden passen, aber im Zusammenhang mit der weisenden Geste und der Kopfhaltung ist sie wohl als Andeutung für den Beginn eines ruhigen Schreitens anzusehen. Bestimmt ist sie nicht eine tänzerische Bewegung, der Körper bleibt völlig unbewegt. Von einer feinen Rhythmik ist in dieser Figur nichts zu spüren. Die Figur stammt aus der Zeit der Jungfrauen, aber sie ist künstlerisch nicht gelungen.

Die Figur ist von dem Straßburger Christus, aber nur in der Kopfbildung, abhängig, sonst hingegen in Auffassung und Gewandbehandlung ganz anders gehalten. Hat man bei dem Straßburger Christus ausgesetzt⁴⁹, daß er im Kampf mit seinem Gegenspieler, dem Versucher, zu wenig aktiv und machtvoll wirke, daß er das Aussehen eines gleichgültigen, fast verdrossenen Schulmeisters habe, der den Jungfrauen mit leerer Geste doziere, worüber gleich noch ein Wort gesagt sei, so ist bei dem Freiburger Christus in Wirklichkeit zu beanstanden, daß er geistig zu schwach und gering gebildet ist. Die ganze Gestalt hat in dem hemdartig abfallenden Kleid, das übrigens mit dem Gewand des auffahrenden Christus am Wormser Dom identisch ist, etwas Dürftiges. Die eingezwängte Lage der Figur mag durch den von ihr ausgeübten Zwang an ihrem Teile auch dahin gewirkt haben, deren künstlerische Ausbildung zu beeinträchtigen. Die schlechte Bemalung an Gesicht und Gewand tut ihrerseits noch das übrige, die Figur zu entstellen.

Daß Bock gerade in dieser Christusfigur den Löwen aus dem Stamme Juda erkennen will, ist nur zu verstehen aus seiner Gewohnheit, eine biblische, eine Kirchenväterstelle oder eine Bemerkung aus der scholastischen Literatur mit einer Figur in Verbindung zu bringen ohne Rücksicht auf einen wirklichen Zusammenhang⁵⁰. Er verweist auf eine Stelle aus dem Rationale des Durandus (I, 3), wo das Buch in der Hand Christi das Buch des Lebens bedeute, das nur der Löwe aus dem Stamme Juda zu öffnen vermöge, nach der Apokalypse V, 5. Nun ist dieses Buch in der Hand Christi gewiß nicht das Buch mit den sieben Siegeln, nach dem Text der Apokalypse müßte es auch in der rechten Hand getragen werden, Christus hält es aber in der Linken. Es ist einfach das Buch der Gebote für die Nachfolge Christi, wie dieses Keller ganz richtig betont⁵¹. Das ergibt sich schon aus der Verbindung der Christusgestalt mit den klugen Jungfrauen selbst, die diese Gebote gehalten haben, nach Johannes 14, 31, gemäß den Worten Christi: „Wer meine Gebote hält, der ist es, der mich liebt.“

Keller sieht in der Christusfigur den in einen Bußsack gekleideten, abgetöteten, armen und demütigen Jesus. Aber es ist nicht der Eindruck von Demut und Abtötung, der von der Figur ausgeht, sondern der von Kraftlosigkeit.

Die Handhaltung der Figur wird falsch gedeutet. Lehmann⁵² analysiert die beiden Sponsi in Straßburg und Freiburg und sagt, daß der Straßburger Sponsus segne, in

⁴⁹ Weigert, Hamann, Straßburger Münster und seine Bildwerke, 1928, S. 89.

⁵⁰ So Bock, 1862, S. 14. Moriz-Eichborn, S. 10, übernimmt diese Literaturangaben von Bock.

⁵¹ 1918, S. 87.

⁵² S. 74.

Freiburg mache er eine merkwürdige, heischende Bewegung, die zum Herankommen auffordere. Auffallend sei es dabei, daß die Haltung der Finger, weil sie dieselbe wie beim Segensgestus sei, hier nicht motiviert erscheine. Es sehe so aus, als ob man diese Figur aus Straßburg übernommen hätte, ohne daß man bei der geänderten Aufstellung auch der Änderung des Motivs genügend Rechnung getragen hätte. Diese Auffassungen sind nicht stichhaltig, es ist keine segnende Geste, sonst müßte die Hand nach außen gerichtet sein wie beim Straßburger und der Kopf nach der anderen Seite gewendet. Wie man die Figur auch aufstelle, rechts oder links von einer Jungfrau, die gegebene Form von Kopfhaltung und Handhaltung ist bei der Annahme des Segnens unmöglich. Die Handhaltung ist keine segnende Haltung, sondern eine hinweisende Bewegung und insofern auch eine zur Nachfolge auffordernde. Und worauf weist die Hand hin? Auf die Portalwand, wo über der Pfeilermadonna mit dem Kinde im Tympanon das Jüngste Gericht dargestellt ist. Und die Christus zunächst stehende kluge Jungfrau hat diese Bewegung begriffen, sie hält ihre Lampe der Portalwand entgegen und wendet ihr das Gesicht zu. Es ist der alte Zusammenhang der Jungfrauenparabel mit dem Jüngsten Gericht, der sich hier ausdrückt, es ist die letzte Erfüllung des Sinnes der Parabel. Im Gericht geschieht das, was in der Parabel angedeutet wird, Bewährung oder Nichtbewährung im Leben finden ihr Urteil in ihm. Es ist der Schritt von der Parabel zur Wirklichkeit.

An einer anderen Stelle sagt Lehmann, im Gegensatz zu seiner eben angeführten Auffassung, daß die Figur des Sponsus in Straßburg die Jungfrauen zum Eintritt auffordere. Das ist ebenso abzulehnen, wie die eben erwähnte Bemerkung von Weigert, daß der Christus in Straßburg mit leerer Geste doziere. Unzweifelhaft handelt es sich bei dem Christus in Straßburg um eine Segnensgeste, wie sich dies aus der Handhaltung und aus der ganzen Situation ohne weiteres ergibt. Überhaupt wird ja die Beurteilung dieser Figur durch Weigert ihr nicht ganz gerecht, sie verkennt doch den bei aller Trockenheit der Figur wirklich vorhandenen Ausdruck ernster Hoheit, der etwas in das Herbe übergreift, aber nicht entfernt in dem Maße, wie umgekehrt die beabsichtigte Milde bei der Christusfigur in Freiburg in das weichlich Süßliche übergeht⁵³.

Gewändefiguren: Ecclesia, Synagoge

Die Gruppen der Gewändefiguren, die drei Marienszenen: Verkündigung, Heimsuchung und Anbetung der Könige, und dazu das Gegensatzpaar Ecclesia und Synagoge, sind künstlerisch außerordentlich verschieden wertvoll. Die weitaus beste Figur ist die Ecclesia. Die Gestalt ist frei und sicher stehend gebildet, der Körper kommt zur Geltung in dem ruhigen Flusse des ziemlich eng anliegenden Gewandes. Besonders hervorzuheben ist die Haltung der Figur. Der Vergleich mit der Straßburger Figur des Ecclesiameisters hebt den Sinn der Freiburger Figur deutlich heraus, dort die herrscherliche Erscheinung der Ecclesia, ihren Triumph über die Synagoge zeigend, in Freiburg dominiert dagegen das Fraulich-Gütige, das Hoheitsvolle modifizierend. Moriz-Eichborn nennt die Figur⁵⁴ hoheitsvoll, man könnte sie außerdem mütterlich nennen, sie ist

⁵³ Während Marmon S. 25 Christus eine ausdrucksvolle Figur nennt, spricht Janßen (Der Meister der Madonna von St. Ulrich, S. 57, Anm. 2) von dem Christus als einer ganz charakterlosen Figur, was sie auch tatsächlich ist. Auch Moriz-Eichborn (S. 41) hält die Figur für eine der unbefriedigendsten des ganzen Zyklus. Ebenso betonen Schäfer (S. 34) und Lehmann (S. 74) die Minderwertigkeit der Figur. Moriz-Eichborn nennt sie ausdruckslos und eine nüchterne und trockene Arbeit. Mir scheint es eher, daß die Figur nicht im Sinne der Nüchternheit und Trockenheit unbefriedigend ist, sondern in ihrer schwächlichen geistigen Haltung.

⁵⁴ S. 41.



Gewände Nordseite. Ecclesia, Heilige Drei Könige.

Aufnahme: Röbke

die Verbildlichung der Mater Ecclesia⁵⁵. Sie hält in der Rechten die (ergänzte) siegreiche Kreuzesfahne, in der (ergänzten) linken Hand hebt sie den Kelch mit dem rettenden Blut, so ihrerseits auf den Opfergedanken hinweisend, den alle Personen der ganzen Reihe auf der Nordseite der Vorhalle und des Gewändes, von Aaron an bis zu den Drei Königen, verkörpern.

O. Schmitt⁵⁶ führt zum Vergleich die Ecclesia vom Straßburger Westportal an bei der Kreuzigung zur Seite Christi⁵⁷, die das Blut aus der Seitenwunde Christi in ihrem Kelche auffängt, und er sagt dazu, diese Straßburger Figur sei das Vorbild zu der Freiburger, beide Statuen stimmten in allen wesentlichen Zügen überein, bis auf die veränderte Kopfhaltung der Freiburger Ecclesia. Diese ergebe sich aus der anderen Aufstellung weit unterhalb des Kreuzes. Er bringt also die Freiburger Figur mit der Kreuzigung im Tympanon in Verbindung, wo die Straßburger Figur mit dem Kruzifixus in Verbindung steht, und durch die veränderte Aufstellung hätte die Haltung der Freiburger Figur verändert werden müssen. Diese Beziehung besteht aber nicht, die Ecclesia steht ganz selbständig da, ohne jeden Zusammenhang mit der Kreuzigung im Tympanon. Sie blickt nicht dorthin, und ihre Handhaltung mit dem Kelch weist nicht dorthin, sondern die ganze Gestalt, vor allem Gesicht und Hand mit Kelch, sind der Synagoge auf der anderen Seite zugewandt als Zeichen des Gegensatzes und der Überwindung. Im übrigen ist die Übereinstimmung beider Figuren nicht so groß, wie O. Schmitt sagt. Die Gewandung ist sehr ähnlich, härter und schärfer in Straßburg als in Freiburg und von Straßburg übernommen, aber der Sinn der Figur ist ganz anders geworden, wie ihre veränderte Haltung es anzeigt. Hebt ja auch Schmitt hervor, daß die Züge der Freiburger Figur von einem Lächeln belebt seien, wie überhaupt die ganze Figur nach Ausdruck und Mitteilung dränge, ganz anders wie die zurückhaltende Straßburger Gestalt. Darin liegt der völlig verschiedene Sinn der Figuren, der herberen, kühleren Straßburger steht die warme, mütterliche Freiburger Gestalt gegenüber⁵⁸.

Die Synagoge, mit den üblichen Attributen gegeben, in der Rechten den zerbrochenen Stab, in der herabgesunkenen Linken das Gesetzbuch haltend, die Augen mit einer Binde verdeckt, ist in der Bildung des Gewandes eine ziemlich genaue Kopie der Ecclesia im Gegensinne. Aber es fehlt ihr deren zarte Körperschwingung und die feine Modulation im Stofflichen. Der untere Teil der Figur zeigt eine spätere Restauration, Kopf und Hals sind modern⁵⁹ (Abb. 8, 9).

Verkündigung

Auf der Südseite beginnt die Reihe der Leibungsfiguren mit der Verkündigungsgruppe. Um den richtigen Eindruck der beiden Figuren zu bekommen, muß man sich die schlechten Anstückungen entfernt denken. Beim Engel ist die rechte Hand ergänzt, bei Maria beide, besonders störend ist die Taube, die auf der rechten Hand sitzt. Die Figur ist in Pose und Gewandbehandlung der dritten klugen Straßburger Jungfrau nachgebildet. Sie hat den charakteristischen Mantelüberwurf, der schildförmig flach

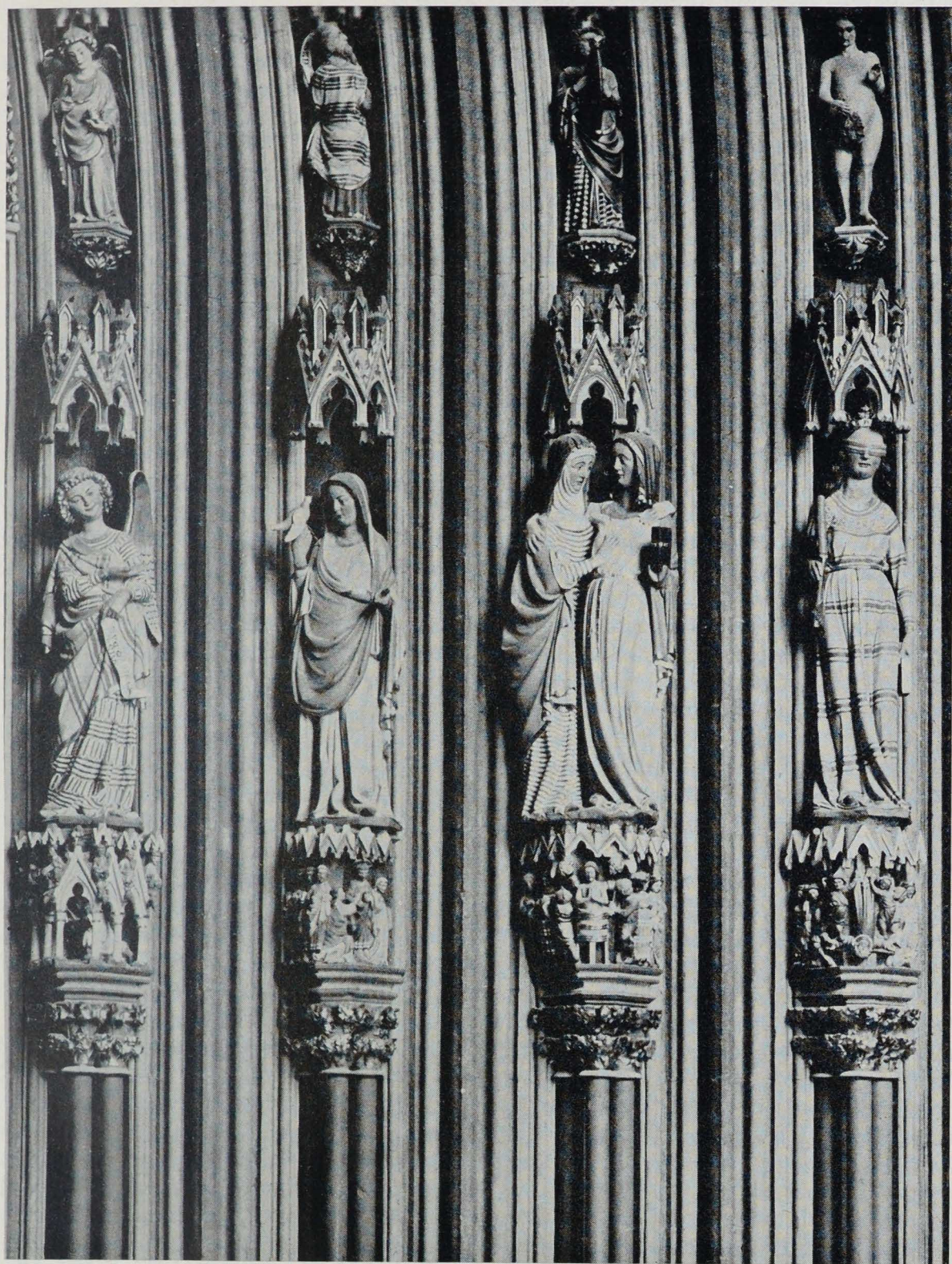
⁵⁵ Schäfer (S. 34) sagt von der Ecclesia, daß sie an fein ersonnener Charakteristik, Körpermodellierung und Gewandbehandlung eine der besten Arbeiten des 13. Jahrhunderts sei. Wenn er von dem Siegeslächeln im stolz erhobenen Angesicht redet, so steht dem die hier vertretene Anschauung ihrer Haltung gegenüber.

⁵⁶ S. 48.

⁵⁷ Straßburger Tafelwerk von Schmitt, S. 99.

⁵⁸ Die Katharina in der dritten Zone des Westturmes ist eine geringe Replik der Ecclesia in Körper- und Gewandbildung im Gegensinne.

⁵⁹ Über den Kopf auch Geiges, Fensterschmuck, 1931, S. 88 f, 94.



Gewandfiguren. Verkündigungsengel und Maria, Heimsuchungsgruppe. Synagoge.

Aufnahme: Röbke

über den Körper gelegt ist, eine Mantellagerung, wie sie ähnlich auch bei der ersten und vierten törichten Jungfrau Freiburgs auftritt.

Man kann der Beurteilung der Marienfigur, wie sie Moriz-Eichborn (S. 41) ausspricht, gewiß nicht beitreten, der in ihr das holdselige Werk eines fein und echt empfindenden Künstlers sieht, das ein zarter, leichter Realismus wie mit einem Hauch frisch erwachenden Lebens erfüllt hat, und sie ist gewiß nicht gleich wertvoll wie die prächtige, hoheitsvolle Gestalt der Ecclesia, wie dies Moriz-Eichborn will. Die Marienfigur ist nicht sehr innerlich erfaßt, auch ist das Gesicht nicht wirklich beseelt.

Aber man kann auch nicht übereinstimmen mit den Ausführungen von O. Schmitt über diese Marienfigur⁶⁰. Im Vergleich dieser Figur mit dem Straßburger Vorbild, der klugen Jungfrau am rechten Gewände, sagt er⁶¹, es liege ein Auseinanderfließen der Form vor. Dagegen ist zu sagen, die Gewandbildung der Verkündigungs-Maria ist von dieser Straßburger Figur übernommen, aber ein Auseinanderfließen der Form kann man dabei nicht feststellen, im Gegenteil wirkt das Gewand der Maria viel geschlossener, der Überwurf des Mantels ist mehr zusammengenommen, es zeigt sich bei der Figur eine Konzentration der Form. Die überlange Straßburger Gestalt läßt die Form eher vermissen. Es liegt bei diesen beiden Figuren ein verschiedener Körperbau zugrunde, hochgeschossen in Straßburg, gedrungen in Freiburg.

Ganz anderer Art als die Madonna ist der dazugehörige Verkündigungsengel. Über diesen Engel liegen die gegensätzlichsten Urteile vor. Diese Meinungen kommen zum Ausdruck beim Vergleich dieser Figur mit dem linken Leuchterengel (vom Beschauer aus) zur Seite der Madonna an der Innenseite des Portals. Für Beenken⁶² läßt sich der Unterschied der im Aufbau ähnlichen Figuren dahin formulieren, daß beim Verkündigungsengel die Körperhaltung aktiv ist, während bei dem Leuchterengel ein passives Prinzip für seine Bildung vorliegt, die Figur ist weniger als Körper wie als Kurve bewegt. Bei dem Verkündigungsengel wird alles von stärksten mimischen Eigenimpulsen bewegt, deren Kraft wir bis in die Fingerspitzen und das aktive Lächeln in Mund und Augen verfolgen können. Ebenso ist in der Arbeit der Gelenke, in der schrägen Haltung des Ellenbogens alles von innen heraus, durch wirkliche Körperbewegung modelliert. Im Gegensatz dazu ist bei dem Leuchterengel wie bei seinem Partner und der Madonna eine Umbildung im Sinne des beginnenden 14. Jahrhunderts erkennbar.

Hamann⁶³ kommt im Gegensatz zu dieser Auffassung zu dem Resultat, der Verkündigungsengel sei schwächer und später als der Leuchterengel. Der Meister der Verkündigung sei im Grunde ein Kopist. Dieses Verhältnis der beiden Engel werde verkannt durch eine falsche Vorstellung von der Entwicklung, die die bewegungsfördernde, Energie verstärkende Wirkung stofflicher und motivischer Kontraste übersehe, wie sie die Leuchterengel und die Madonna zeigten. Und so komme man dazu, die eintönige, steifere, deshalb scheinbar straffere Haltung des Verkündigungsengels für früher zu halten.

Es liegt also in diesen beiden Meinungen ein diametraler Gegensatz vor. Ehe man dazu Stellung nimmt, muß noch auf etwas anderes eingegangen werden. Beenken⁶⁴ bringt den Verkündigungsengel mit einem eine Krone haltenden Engel vom Hochaltar

⁶⁰ S. 50.

⁶¹ Straßburger Tafelwerk, Schmitt 137, im Text zum Freiburger Tafelwerk, Abb. 51, Nr. 55.

⁶² Beenken, Bildhauer des 14. Jahrhunderts am Rhein und in Schwaben, 1927, S. 60 f. Die Innenfiguren sind im Anschluß an die Vorhallenplastik gearbeitet, später als die klugen Jungfrauen.

⁶³ Elisabethkirche in Marburg, Bd. II, Plastik, 1929, S. 99.

⁶⁴ a. a. O. S. 38 mit Abb.

in der Elisabethkirche zu Marburg zusammen, den er dessen Bruder nennt. Trotzdem aber betont Beenken bei dieser Zusammenstellung, daß die Freiburger Figur von einem ganz anderen Lebensgehalt sei als das Marburger Werk. Der Freiburger Engel sei kultivierter, von einer viel bewußteren Lebendigkeit. Charakteristisch dafür sei die stärkere Wendung des Kopfes gegen Schulter und Hals, ein differenzierteres Spiel in Miene und Augen, und vor allem die Bewegung der Arme, die ihre Brechung in den Gelenken so stark betone. In dieser Brechung empfangen die Geste ihre überzeugende Ausdruckskraft und der Fluß der Umrisslinien halte den Kontrast von Richtung zu Richtung wundervoll zusammen. Bei aller Ähnlichkeit seien die Figuren aber deshalb doch gewiß nicht von einer Hand.

Das ist auch sicherlich so. In künstlerischer Hinsicht sind die beiden Engel gewiß keine Brüder. Die Ähnlichkeit zwischen beiden ist so oberflächlich, daß man überhaupt keinen unmittelbaren Zusammenhang zwischen ihnen annehmen kann. So haben die Köpfe einen ganz verschiedenen Charakter. Der Marburger ist schematisch gebildet, der Freiburger von feinem Mienenspiel bewegt, sogar die Kopfform ist anders, was sich namentlich in der Bildung der Stirn und der Brauenbahnen zeigt. Der gleiche Unterschied gilt für die Gewandung. Die Mantellagerung des Verkündigungsengels kommt nicht von Marburg, sondern von Straßburg her, was ja an sich schon nahe liegt, weil ja die Verkündigungsmadonna in der Gewandung von der dritten klugen Jungfrau (von Christus aus) in Straßburg abhängt. Und so ist der Verkündigungsengel motivisch verwandt mit der Gewandbildung der ersten klugen Jungfrau neben Christus, sie ist beim Verkündigungsengel im Gegensinne angelegt. Eine ähnliche Form der Kleidung wie auch den Knick des linken Handgelenks bei diesem Engel zeigt die Geometrie-Figur der Vorhalle. Die seitlichen Mantelfalten sind bei dem Engel wie in Straßburg rhythmisiert in ihrem ruhigen Falle, in starkem Gegensatz zu den plumpen, weit nach außen gebauchten, nach unten absackenden Falten des Marburger Engels. Besonders deutlich ist die Übereinstimmung in der Faltengebung des Kleides und der Stoßfalten auf den Füßen bei beiden Figuren in Freiburg und in Straßburg. Nach allem kommt nur Straßburg und nicht Marburg für die Herkunft des Freiburger Engels in Betracht. Auf den geistigen Unterschied zwischen dem Freiburger und dem Marburger Engel hat ja Beenken schon hingewiesen.

Es wäre ja auch recht merkwürdig, wenn diese doch nur zweitrangigen Plastiken zu Marburg hier bei dem Engel wie bei der vorher behandelten Madonna mit ihrer schweren, etwas rustikalen, um nicht zu sagen plumpen Bildung einen so weitreichenden Einfluß auf die Gestaltung bei der Türpfostenmadonna und dem Verkündigungsengel gehabt hätten. Die Marburger Plastiken sind parallele Erscheinungen der Zeit, ein genetisches Verhältnis zu Freiburg besteht meines Erachtens nicht.

In seiner Analyse unterschätzt Hamann die Figur des Verkündigungsengels sehr. Er geht davon aus, daß die schwingende Bewegung der Leuchterengel wie auch die der Innenmadonna organisch zu erklären sei, man übersehe die bewegungsfördernde, energieverstärkende Wirkung stofflicher und motorischer Kontraste, die starke Bogenbewegung der beiden Leuchterengel sei durch die von ihnen getragene Last erklärt, womit er offenbar der Meinung Beenkens von der als rein stilisierend gedachten und so zu beurteilenden Bewegung der Engel, daß sie passiv, daß die Figur als Kurve bewegt sei, entgegentritt. Nun spricht aber der ganze Aufbau der Gruppe, der beiden Engel und der Madonna in der Mitte dafür, daß bei diesem Aufbau tatsächlich ein rhythmisches Element maßgebend ist, so daß die Bewegung der Engel unter das Gesetz dieses Rhythmus gestellt und nicht organisch durch die Schwere der Leuchter und die Last der Gewandung zu erklären ist. Die Absicht, den Körper jedes Engels im Sinne schwingender Bogen zu bilden und die beiden Bogen einander entgegenzustellen, ist grund-

legend. Die Unterstellung der Körperfunktion unter eine solche unorganische, stilisierende Absicht ist offensichtlich, es ist die Art des 14. Jahrhunderts. Ganz anders liegt die Sache bei dem Verkündigungengel, hier ist die Bewegung motiviert durch die Hinwendung zu Maria, eine leichte Schwingung des Körpers, bedingt durch die weisende Geste seiner Hand. Die Geste des rechten Armes ist von großer Ausdruckskraft, die leider durch die läppische, moderne Zutat der geöffneten Hand beeinträchtigt wird. Diese ist natürlich erhoben, grüßend zu denken. Gegen diese Armbewegung des Engels wendet sich Hamann, indem er den freien sichtbaren Arm hartsträngig und seine Bewegung wegen der fehlenden Stofflast weniger energievoll nennt als bei dem Leuchterengel. Nun hat ja die Bewegung beider Engel eine ganz verschiedene Bedeutung, bei dem Leuchterengel ist die Bewegung zunächst stofflich durch Halten und Tragen der Leuchte veranlaßt, beim Verkündigungengel haben wir es mit einer symbolischen Ausdrucksbewegung zu tun, es ist die Geste der Berufung. Gerade dafür ist der Umwurf des Mantels zurückgeschlagen und der Arm mit dem anliegenden Gewand ist freigelegt, die Biegung des Gelenkes wird besonders betont, ebenso wie auch die Biegung von Arm- und Ellenbogengelenk des linken Armes mit dem Schriftband. Die feinen kleinen Falten am Ärmel im Gelenk heben die Bewegung heraus, sie bilden übrigens die Brücke zu der Faltenbildung am Gelenk bei den Heiligen Drei Königen auf der Nordseite. Die Bewegung wirkt leicht und frei, sie ist voller Charme, wie überhaupt die ganze Figur. Besonders die Haltung des belebten Kopfes zum Körper ist beschwingt und voller Grazie. Das Gesicht mit dem Spiel der Augen und dem lächelnden Mund ist trotz seiner fleischigen runden Bildung voller Liebreiz.

Hamann tadelt den von der rechten Schulter herunterfallenden Mantelzipfel als starr, er wirke wie ein Pfahl. Nun hat dieser Zipfel seine Stoffentwicklung von der Seite aus gesehen, und der Mantelzipfel des Leuchterengels ist ganz ähnlich gebildet.

Der Verkündigungengel ist nicht eine Kopie des Leuchterengels, sondern dieser ist als später entstanden anzusehen.

Der Kopf des Verkündigungengels hat die gleiche fleischige Bildung wie der der Ecclesia, des Mohrenkönigs, des sogenannten Verführers und der Voluptas und des Warnungengels daneben, doch ist dessen Gesicht noch breiter und runder angelegt und durch sein Lachen sind die Augen noch kleiner und spitzer geformt. Beim Warnungengel ist in der Draperie des Mantels und in den Falten des Kleides eine nahe Beziehung im Gegensinne zu der ersten klugen Jungfrau in Straßburg vorhanden, doch ist in Freiburg das Gewand noch enger zusammengenommen, der Engel ist darin fast eingewickelt. Diese Anordnung ist vielleicht bedingt durch seine enge Stelle in der Ecke der Westwand, in Verbindung mit seiner Nachbarschaft aber sieht es so aus, als wenn er sich vor jeder Berührung mit dem danebenstehenden Sünderpaar ängstlich bewahren wolle.

Die Heimsuchung

Die Heimsuchungsgruppe gehört zu den geringsten Arbeiten der Vorhalle. Die beiden Figuren sind aus einem Block gearbeitet, wie man aus der gemeinsamen Plinthe und den Armen erkennt, die die beiden Figuren einander umlegen. Da der Block nicht ganz ausreichte, wurden die beiden Köpfe angesetzt. Während die Gestalt der Maria noch eine gewisse Haltung besitzt und in der Anordnung der Gewandfalten den übrigen Figuren ähnelt, zeigt die Gestalt der Elisabeth gar keine Ponderation, was aus der Bildung der Gruppe aus einem Stein zu erklären ist, sie hängt über. Der Kopf der Elisabeth ist geradezu roh ausgeführt, die Stirnfalten sind vollkommen schematisch angegeben, der obere Teil der Augenhöhlen ist ganz ungeformt, der Ausdruck des

Gesichtes dürr und hölzern. Die Falten des Kopfstuches sind am Hals genau wie die Stirnfalten schematisch angelegt. Bei Maria ist die obere Gesichtshälfte ganz falsch geformt, die Stirn zeigt über den Augen eine unnatürliche Abflachung, die sich schroff gegen die Kuppe der Stirn absetzt, unter den Augen ist ein merkwürdiger entstellender Wulst. Die umfassenden Hände beider Figuren sind primitiv⁶⁵.

Man kann fragen, ob die beiden angelegten Köpfe mit deutlich erkennbaren Fugen spätere Ergänzungen sind, oder ob nicht die ganze Gruppe späterer Ersatz ist. Aber eine genauere Prüfung läßt sie doch eher als alt erscheinen mit späteren Köpfen. Es ist nicht richtig, wenn Keller sagt, daß die Maria eine Nachahmung der Verkündigungs-Maria sei, das Gewand ist vielmehr in seinen Falten von der ersten klugen Jungfrau neben Christus im Gegensinne entnommen, das gilt bis zur Übernahme der Einbeulungen in den Faltenzügen. Das Gewand der Elisabeth ist dem des Verkündigungsengels nachgebildet.

Bei dieser Sachlage ist es auffallend, daß Moriz-Eichborn (S. 41) sagt, daß Maria und Elisabeth der Heimsuchung zu den herrlichsten Schöpfungen der Vorhallenfiguren zählen. Im folgenden Absatz sagt er dann von dieser Gruppe, indem er sie in Gegensatz zur Verkündigungs-Maria setzt, daß sie eine etwas scharfe und trockene Ausführung zeige.

Die Drei Könige

Die Drei Könige der Anbetung sind in dem häufig verwendeten Schema gegeben, das den ersten kniend vor der Madonna, den zweiten herankommend, den dritten stehend gibt. Der erste, kniende König ist sehr gelungen aufgefaßt, wie er in hingebungs-voller Geste, mit abgelegter Krone auf den Knien, seine Gabe darbringt.

Der mittlere König zeigt eine doppelte Bewegungsrichtung. Im Vorwärtsschreiten zeigt er mit rückwärts gewandtem Kopf dem hinter ihm stehenden Mohrenkönig mit der rechten Hand die Erscheinung des Sterns, die linke Hand hält ein Gefäß (ergänzt). Janßen⁶⁶ sagt von diesem König, daß er sich in Stellung und Gewandmotiv ganz allgemein an den Straßburger Christus halte, eine leichte Erstarrung der Bewegung sei nicht zu verkennen. Diese Beziehung gilt aber wirklich nur für die Gewandbildung, denn die Bewegung des Königs ist gegenüber Straßburg ganz verändert, auch die Geste der weisenden Hand ist anders als die des segnenden Christus, und seine Haltung ist durch seine doppelte Bewegung motiviert. Es ist hier ähnlich wie bei der vorhin behandelten Ecclesia, daß der andere Sinn der Figur sich auch notwendigerweise organisch ausdrückt.

Frisch und unmittelbar wirkend ist der dritte König gebildet, der Mohrenkönig, den aber nur die moderne schwarze Gesichtsfarbe als solchen charakterisiert, seine physiognomische Bildung zeigt nichts Mohrenhaftes. In dieser Zeit wurde ja keiner der Könige als Mohr gegeben. Das Gesicht ist vortrefflich modelliert, der Körper organisch empfunden, so steht der König sicher und fest da. Die linke Hand ist ergänzt⁶⁷.

⁶⁵ Keller, 1918, S. 75, hält die Köpfe der beiden Figuren, die er auf das schärfste tabelt, für ersetzt. Er nennt das Gesicht der Elisabeth ein flaches Nachteulengesicht, Maria sehe aus wie eine wohlgenährte Wirtsfrau.

Janßen (S. 32) nennt die Heimsuchungsgruppe größte handwerkliche Arbeit.

⁶⁶ S. 32.

⁶⁷ Janßen sieht in ihm den bedeutendsten der Könige, er unterscheidet sich durch die ungezwungene, ausdrucksvolle Haltung von den anderen und durch die kraftvoll plastische, dabei gar nicht schematisierende Kopfmodellierung von den übrigen. —

MEISTER SIXT

DER BILDHAUER VON STAUFEN*

Von Ingeborg Schroth

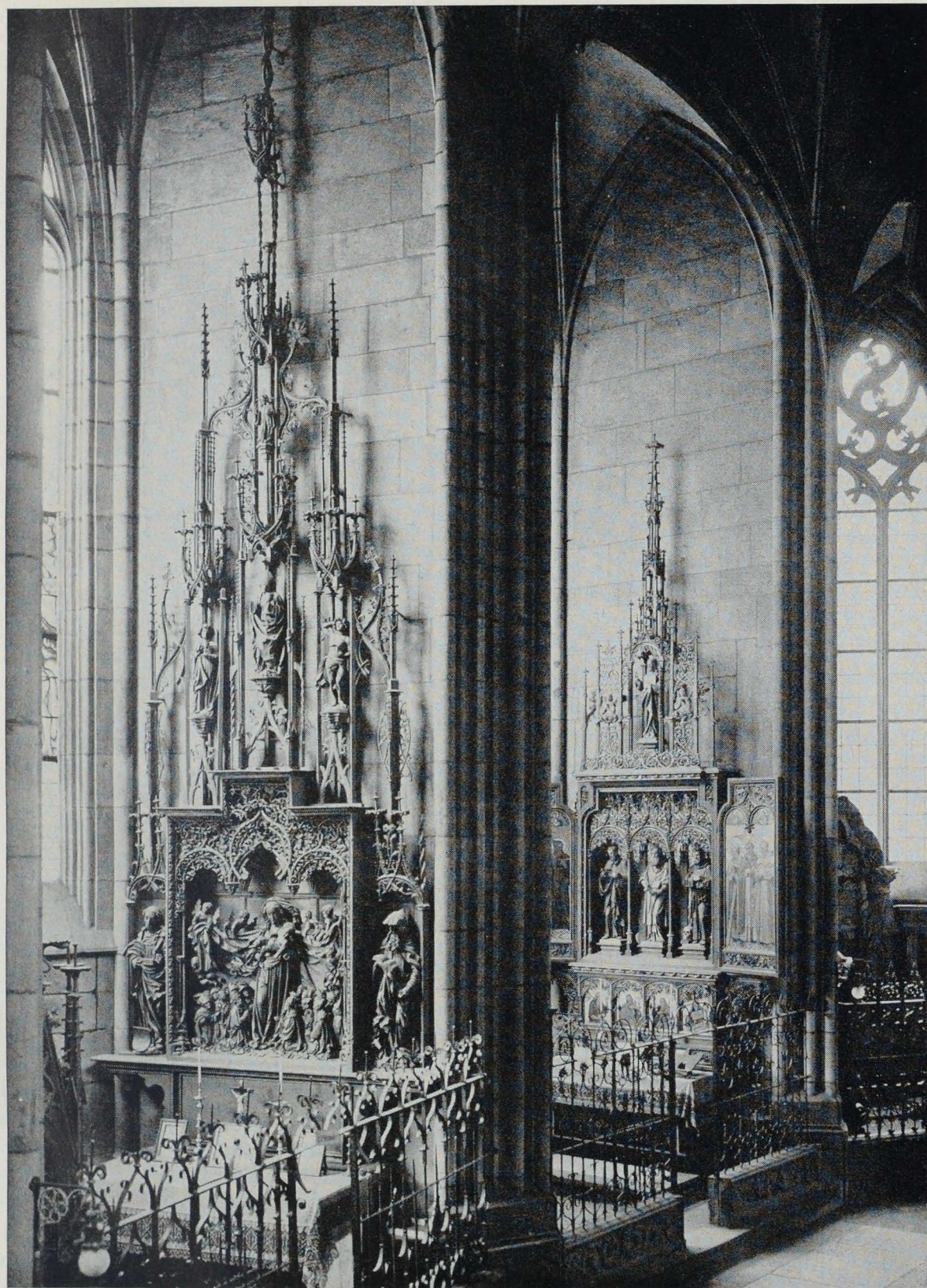
Sixt von Staufen ist ein Meister der Dürerzeit. In seinem Werk vereinigen sich Überlieferungen der mittelalterlichen Spätgotik mit den neuesten Anregungen, die aus dem Süden, vor allem durch Nürnberg und Augsburg vermittelt, in die deutsche Kunst eindringen. Er selbst sah sich im mittelalterlichen Sinn als Handwerksmeister und nicht als „Künstler“ an. Ruhmlos hinter seinen Werken zurücktretend, ließ er sie ohne Signatur des Namens oder seines Monogramms und eines Datums, obwohl es damals schon durchaus üblich war, Bildwerke und Gemälde als originale Schöpfungen einer Künstlerhand oder berühmten Werkstatt zu bezeichnen. Baldung an seinem Freiburger Hochaltar und Meister H. L. am Breisacher Altar bezeugen, daß sie ihre Werke im neuzeitlichen Sinn als „Kunst“ ihrer Meisterpersönlichkeit ansahen. Wir wüßten gar nichts von Sixt von Staufen, wenn uns nicht zu einigen seiner Werke archivalische Belege erhalten wären, die durch mühsame und sorgfältige Forschungen einiger Gelehrter zusammengetragen und gedeutet wurden¹.

Diese Belege befinden sich in den Rechnungsbüchern der Freiburger Münsterfabrik, des Freiburger Kaufhauses und der Gemeindeverwaltung Staufen². Aus ihnen erfahren wir den Namen und Ort seiner Tätigkeit. In Freiburg wird er fast immer „Sixt von Stoufen“ oder „der Bildhauer von Stoufen“ genannt. In den Staufener Abgabebüchern von 1528 und 1534, in denen er als Besitzer eines Gartengrundstückes, das ursprünglich ein Rebstück war

* Dieser Aufsatz wurde geschrieben für die Festschrift der Stadt Staufen im Breisgau.

¹ Die gesamte Literatur ist in der kurzen Zusammenstellung alles Bekannten über den Meister durch J. Sauer in Thieme-Beckers Allgemeinem Künstlerlexikon 51. Bd. (1937) S. 108 genannt. Die von W. Weitzel in „Die Fauststadt Staufen i. Br.“ 1936 dem Meister zugeschriebenen Werke nennt Sauer nicht, wir gehen darauf unten (S. 99 ff.) ein. Unserem Wissen nach ist seither kein weiteres Werk Sixts veröffentlicht worden. In einem ungedruckten Vortrag, den Prof. Werner Noack 1954 in Staufen hielt, hat er auf einige Werke hingewiesen, die man Sixt zuschreiben kann (s. Fußnote 22). Für die große Bereitwilligkeit, mit der mir Prof. Noack seine Vortragsnotizen zur Verfügung stellte, danke ich ihm hiermit herzlich.

² Einzeln zitiert von Hans Rott: Quellen und Forschungen zur südwestdeutschen und schweizerischen Kunstgeschichte im 15. und 16. Jahrhundert, III. Bd. (1936), S. 140/41. Es handelt sich um die Rechnungsbücher der Münsterfabrik (im Münsterarchiv, Freiburg) von 1517/18 bis 1550, um „Der ampherren-rechnungen im Kaufhus“ (Freiburger Stadtarchiv) von 1518 bis 1555, sowie die Steuerbücher aus Staufen (im General-Landes-Archiv Karlsruhe: Berain Staufen 8189 (1528 und 1534) fol. 4 z. 1528, sowie ebenda Akten Spez., Staufen. Renovation von Staufen 1528 und 1534).



Die Locherer-Kapelle im Chor des Freiburger Münsters

(Bildarchiv des Münsterbauvereins)



Roraffe von der Langhausorgel im Freiburger Münster

(Aufnahme von G. Röbbke, Bildarchiv des Münsterbauvereins)

und beim Finsterbach und Rotenberger Pfad lag, bezeugt ist, schreibt man von „Hans Sixten“. Hieraus ist sein voller Name ersichtlich. Die übereifrige Forschung J. Riegels³ hat seinen Namen und seine Lebenszeit noch verlängern wollen, indem er ihn als Sixt Gumpp deutete und um 1530 nach Freiburg übersiedeln ließ, wo er 1568 gestorben sei. Diese Benennung und zeitliche Festlegung beruht auf einer irrtümlichen Identifizierung des Bildhauers Sixt von Staufen mit dem Freiburger „Kistler“ (Schreiner) Sixt Gumpp, dem Riegel auch noch den Breisacher Hochaltar und verwandte Werke zuschrieb. Diese Thesen wurden sogleich von G. Münzel mit Recht abgelehnt⁴.

In den Archivalien findet sich leider kein Hinweis auf Geburts- und Todesjahr des Meisters. Wenn der Name „Hans Sixstein (Sigstein)“ mit „Hans Six-

³ Josef Riegel: Die Locherer-Kapelle im Freiburger Münster und der Meister ihres Altars. In „Freiburger Münsterblätter“, 11. Jg. (1915), S. 10—50.

Beste Abbildungen des Altars und der einzelnen Figuren bei Otto Schmitt: Gotische Skulpturen des Freiburger Münsters. Frankfurt 1926, II. Bd., Abb. 285—89.

⁴ Gustav Münzel: Der Meister des Breisacher Hochaltars. In „Alemannia“, 44. Jg. (1916), S. 50—59.

ten“ identisch ist, wie Rott und andere annehmen, so war er um 1550 schon gestorben. Eine „Jahrzeit“, die kirchliche Fürbitte für die Seele am Todestag des „Hans Sixstein“ ist im „Jahrzeitbuch der Staufener Pfarrkirche“ ohne genaues Datum um die Mitte des 16. Jahrhunderts vermerkt, sie ist später nochmals erwähnt zusammen mit der Jahrzeit für seine Ehefrau⁵. Von seinem bürgerlichen Leben wissen wir also eigentlich nichts. Ein Aufenthalt im Elsaß ist nicht nachzuweisen⁶. Aus den Rechnungsbüchern ergibt sich auch nur ein Überblick über seine Tätigkeit zwischen 1515 und 1532, die er in Staufen und Freiburg ausübte⁸. Dabei sind uns nur Werke genannt, die er für Freiburg ausführte, und von diesen sind nicht einmal alle erhalten geblieben. Doch muß unsere Betrachtung von den bezeugten Werken ausgehen.

Für welche Arbeiten im Freiburger Münster der Staufener Bildschnitzer 1517 bezahlt wird, wissen wir nicht. Interessant ist nur, daß es sich dabei auch um eine Nachzahlung von 1515 handelt. Auch die „zwey bilden zu hauwen in sant maria madalenen körlin“⁷, wofür er 1518 6 Gulden 5 Schilling bekommt, sind bisher unbekannt. Dagegen ist uns der große Schnitzaltar, den er für die Freiburger Familie Locherer in ihre Chorkapelle im Münster schnitzte, am ursprünglichen Ort wohl erhalten³ (Abb. 1). Die Rechnungsbücher der Münsterfabrik verzeichnen dafür in den Jahren 1522 bis 1524 ratenweise Zahlungen an Sixt von insgesamt 35 Gulden 20 Schilling. Die Schnitzerei muß ihm schon im Jahre 1521 in Auftrag gegeben sein, da die ersten Zahlungen für den Altar schon im Februar 1522 beginnen. Den Schrein hatte der Kistler Hans Wysinger (auch Wysnegk genannt) anzufertigen. 1524 war das Werk vollendet und Sixt erhielt auch den Fuhrlohn für den Transport der Figuren und der sonstigen Schnitzereien von Maßwerk und vielleicht Architekturteilen, die er demnach in Staufen gearbeitet hatte und nach Freiburg bringen mußte, wo er sie mit Hilfe des Kistlers, der nur die Schreinerarbeiten gemacht hatte, zusammenfügte⁸.

1527 erhielt Sixt wiederum 1 Gulden bezahlt für eine Arbeit im Freiburger Münster, dabei ist der Vermerk: „von bossen (Konsolen?) uff den pfler“⁹. Damit sind vermutlich die Engelskonsolen gemeint, die sich an der Chorumgangsseite des Levitenstuhls im Freiburger Münster befinden¹⁰. Die lebhaft bewegten, wohlkomponierten Engelsputten halten mit ihren dicken kleinen Kinderhänden und -füßen Wappenschilder der Stadt und der Münsterhütte. Sie sind den Engelchen des Locherer-Altars so verwandt, daß hier kein

⁵ Rott, a. a. O., S. 141, „... Hans Sixstein 5 ß“ (Original im General-Landes-Archiv Karlsruhe, Akten Spez. Staufen, Stift).

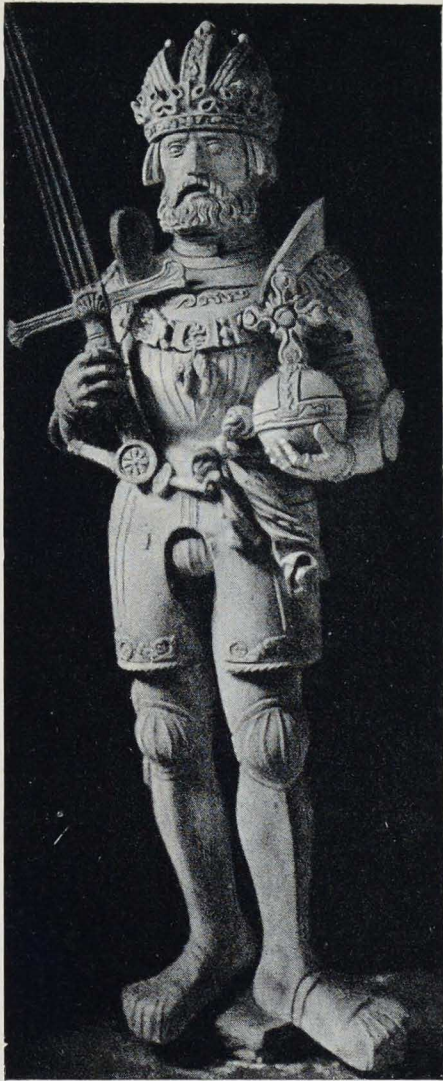
⁶ In dem Aufsatz von P. Grottemeyer: „Die elsässischen Medailleure des 16. Jahrhunderts“ im Elsaß-Lothringischen Jahrbuch, X. Bd. (1931), S. 196, wird ein Aufenthalt Sixt von Staufens in der Abtei Hugshofen bei Schlettstadt um 1525 angenommen, wo er sich angeblich als ein Künstler aufhielt, der durch die Reformation arbeitslos geworden war. Die briefliche Nennung eines „Meisters Sixt“ durch den Abt von Hugshofen bezieht sich aber auf Meister Sixt Schultheiß aus Schlettstadt. Vgl. Rott in „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“, NF 43 (1930) S. 82.

⁷ Rott, Quellen und Forschungen, III. Bd., S. 140.

⁸ Ebenda und Riegel a. a. O., S. 15 und S. 26.

⁹ Rott, ebenda und Riegel a. a. O., S. 30, Nr. 2 (Riegel las „kosten“ statt „bossen“).

¹⁰ Gute Abbildungen bei O. Schmitt: Gotische Skulpturen des Freiburger Münsters. Frankfurt, 1926, II. Bd., S. 290, Text S. XXIV f.



Standbild Kaiser Karls V.
am Freiburger Kaufhaus

(Aufnahme nach dem Gipsabguß
von E. Baumgartner)

Zweifel an der Meisterschaft Sixt von Staufens, die schon F. Kempf annahm¹¹, geäußert wurde.

1530 wird Sixt mit 1 Gulden 5 Schilling belohnt, „den roraffen zu machen an die orgel“, d. h. die bewegliche Halbfigur des Mannes mit der Trompete, die sich noch heute an der erneuerten Langhausorgel des Freiburger Münsters befindet¹². Im gleichen Jahr und weiterhin bis 1532 zahlt man an Sixt für Arbeiten am Kaufhaus in Freiburg ratenweise eine Summe von 54 Gulden¹³. Dabei werden ausdrücklich die „4 steinen bilden“ der habsburgischen Herrscher genannt. Die Wappenreliefs und Wasserspeier werden nicht erwähnt, sind aber wohl, wie Hefele vermutet hat, auch Werke des Staufener Meisters. Stilistisch ist das offensichtlich (vgl. Abb. 4 und Abb. 5).

Aus diesen archivalisch genannten und erhaltenen Werken, die in dem kurzen Zeitraum von 1522 bis 1532 entstanden, läßt sich eine Vorstellung von der Künstlerpersönlichkeit Sixtens gewinnen, der sich dann wohl noch einige Werke durch stilistische Vergleiche zuschreiben lassen. Sixt zeigt sich in diesen Werken ebenso als ein vorzüglicher Bildschnitzer wie als gewandter Steinmetz, er verbindet mit seinen mittelalterlichen Grundvorstellungen von Standort, Aufbau, Körperlichkeit seiner Gestalten viele damals völlig neue Formen. Die Kaufhausfiguren (Abb. 3—5) sind nicht Standbilder der Renaissance, mit der Kunst Donatello etwa sind sie nicht zu vergleichen, sie

gehen in ihrer schwebenden Anbringung auf Konsolen zwischen den Fenstern eher noch auf niederländische Vorbilder aus dem 15. Jahrhundert zurück. Dennoch stehen die Figuren der Habsburger wie die Wappenhalter und auch die Muttergottes des Locherer-Altars mit Stand- und Spielbein da, sind schwer und gedrungen. Sixt gibt die Einzelheiten der Rüstungen und modischen Kleidung wieder und bildet die Fürstenantlitze individuell, porträthaft, zum Teil wohl nach Münzen oder Stichen. Das gealterte Antlitz Kaiser Maximilians ist mit großer Feinheit und Bewegtheit gemeißelt, es ist besonders lebendig und eindrucksvoll. Auch der Roraffe zeigt in Tracht und Stil diese neuzeitliche Auffassung vom Menschen als bestimmter Persönlichkeit, der Roraffe wirkt

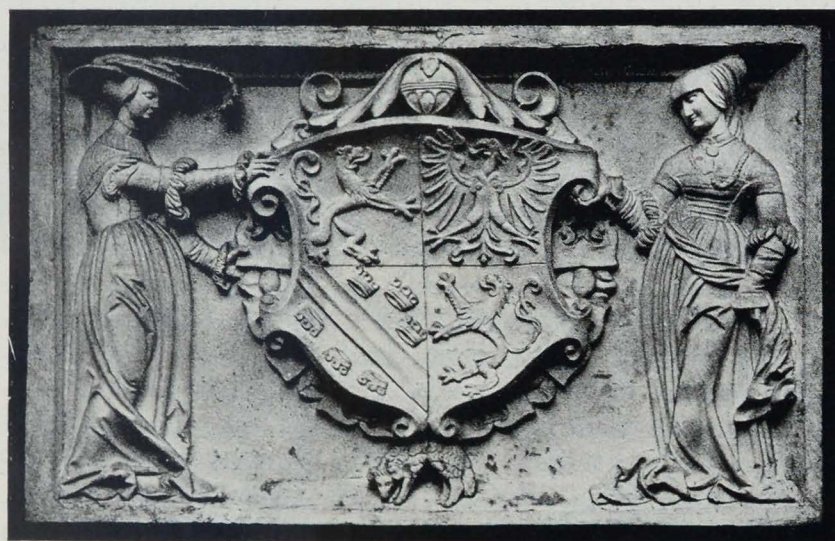
¹¹ F. Kempf, K. Schuster: Das Freiburger Münster, 2. Aufl., Freiburg, 1925, S. 98.

¹² Rott, a. a. O. — F. Kempf: Das neue Orgelwerk im Freiburger Münster. Freiburg, 1929, S. 10 ff.

¹³ Rott, a. a. O., und Hefele: Zur Baugeschichte des Freiburger Kaufhauses. In „Schauinsland“, 51.—53. Jhl. (1926), S. 6—9.

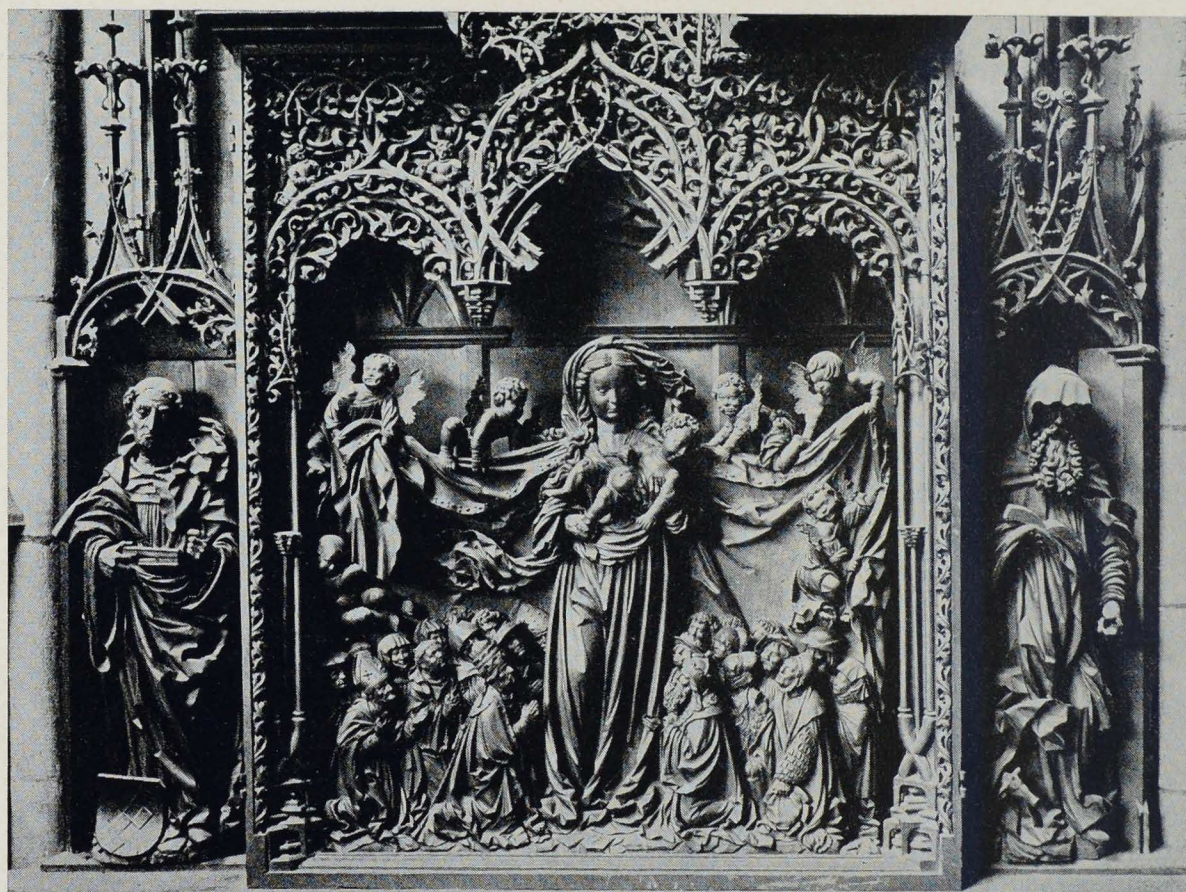
Kaiser Maximilian
am Freiburger Kaufhaus

(Aufnahme nach dem Original
von Prof. M. Stork)



Wappenrelief vom
Erker des Kaufhauses

(Aufnahme E. Baumgartner)



Schrein und Seitenfiguren des Locherer-Altars

(Bildarchiv des Münsterbauvereins)

neben den noblen, lebendig geprägten Gesichtern der Habsburger wie das derbe, drastische Bild eines Stadttrompeters.

Gegenüber der wuchtigen Gedrungenheit, standhaften Schwere und persönlichen Charakterisierung der Kaufhausfiguren haben die Heiligengestalten des Locherer-Altars (Abb. 1 und 6) noch die schwebende, schwerelose Körperlichkeit und unpersönliche Typik der Spätgotik. Sie bestehen mehr aus den Bewegungen der Faltenzüge, hinter denen die Körper verborgen sind, als aus klar erkennbaren Körpergliedern, obwohl einzelne Arme, Knie, Schultern und Hände organisch richtig und greifbar erscheinen und „natürlich“ in unserem Sinne aussehen. Auch die Gesichter zeigen mehr typische als individuelle Züge. Die Hauptgruppe des Schreines, die Muttergottes, welche links die geistlichen und rechts die weltlichen Stände der Menschheit im Schutz ihres Mantels birgt, ist jedoch für eine verschiedene Charakterisierung von menschlichen Trachten und Antlitzen sehr geeignet und wurde von Sixt meisterhaft gestaltet. Die ruhige Gestalt der Gottesmutter mit ihrem weitgespannten großzügigen Mantel steht hoch und frei über der dichtgedrängten, übereinandergeschobenen Schar der Beter. Um sie ist alles gleichmäßig angeordnet, aber frei bewegt, vor allem die Engelchen, die vor dem Mantel schweben und auf ihm oben kindlich übermütig herumrutschen, während sie ihn halten und in Falten ziehen. Wie hier große, kräftige und kleine, feine Formen geschnitzt und einander entgegengesetzt sind, dies bezeugt die



Epitaph der Familie Pergenstörffer in der Frauenkirche Nürnberg

(Aufnahme von Ferd. Schmidt, Hauptamt für Hochbauwesen, Nürnberg)

Sicherheit, mit der Meister Sixt sein Werk gliederte und sein Schnitzmesser führte. Die Falten sind teils dicht und gerundet, teils brüchig und knitterig gestaut, die Haare weich gerollt oder massig und strähmig. Im weichen Lindenholz hat der Schnitzer sogar verschiedene Stofflichkeit wiedergegeben.



Kniende Geistliche im Locherer-Altar

(Aufnahme im Augustinermuseum Freiburg, Bildarchiv des Münsterbauvereins)

Der hohe und steile Gesamtaufbau des Altares folgt der üblichen Form des spätgotischen Schnitzaltars. Der Schrein war einst mit gemalten Flügeln geschlossen, die 1827 beseitigt wurden und verschollen sind¹⁴. Außerhalb des Schreines, der nur die Schutzmantelgruppe vor einer flachen, dreiteiligen Rückwand unter drei verschieden hohen Gewölben hinter Maßwerkranken enthält, sind in seitlichen Nischen die Gestalten der Heiligen Bernhard von Clairvaux und des Eremiten Antonius aufgestellt. Über ihnen wölben sich verschlungene Maßwerkranken mit doppelter Kreuzblume und zwei um-einandergedrehten Rosen. Im dünnen, gestängehaften Gesprenge (Aufsatz)

¹⁴ Riegel, a. a. O., S. 28, Nr. 73.



Grabmal des Bischofs von Scherenberg im Würzburger Dom

(Aufnahme von W. Hege, Archiv des Deutschen Kunstverlags München)

stehen die Heiligen Johannes der Evangelist, Sebastian und Martin und ganz oben der Erlöser (dieser ist gebildet wie auf den Holzschnitten von H. Baldung und Meister H. L.). Die Figuren sind vielleicht mit Hilfe von Gesellen gearbeitet. Der gestreckte, bewegte Aufbau des Ganzen steht in einem eigentümlichen Gegensatz zu der breiten, raumhaltigen Gliederung im Schrein. Für diese gibt es ein in manchen Zügen verwandtes Vorbild: das Epitaph der Familie Pergenstörffer in der Frauenkirche zu Nürnberg¹⁵ (Abb. 7). Es wurde um 1498/99 von dem Nürnberger Meister Adam Kraft aus Sandstein gemeißelt und befand sich ursprünglich im Kreuzgang des Augustinerklosters. Dort hat man es 1816 mit dem Bauwerk abgebrochen und in der Frauenkirche eingemauert. Bei diesem Werk handelt es sich nicht um einen Altar, sondern um eine Gedenktafel für eine Familie, das Relief ist daher flacher, dennoch hat Meister Kraft dabei die Form eines Altars abgewandelt, doch sind leider heute die freistehenden Maßwerkteile abgebrochen, die dem Gesprenge eines Altars ähnelten, so daß der Abschluß nach oben heute zu fest erscheint.

Im Pergenstörfferschen Epitaph wie im Locherer-Altar überragt die Schutzmantel-Maria, kräftig und stark vortretend, die reliefhaft hintereinander- und übereinandergestaffelten Knienden. Die Figuren füllen in ähnlicher Weise und Anordnung den Bildraum (in Nürnberg knien links alle Stände, rechts die Familie Pergenstörffer). Die Muttergottes entspricht in Typus und Stand der des Locherer-Altars, obwohl sie das Kind anders hält und das Faltenspiel ihres Gewandes völlig anders ist. An ihr sind weichere, zarter gebrochene und fließendere Falten gegenüber den schwerfallenden oder wirbelnd zusammengedrehten Formen der Locherer-Maria. Das sind altertümliche Züge. Auch die Engel sind in Nürnberg traditionell als priesterlich gekleidete Jünglinge in langen Gewändern dargestellt. Zwei halten herabschwebend den Mantel, zwei eine Krone über Maria. Dagegen sind die Engelchen im Locherer-Altar kleine Naturburschen, die ihre Abstammung von antiken Erosen und von den italienischen Renaissanceputten nicht verleugnen. Diese Engelchen wie die der oben erwähnten Steinkonsolen im Freiburger Münster haben ihre nächsten Verwandten ebenfalls in Nürnberg in den Trompetenengeln auf dem Rahmen von Dürers Allerheiligenbild¹⁶. Das Werk A. Krafts ist altertümlicher, gotischer, aber außer der allgemeinen Anordnung und einzelnen Übereinstimmungen der Figuren ähneln sich auch Einzelheiten der Architektur wie die seitlichen Nischenbekrönungen oder die merkwürdigen, sich brückenartig übergreifenden Sockel der rahmenden Architektur im Locherer-Schrein und an der Inschriftplatte des Epitaphs. Diese Übereinstimmungen gehen über eine allgemeine Stilverwandtschaft hinaus. Man möchte darum vermuten, daß Sixt von Staufen das Werk des Nürnberger Meisters kannte. Wie aber konnte das möglich sein?

Es gab am Anfang des 16. Jahrhunderts noch kaum Abbildungen von Kunstwerken durch Stiche und diese waren eigentlich auch nur für religiöse Verehrung bestimmt, wurden jedoch gelegentlich als Kompositionsvorbilder

¹⁵ H. Höhn: Nürnberger gotische Plastik. Nürnberg, 1922, S. 118, Abb. 74. Den Hinweis auf die Ähnlichkeit des Epitaphs und des Locherer-Altars veröffentlichte ich schon im Katalog der Ausstellung im Freiburger Augustinermuseum 1946: „Meisterwerke mittelalterlicher Kunst in Baden“, S. 25.

¹⁶ H. Höhn: Nürnberger Renaissance-Plastik. Nürnberg, 1924, Abb. 35 und 37, Text S. 7 und 163.



Wasenweiler Altar

(Aufnahme von H. Weber, Augustinermuseum Freiburg)

für andere Werke verwendet. Meines Wissens nach gibt es in Stichen dieser Zeit keine dem Kraftschen Werk ähnliche Komposition. Doch sind verschiedentlich Werke an anderen Orten durch die Skizzenbücher (Musterbücher) der wandernden Meister und Gesellen bekanntgeworden. Die Handwerker mußten ja in ihrer Gesellenzeit wandern und außerhalb ihrer Heimatstadt lernen. So reiste Albrecht Dürer zum Oberrhein, um bei Martin Schongauer weiterzulernen, nachdem er in Nürnberg als Lehrling und Geselle Meister Wolgemuts zu malen begonnen hatte. Die Beziehung von Nürnberg zum Oberrhein war um 1500 besonders eng, auch Hans Baldung unterhielt sie. So mag es sein, daß auch Sixt von Staufen daran teilhatte. Er könnte als wandernder Geselle in Nürnberg gewesen sein und aus eigener Anschauung die Komposition Adam Krafts in sein Musterbuch eingezeichnet haben, 20 Jahre später verwendete er sie und verwandelte die Formen in moderner Weise. Freilich bliebe dies eine sehr vage Vermutung, wenn wir nicht weitere Beziehungen aufweisen könnten, die ihn mit Franken verbunden haben.

Im Locherer-Altar treten sowohl in der Schnitzweise als vor allem in den Typen und Antlitzen Züge auf, die außerordentlich an Riemenschneidersche Gestalten erinnern. Die Gesichtstypen der knienden Beter finden wir sehr

ähnlich im Creglinger Altar und am Bamberger Kaisergrab wieder, vor allem aber fällt die Ähnlichkeit des markanten Greisenkopfes des knienden Bischofs mit dem großartigen Antlitz des Fürstbischofs von Scherenberg an seinem Grabmal im Würzburger Dom auf (Abb. 8 und 9). Dieses Werk hat Riemenschneider zwischen 1496 und 1499 aus Salzburger Marmor gemeißelt. Die Übereinstimmungen liegen außer in der typischen Gestaltung vor allem aber in der Bildung der Einzelheiten, der merkwürdig verkniffenen Münder, des Schnittes der Augen, der vielfältigen Wiedergabe der Haut und Muskeln, die in gleicher Weise auch an dem hl. Bernhard von Clairvaux zu finden ist.

Die Annahme, daß Sixt vielleicht Riemenschneidersche Werke kannte und in Franken gewesen sein muß, wird noch wahrscheinlicher durch ein Werk, das sich im Breisgau befindet und vielfache Verwandtschaft mit dem Locherer-Altar aufweist, so daß wir wagen möchten, es als eine frühe Arbeit Sixt von Staufens vorzustellen, die noch stärker von fränkischer Kunst bestimmt ist. Dieses Werk ist der Schnitzaltar aus der Friedhofskapelle S. Vitus bei Wasenweiler am Kaiserstuhl¹⁷ (zur Zeit als Leihgabe der Erzbischöflichen Kirchenbehörde im Augustinermuseum in Freiburg, Abb. 10). Von diesem Altar ist uns der Schrein gut erhalten, dagegen sind die Aufsatzarchitektur sowie die gemalten Flügel verloren (die Scharniere sind noch vorhanden). Die Figuren des Aufsatzes: der Evangelist Johannes, ein bärtiger Heiliger mit Buch und der Erlöser blieben auch erhalten, sie sind aber unbedeutend, wohl von einem Werkstattgehilfen gearbeitet, der eine gröbere Hand hatte. Denn die Figuren des Schreines und sein Maßwerk zeigen eine feinzügige, vielfältig abgewandelte Schnitzweise, die einer sehr guten Meisterhand entstammt. Die Form des ganzen Altares ist ähnlich wie die des Locherer-Altars mit dem treppenartig aufsteigenden Mittelteil, doch ist sie hier nicht bildhaft gefüllt (ein moderner Zug, den der Locherer-Altar mit dem Breisacher u. a. gemeinsam hat), sondern in altertümlicher Weise rein architektonisch aufgeteilt in drei Baldachinnischen, die wie Chorkapellen einer Kirche gestaltet sind. Diese Form finden wir am Oberrhein schon um 1480 in Lautenbach im Renchtal, sie ist aber ganz allgemein gewesen. In den Nischen, deren mittlere höher ist, stehen die Figuren der Muttergottes, eines heiligen Bischofs (Nikolaus?) und eines heiligen Diakons (Stephanus?). Ein reiches, dichtes Maßwerk mit Dornblattranken, in denen Vögel sitzen (im Locherer-Altar sind darin Engel), füllt die Fläche vor den kleinen Gewölben über den Heiligen. Es wächst aus borkig gebildeten Ästen, die sich zum Teil mit gekehrten Architekturprofilen verschneiden, welche aus den gestängehaften Säulchen ausschwingen. Dieses Maßwerk ist in seiner gesamten Bildung wie auch in der Schnitzweise im einzelnen dem des Locherer-Altars so verwandt, daß wir hier wohl auf eine gemeinsame Meisterhand schließen können. Die Übereinstimmung in den Figuren ist nicht so augenfällig, hier zeigt sich zunächst einmal eine Stilentwicklung vom Spätgotischen zum Renaissancehaften. Die Gestalten

¹⁷ Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. VI. Bd. (Kreis Freiburg, Amtsbezirk Breisach.) Tübingen und Leipzig, 1904, S. 110 — Die Vituskapelle ist ein Bau des späten 15. Jahrhunderts, an der Sakristeitür befindet sich die Jahreszahl 1492, die auf eine Ausstattung des Chores um und nach 1500 schließen läßt. Da man vermuten muß, daß zunächst die üblichen Wandgemälde in Auftrag gegeben wurden, ehe der Altar angefertigt wurde, läßt sich für diesen etwa eine Entstehungszeit zwischen 1500 und 1510 annehmen.

Maße des Altares: Gesamthöhe 236 cm, Breite (des oberen Gesimses der Predella) 219 cm, Muttergottes (ohne Sockel) 111 cm, Diakon 109 cm, Bischof 120 cm.

der Muttergottes sind in Typus, Proportion, Haltung ähnlich, aber in Wasenweiler sind die gleichen Züge, etwa die Haarsträhnen, die sehr kleinen Augen und Münder, die sehr gewölbte Stirn, die Grübchen in den Wangen noch zierlicher, spitziger. Ähnliche Züge, wie das stark umeinandergerollte, hochfliegende Kopftuch sind doch noch etwas schwungloser und gar die Haltung des Kindes und die Gewandung sind völlig verschieden. Im Wasenweiler Altar gliedern sich die Figuren ganz in der spätgotischen Weise durch die Gewandung mit ihren Faltenzügen, die den Körper weitgehend verdeckt. Eine stärkere Verwandtschaft zeigen die Gewandformen der Seitenfiguren, etwa des Bischofs und des hl. Bernhard, die in ähnlicher Weise den Mantel vor dem Körper schräg nach oben ziehen. Gerade hier findet man auch eine erstaunliche Gleichheit in der Haltung und Bildung der linken Hand. Wiederum ist die rechte Hand der Gottesmutter in Wasenweiler ganz ähnlich gestaltet wie die linke der Locherer-Madonna mit dem rundlichen Handrücken und starken Gelenken. Einzelheiten, wie die gewellten Säume an der Dalmatik des heiligen Diakons und am Mantel des hl. Bernhard und des hl. Martin im Aufsatz oder das Hervortreten der Waden und Knie als gerundete, von Längsfalten umspielte Form bei der Muttergottes des Locherer-Altars, den Kaufhausreliefs und dem Diakon in Wasenweiler sind bis in kleine Züge des Schnitzmessers hinein verwandt, wenn wir auch immer in Wasenweiler eine lose Nebeneinanderbreitung der Formen und im Locherer-Altar eine zügige Vereinheitlichung und volle Rundung finden, die eine Entwicklung der Meisterhand zeigt und uns vermuten läßt, daß ein größerer zeitlicher Abstand (etwa zehn Jahre, der allgemeinen Stilentwicklung entsprechend) zwischen den Werken liegt.

Beide Altäre sind aus Lindenholz geschnitzt, waren ursprünglich unbemalt¹⁸, nur die Augensterne und Lippen sind schwarz und rot hervorgehoben. Diese unbemalten Figuren lassen alle Feinheiten der Schnitzerei erkennen. Das zeigt sich besonders an den Gesichtern. Bei diesen fällt uns nun wieder die große Ähnlichkeit mit Antlitzen Riemenschneiderscher Gestalten auf. Eine Gegenüberstellung der Köpfe des heiligen Bischofs (Abb. 11) aus dem Wasenweiler Altar und des Kopfes der Kilianbüste vom ehemaligen Domhochaltar in Würzburg¹⁹ (Abb. 12) erübrigt jeden Vergleich im einzelnen. Die Faltenbildungen an den Gewändern in Wasenweiler ähneln stark denen des Scherenberg-Grabmals und der Würzburger Büsten vom Domhochaltar, wo auch die Köpfe der Diakone dem Kopf des Diakons in Wasenweiler besonders verwandt sind. Für die Muttergottes in Wasenweiler finden wir in Werken Riemenschneiders, etwa den Marien im Landesmuseum Hannover²⁰ (von ca. 1510) und im Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt²¹

¹⁸ Der Locherer-Altar erhielt 1827 einen braunen Ölfarbenanstrich durch Dominikus Glänz, bei der gründlichen Reinigung und Konservierung des Altars nach 1946 durch Prof. Paul Hübner wurde diese Übermalung beseitigt und der ursprüngliche Zustand wiederhergestellt.

Der Wasenweiler Altar war ebenfalls im 19. Jahrhundert bunt übermalt worden, auch er wurde von Prof. Hübner 1955/54 gereinigt und konserviert.

¹⁹ Die lebensgroßen Büsten des fränkischen Missionsbischofs Kilian und seiner zwei Diakone wurden von Riemenschneider 1508—1510 aus Lindenholz geschnitzt. Sie standen ursprünglich auf dem Hochaltar des Würzburger Domes, kamen in der Barockzeit in die Neumünsterkirche und sind 1945 verbrannt. Abb. K. Gerstenberg: Tilman Riemenschneider, 2. Aufl., Wien, 1945, T. 81—84, sowie v. Freeden-Hege: Tilman Riemenschneider, München/Berlin, 1954, T. 72.

²⁰ Abb. Gerstenberg, a. a. O., T. 88.

²¹ Abb. v. Freeden-Hege, a. a. O., T. 86.



Kopf des Bischofs im Wasenweiler Altar

(Aufnahme von H. Weber, Augustinermuseum Freiburg)

entsprechendere Vorbilder als in den Werken der Straßburger Meister, des Hans Wydyz in Freiburg oder sonstiger oberrheinischer Bildschnitzer. Dennoch verbinden sich im Wasenweiler Altar oberrheinische Züge mit den fränkischen, die uns zu dem Schluß führen, daß hier kein Export eines Werkes der Riemenschneiderschule aus Franken, sondern das Werk eines oberrheinischen Künstlers, der in Franken lernte, anzunehmen ist. Und dieser Meister ist vermutlich Sixt von Staufen, der dann wohl auf seiner Wanderschaft nach oder von Würzburg den Umweg über Nürnberg nicht scheute. Damals war die Reichsstadt Nürnberg ein für viele Künstler lockendes Ziel. Daß sich Sixt von Staufen seine Lehrer in der Ferne suchte, statt sich mit den näheren Straßburgern zu begnügen, daß er die damals bedeutendsten Zentren deut-



Kopf der Kilians-Büste vom ehem. Domhochaltar Würzburg

(Aufnahme von W. Hege, Archiv des Deutschen Kunstverlags München)

scher Plastik wählte (gegenüber Straßburg, das seine großartige, maßgebende Rolle für die Kunst des 15. Jahrhunderts gehabt, aber inzwischen verloren hatte), zeigt, daß er an sich und seine Kunst Ansprüche stellte, die über das Gewöhnliche hinausgingen. Er suchte sich führende Meister zu seinen Lehrern und Vorbildern und hat von ihnen eine große, reiche und selbständige Handwerkskunst gelernt. Daß er von diesen bedeutenden Städten Würzburg und Nürnberg wieder zurückkehrte nach Staufen, statt sich dort niederzulassen, läßt darauf schließen, daß er wohl aus Staufen stammte und dort vielleicht ein Erbe an Grundbesitz übernehmen konnte. Für ihn bedeutete die Vollendung der Bauarbeiten am Freiburger Münsterchor um 1510 die Gewißheit größerer Aufträge, die er ja auch sogleich erhielt, erstmals 1515, zuletzt vielleicht 1545. In diesem Jahr entstand die Orgel-Muttergottes im Freiburger Münster (Abb. 13), die Kempf (u. a. im „Orgelwerk“¹²) und Noack¹ als Werk Sixt von Staufens ansehen. 1545 wird „dem Bildmacher von dem Mergenbild (Marienbild) uf die orgel“ 3 Gulden 15 Schilling ausgezahlt. Weiterhin zahlt man 4 Pfennig „von den Mergenbild zu tragen von dem bildmacher

in des malers hus — Hans Keck —“. Für 8 Gulden wurde die Schnitzfigur durch den Maler Hans Keck gefaßt (bemalt), dieser hohe Preis schließt wohl die Beschaffung der Farben ein. Ob Sixt von Staufen der „Bildmacher“ gewesen ist, können wir nicht sicher beweisen, doch aus der künstlerischen Gestaltung vermuten. Aus vielerlei Übereinstimmungen der Orgel-Muttergottes mit der Locherer-Maria in Gesichts- und Haarbildung, der dicklichen Hände mit den starken Knöcheln, des heraustretenden Knies und der Wade (ein für Sixt ganz charakteristisches Motiv!), des wohlgebildeten Kinderkörperchens, läßt sich leicht die Hand Sixt von Staufens erkennen. Freilich erstaunt es, daß manche renaissancehafte Züge wieder verschwunden sind, daß das Gewand wieder in vielen phantastischen gewellten und gebrochenen Falten den Körper verschleiert, doch folgt hierin Sixt dem Stil der Zeit nach 1530, die das Gotische ins Manieristische verwandelt wieder hervortreten ließ. Wenn diese Muttergottes von 1545 sein Werk ist, so dürfen wir es als sein letztes bekanntes annehmen, da man ja seinen Tod vor 1550 annimmt.

Wunderbar reich und verschiedenartig hat der Meister seine Gestalten gebildet, in immer neuen Motiven Gewänder zügig vor ruhig stehenden Körpern bewegt und darin innere Bewegtheit und Spannung erscheinen lassen. Die hohe Kunst, die uns in diesen Werken anspricht, finden wir nur noch in einigen Werken, die ihm zugeschrieben werden von Professor Noack und als Frühwerke angesprochen werden müssen: ein Johannes d. T. ehem. bei „Altkunst“ Freiburg, der in Haltung und Gewandfältelung am ehesten mit den Aufsatzfiguren des Locherer-Altars und den Seitenfiguren des Wasenweiler Altars zu vergleichen ist, im Kopftyp aber ganz dem Roraffen entspricht; ein steinerner Brunnenstock im Augustinermuseum (Inv.-Nr. 13 281), der ehemals am Löwenbrunnen in der Schusterstraße beim Kaufhausrückgebäude stand und dessen wappentragende Löwen wie auch die feingemeißelten Meerweibchen und -männchen den Kaufhaus-Reliefs verwandt sind. Dieser Brunnen ist 1526 bezeichnet und trägt auch ein Meisterzeichen. Ob es das von Meister Sixt ist?

Alle anderen zugeschriebenen Werke erscheinen mir fraglich und stilistisch keineswegs eindeutig von der Hand des Staufener Meisters zu sein. Sie seien hier erwähnt²², doch bereichern sie eigentlich nicht die Vorstellung von der erstaunlich schlichten und doch so vielfältigen Kunst Meister Sixts.

²² Eine von Otto Wertheimer im Jahrbuch der Preußischen Kunstsammlungen, 49. Bd. (1928), S. 24 ff. als Werk Sixts bestimmte Gruppe der Sebastianmarter aus dem Deutschen Museum Berlin wurde schon von Vöge in der Zeitschrift für bildende Kunst, 65. Bd. (1931), S. 129—136, als salzburgisch erkannt.

Die von W. Hugelshofer im Museum von Lyon entdeckte und in der „Oberrheinischen Kunst“, IV. Bd. (1929/30), S. 44—48, als Frühwerk von Sixt veröffentlichte Pesttafel kenne ich nicht aus eigener Anschauung, doch will mir die kleinteilige, vollgestopfte Darstellung nicht recht zu der kräftig und ausgeglichen gliedernden und zügigen Schnitzweise Sixts passen. Sie könnte sehr gut das Werk eines elsässischen Meisters sein, da im Elsaß solche vielfigurigen detaillierten Reliefs häufiger vorkommen. Den Trachten und Aktfiguren nach kann das Werk kaum vor 1520 entstanden sein, dadurch schließt sich doch aber wohl die Meisterschaft Sixtens aus, wenn man den Locherer-Altar vergleicht.

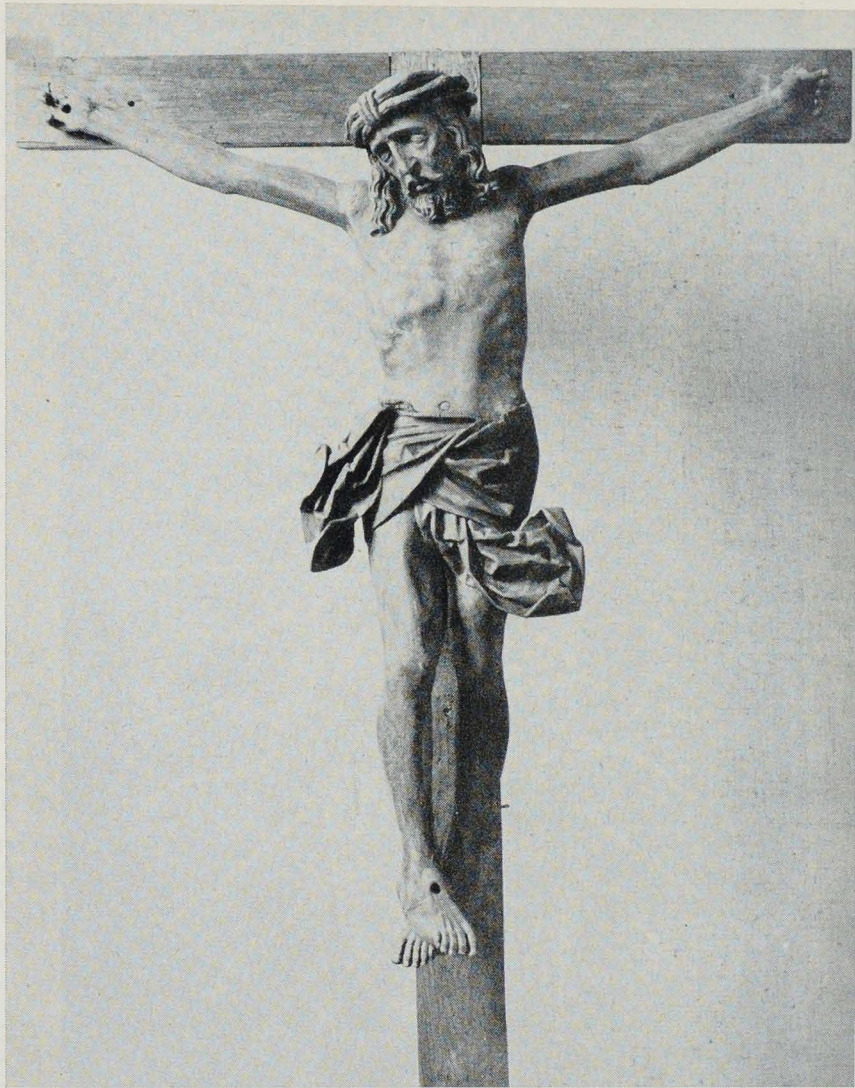
Auch das Fragment einer Hl.-Anna-Selbdritt im Augustinermuseum (Inv.-Nr. 11458), das aus Breisach stammen soll und mit der Maria der Pesttafel manche Ähnlichkeit hat, ist trotz einiger schöner Motive, die ganz der oberrheinischen Überlieferung vor 1500 entstammen und sich kaum mit den bezeugten Werken Sixts verbinden lassen, zu derb und unoriginell für den Staufener Meister.



Muttergottes von der Langhausorgel im Freiburger Münster

(Aufnahme von G. Rübcke, Bildarchiv des Münsterbauvereins)

So läßt es sich wohl nicht einmal sicher sagen, ob die drei Werke in der Staufener Pfarrkirche, wie man meint, von ihm geschaffen wurden. Das Altarkreuz aus Föhrenholz (Abb. 14) könnte ein Frühwerk sein, doch ist sowohl der Körper wie das Lendentuch des Gekreuzigten gegenüber dem hl. Sebastian des Locherer-Altars allzu handwerksmäßig und traditionell, am ehesten spricht das stille, schön geschnittene Antlitz des Heilands etwas von der künstlerischen Kraft Sixts aus. Die Statue der hl. Anna in Staufen, die Pfarrer Weitzel in seinem Büchlein¹ vor und nach der Ergänzung und Bemalung durch Dett-



Altarkreuz aus Föhrenholz in der Pfarrkirche zu Staufen i. Br.

(Aufnahme von Saumer, Augustinermuseum Freiburg)

linger 1935 abbildet, ist heute so traurig entstellt, daß eine Beurteilung kaum noch möglich ist. Der Zustand vor der Ergänzung spricht freilich trotz der fragmentarischen Erhaltung doch für Sixt. Die feinen, zügigen Falten, die um die kräftigen Körperteile schwingen und sich auf dem Schoß, an den Ellenbogen und am Boden stauen, lassen sich mit Bildungen am Locherer-Altar vergleichen, auch den Falten am Wasenweiler Altar entsprechen sie, doch sind sie voller und gerundeter als diese. Man müßte die hl. Anna als ein Werk annehmen, das Sixt zwischen dem Wasenweiler Altar und Locherer-Altar schuf. Da die Pfarrkirche von Staufen Ende des 15. Jahrhunderts neu erbaut wurde und der Neubau 1516 vollendet war²³, könnte die hl. Anna als besonders in Staufen verehrte Patronin der Stadt wohl auch kurz danach in der

²³ Weitzel, a. a. O., S. 11 — Vielleicht ist einmal zu prüfen, ob Sixt nicht die schönen Schlußsteine des Chores der St.-Martins-Kirche in Staufen gemeißelt hat, die sich freilich von unten her nicht eindeutig erkennen lassen. Es ist doch eigentlich anzunehmen, daß man ihn dafür heranzog.

Kirche neu gestaltet und aufgestellt worden sein. Diese Zeit entspräche dem Zeitraum, den wir stilistisch vermuten können, auch hat Sixt zwischen 1518 und 1522 nichts für das Freiburger Münster gearbeitet, so daß er möglicherweise damals für Staufen tätig war. Besonders schwer ist die Gruppe der Marienklage (Abb. bei Weitzel S. 26) zu beurteilen, die Züge von großer Feinheit und Eindringlichkeit hat, ein fließendes Spiel von schwungvollen Gewandteilen und ineinandergreifenden Gliedern zeigt und in der ruhigen Gesamtfigur alle entgegengesetzten Bewegungen einfängt und stillt. Auch hier zeigen sich einzelne Züge, wie der gewellte Saum des Kopftuchs, dessen andere Seite gedreht ist wie in Wasenweiler das Tuch der Maria, auch die hohen Brüste unter eng anliegendem Mieder haben beide Marien, und die Haare Christi sind denen der Maria in Wasenweiler sehr verwandt, das Lendentuch läßt sich wie auch der Körper Christi mit der ausgeprägten Muskulatur und den breiten Schultern dem Sebastianskörper im Locherer-Altar vergleichen, doch ist auch dieses Werk durch eine so entstellende dicke Malerei verdeckt, daß man nicht wagt, die Handschrift des Meisters zu bestimmen. Vielleicht entschließt man sich einmal in Staufen, die Übermalungen abzunehmen, um dem Werk seine ursprüngliche Schönheit zurückzugeben, dann vermag es wohl besser Aufschluß zu geben über seinen Meister.

Abbildungsnachweis:

Für die Beschaffung von Fotos und Druckstöcken danke ich herzlich der immer hilfsbereiten und sachkundigen Sekretärin des Münsterbauvereins, Frl. Anna Kempf, Freiburg, Herrn Dr. Heinz Stafski, Nürnberg, dem Deutschen Kunstverlag München, und für die freundliche Genehmigung, den Wasenweiler Altar aufzunehmen, danke ich ganz besonders dem Kirchlichen Denkmalpfleger von Baden, Herrn Professor Dr. H. Ginter, Freiburg.

Der Kölner Maler Bartholomaeus Braun in Freiburg

1590 - 1603

Don Friedrich Schaub

Die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert findet Freiburg in den letzten Auswirkungen des großen geistigen Kampfes innerhalb der deutschen Nation. Die seelische Haltung der Stadt ist bestimmt durch die in dem zu Ende gehenden Säkulum durchlaufene Entwicklung und durch die nachhallenden Tendenzen des letzten Jahrzehnts. Es ist der Weg von weltauftgeschlossener Weite zu kleinlicher Enge. Einst bei aller geistigen Lebendigkeit friedvoller Sitz feinsinniger Humanisten, lebenszugewandter Kleriker und übermütiger Junker innerhalb und neben einer konservativen heimischen Bevölkerung; jetzt wird der Lebenskreis zusehends enger, die geistigen Schranken höher, die Stadt stiller. Das große Geschlecht der Humanisten hinterläßt Epigonen; eine neue wissenschaftliche Richtung baut auf, nüchterner, praktischen Bedürfnissen mehr zugewandt; einerseits aufs Historische gerichtet; die Geschichte, bisher dilettantisch betrieben, erhält in Franz Guillimann einen bedeutenden Vertreter; die theologische Literatur verliert mehr und mehr den polemischen Charakter und kommt den religiösen Wünschen mehr entgegen. Am Schlusse des Jahrhunderts erscheint endlich wieder ein Buchdrucker in der Stadt — nachdem die Berufung eines Froben am Einspruch der Regierung gescheitert war — und macht damit einem beschämenden Mangel ein Ende.

Anstelle des heiteren, lockeren Lebensgefühls tritt eine strengere Lebensauffassung, höhere ethische Anforderungen werden insbesondere an die Geistlichen gestellt, denen ein „Beißig“, Konkubine und Kinder nicht mehr so nachgesehen werden wie früher. Die Stadt ist klerikaler geworden. Eine neue Klosterniederlassung entsteht, da die alten Orden in einer Krise stehen und vom Volk mehr oder weniger abgelehnt werden. Man klagt, daß „gleichwohl die Stadt schier voller geistlicher und Ordensleuth, doch leider darunter wenig exemplarische und zu rechter Andacht andere bewegende Personen befunden“ und begrüßt die neu einziehenden Kapuziner, die in Armut leben und sich um den gemeinen Mann in kranken und gesunden Tagen kümmern. Hochstehende Männer wie Jodocus Soricus ziehen sich zu den Kartäusern zurück; die Jesuiten werden abgelehnt. Durch den Einzug des Basler Domkapitels (1529) mit seinen Kanonikern, Kaplänen und Assissen ist nicht nur die Zahl der Kleriker um zwei bis drei Duzend vermehrt worden; seit das Domkapitel den Stürzelschen Hof am Rindermarkt als Amtshaus gewählt hatte, stand das größte und beherrschende Gebäude an der Hauptstraße der Stadt unter dem Zeichen des Basler Stabs.

Der breisgauische Adel und diese geistlichen Herren sind vielfach Kunstliebhaber und Auftraggeber für Baumeister, Bildhauer und Maler. Zwar treten die Basler nie so grandseigneurhaft auf wie etwa die Mainzer — die Basler Domherren seien die ärmsten unter den deutschen, sagt die Zimmersche Chronik einmal —, aber sie geben Künstlern und dem Kunstgewerbe manchen Verdienst. Große Bauaufgaben sind nicht mehr zu

lösen in Freiburg: die Kapelle im Peterhof ist eben entstanden, das Franziskanerkloster hat eine Erneuerung erfahren, der neue Basler Hof wird umgebaut. Es sind kleinere Aufgaben, die den Künstlern gestellt werden. Hans Rott zählt (in seinen „Quellen und Forschungen“ Bd. III, 1, S. 91 ff.) eine stattliche Reihe von Künstlern auf; anscheinend haben die Goldschmiede am meisten zu tun. Überraschend ist immer wieder der Reichtum an silbernen Bechern, goldenen Ringen und anderen Kleinodien, die in den Inventaren dieser Zeit zu finden sind. Aber in der Regel bleiben die kunstreichen Meister unbekannt wie die Maler und Baumeister.

Dor einigen Jahren tauchte in Berner Privatbesitz ein Gemälde auf, das einem Auftraggeber aus dem Kreise der Basler Domherren seine Entstehung verdankt und dessen Schöpfer jetzt eben festgelegt werden konnte. Es handelt sich um eine große, figurenreiche Kreuzigung (189×127 cm), deren bunte Bewegtheit und manierierter Stil trotz mancher (beabsichtigter) Altertümllichkeiten auf das Ende des Jahrhunderts als Entstehungszeit hinweist. In den Formelementen wirkt das Bild uneinheitlich, der Künstler hat Anregungen der Niederländer ebenso verwendet wie solche der italienischen Kunst. Die klagende Gruppe im Vordergrund (Johannes und die heiligen Frauen) wirkt stark porträtmäßig. Der Vertreter des Judentums auf einem Schimmel stößt mit besonderem Ingrimm die Lanze des Soldaten noch tiefer in die Seite des Erlösers. Auffallend ist auch die exotische Frau mit ihrem Kind neben dem Kreuze. Auf der anderen Seite des Kreuzes steht ein aus dem Bild herausblickender Mann, der — obwohl nicht Krieger — einen Schild mit einem Wappen vor sich hält. Wir dürfen in ihm wohl den Maler des Bildes sehen. Den Auftraggeber erkennen wir aus einem ganz unten rechts angebrachten Wappen: es ist das Wappen des Basler Domherrn und Propsts zu Münster-Gransfelden, des Dr. Johannes Setrich, der 1595 hier gestorben ist, eines apostolischen Protonotars und Stipendienstifters.

Setrich stammte aus dem lothringischen Städtchen Sierck an der Mosel. über sein Geburtsjahr gehen die Angaben weit auseinander.

K. Schuster, Die Gräber im Münster (Freiburger Münsterblätter 8, 1912, S. 11) bringt den Text der Grabplatte: Rev(erendi) nob(ilissimi) et clar(issimi) viri d(omi)n(i) Joannis Setrich ex Sirk, u. i. d., protonotarii apostolici, praepositi mon(aster)ii Grandisvallis et canonici Basiliensis etc. Hic requiescunt exuviae, cuius spiritus vivat Deo. Obiit pie XV Cal. Aprilis anno MDXCV, natus annos XI.

Darunter das Wappen (Triangel mit drei Sternen), überdeckt und seitlich eingerahmt durch den Prälatenhut mit beiderseits sechs Quaesten. Die Angaben der Grabplatte haben in der Literatur zu Mißverständnissen geführt: den Todestag gibt der Münsterführer von Kempf-Schuster (1906, S. 192) mit 15. April 1595 an. XV Cal. Aprilis ist aber nicht der 15. April, sondern der 18. März. Dieser Tag (18. März 1595) wird als Todestag Setrichs bestätigt durch einen gleichzeitigen Eintrag auf dem Umschlag des Testaments: qui obiit in sabbato ante dominicam Palmarum anno 1595. Palmsonntag war aber im Jahre 1595 der 19. März. Dieselbe Hand (Prof. Corchius) hat auf ein anderes Schriftstück notiert: qui obiit 18. Martii, mane inter horas 5 et 6 anno 1595. Damit stimmen auch die Aufzeichnungen der Begräbniskosten überein, die am 19. März mit dem „Totenbaum“ beginnen. Unbrauchbar ist natürlich die Angabe bei Schuster: natus annos XI (elf Jahre!). Tatsächlich zeigt die Legende der Grabplatte heute die Zahlzeichen XI, indes ist sie stark abgelaufen. Sie lag ja im vielbegangenen Chorumgang. Das Wappen ist in Einzelheiten nicht mehr zu erkennen; insbesondere ist die Schildpartie gänzlich eingeebnet. Statt des unhaltbaren „Natus annos XI“ haben andere (F. K. Werk, Stiftungsurkunden akademischer Stipendien, 1842, S. 343, und ihm folgend H. Mayer, Die Matrikel der Universität Freiburg I, S. 498) dafür XL, also 40 Jahre alt, gesetzt. Aber das kann auch nicht die richtige Lesung sein. Die künstlerische Formung der Inschrift auf der Grabplatte fordert eine Ergänzung der letzten Zeile, welche die römischen Zahlen bringt, um mindestens dieselbe Raumspanne, welche X und L einnehmen. Dann erst ist ein symmetrischer Aufbau des Schriftbildes da. XL kann, damit die Harmonie des Schriftbildes gewahrt bleibt, nur durch VII oder VIII ergänzt werden. Setrich war also bei seinem Tode 47 oder 48 Jahre alt. Bei einem so



würdereichen Manne (Domherr, Propst, Apostolischer Notar) kann eine solche Angabe Zweifel erregen. C. Jäger, *Stiftungen im Großherzogtum Baden*, I (1853), S. 41, las „natus anno XL“, geboren im Jahre (15)40 und kam so auf ein Lebensalter von 55 Jahren. Aber ganz abgesehen davon, daß eine solche verkürzte Angabe ohne Jahrtausend und Jahrhundert ungebräuchlich ist, genügt „anno“ so wenig wie „XL“, um die Zeilen der Inschrift formgerecht auszufüllen. Außerdem ist auf dem Grabstein deutlich „annos“ zu lesen. Eine andere Lesart bietet das *histor.-biograph. Lexicon der Schweiz* VI (1931), S. 354, das sich auf die *Revue de la Suisse catholique* 20. vol. (1889) bezieht, wo S. 289 von Setrich gesagt wird: mort à Fribourg -en- Brisgau en 1595, dans sa soixantième année d'après son épitaphe. Hier ist offensichtlich „Natus annos LX“ statt XL gelesen worden: daher setzt das *histor.-biograph. Lexicon* das Geburtsjahr „gegen 1535“ an. Die Feststellung, daß Setrich bei seinem Tode erst 47 oder 48 Jahre alt, sein Geburtsjahr also 1547 oder 1548 gewesen war, wird gestützt durch seine Immatrikulation an der Freiburger Universität im Jahre 1567, die mit einem Alter von 19 oder 20 Jahren wohl vereinbar ist.

Wahrscheinlich ist er um 1547 herum geboren. Seine Familie war, wie es scheint, nicht gerade reich, aber doch mit Gütern gesegnet. Sie hatte in Sierck selbst Haus und Hof, außerdem landwirtschaftlichen Besitz und ein lothringisches Lehen. Seine erste wissenschaftliche Ausbildung erhielt er in Trier; Sierck gehörte zum Einzugsgebiet dieser Universität. Setrich erwarb dort das Baccalaureat, dann wandte er sich nach Freiburg, wo er am 8. November 1567 immatrikuliert wurde: Johannes Settrich Sircensis Treverensis cler(icus) (H. Mayer, *Die Matrikel der Universität Freiburg* I [1907], 498). Der weitere Studienweg, insbesondere der Ort, wo er seine juristischen Grade (Licentiat, dann doctor iur. utr.) erwarb, ist unbekannt. Sein Schicksal führt in den Dienst der Basler Kirche, zu der er wohl hier in Freiburg Beziehungen gefunden hat. Der noch nicht dreißigjährige Mann ist 1575 „vicarius et officialis“ des Bischofs von Basel. Man hat wohl die juristischen Fähigkeiten des Lothringers schnell erkannt und für die Verwaltung der Diözese nutzbar gemacht. Offenbar hat er sich sehr rasch auch die persönliche Gunst des Bischofs Jakob Christoph von Blarer, des bedeutendsten Basler Oberhirten im 16. Jahrhundert, erworben. Am 6. August 1575 erhält er im Schloß zu Pruntrut Testierfreiheit zugesichert (Urkunde im Stiftungsarchiv der Universität Freiburg). Und nun geht sein Aufstieg sehr rasch. 1578 wurde er Propst zu Münster-Gransfelden (Grandisvallis an der Birs im Müntertal). Am 14. Oktober dieses Jahres revidierte er seinem Kapitel über seine Pfründe und Einkünfte. Die Propstei, an sich reich an Wald, Höfen und Feldern, befand sich bei seinem Amtsantritt in mißlicher finanzieller Lage: Brandschäden und andere Widerwärtigkeiten hatten zur Aufnahme einer Schuld geführt, so daß der neue Propst auf seine Sondereinkünfte als praepositus auf eine Zeit verzichtete und sich auf die Bezüge als Kanonikus beschränken mußte (Urkunde im Staatsarchiv Bern). Jedenfalls konnte Setrich aus der Propstei — mindestens in der ersten Zeit — keinen Reichtum ziehen. Im Gegenteil: zu „Eintritt und Einrüstung“ hatte er, wie er in einem Brief an seine Schwester ausführt, Geld höchst nötig. Er verpfändete damals sein ererbtes Wohnhaus zu Sierck, um bares Geld zu bekommen. Seiner Schwester blieb er hieraus bis zum Lebensende Geld schuldig (Briefe und Akten im Stiftungsarchiv der Universität). Das Verhältnis zu seinen Kanonikern zu Münster bzw. Delsberg, wo das Stift seit der Reformation saß, scheint nicht ungetrübt geblieben zu sein. Wer trug die Schuld daran? A. Rais (*La bible de Moutier-Grandval* 1933) bezeichnet Setrich als „le promoteur des troubles de la collégiale“ und erwähnt „une transaction passée entre le chapitre et le prévôt Setterich en date du 25 septembre 1592“. Ich möchte aber nach dem aus den Akten hervorgehenden Charakter der Delsberger Kanoniker die Schuld eher bei ihnen als bei ihrem Propste suchen, der offenbar mit Energie und Strenge die Zucht heben wollte. Nie fällt in der ganzen Lebensgeschichte ein persönlicher Makel auf Setrich.

Zu Delsberg besaß der Propst auch ein eigenes Haus, das im Nachlaß zu 1100 Gulden veranschlagt wurde. Trotz aller Erfahrungen blieb Setrich Propst von Münster bis an sein Lebensende. Er vermachte in seinem Testament dem Kapitel 50 Pfund Stebler und ein Messgewand aus Goldbrokat für eine Jahrzeit.

Vermutlich im Zusammenhang mit den erwähnten Schwierigkeiten im Stift Münster suchte er (wieder) Anschluß an das Basler Domkapitel in Freiburg, in das er als Domherr aufgenommen wurde. 1585 erwarb er sich das Haus zum Tanz auf dem Rindermarkt (Kaiser-Joseph-Straße 176 = Literarische Anstalt) von Dr. Johann Hefler, Propst vom Jungen S. Peter in Straßburg. Leider liegt ein Inventurverzeichnis des mitübernommenen Hausrats („mit allem Feder- und Holzwerk“) nicht vor. Setrich kaufte später noch weitere Liegenschaften zu Freiburg, eine Scheuer mit Trotte, Baumgarten und Reben in der Vorstadt Neuburg, in der Predigervorstadt und vor dem Münchstor (Reverse im Stadtarchiv vom 9. X. 1585, 10. VII. 1590, 9. II. 1593, 24. I. 1595). Von der Kaufsumme für das Haus zum Tanz (3050 Gulden) konnte Setrich sofort 1500 Gulden bar bezahlen; den Rest beschaffte er sich durch eine große Getreideaktion. Das Jahr 1586 war ein Jahr der Teuerung. Die Ernte war schlecht ausgefallen, der Kriegsgefahr wegen hielten reichere Städte, z. B. Straßburg, ihre Magazine gefüllt. Alle großen Naturalienempfänger wurden mit Bitten um Überlassung von Getreide bestürmt. Am 8. Mai 1586 verkaufte Setrich an die Stadt Maßmünster seinen gesamten dort liegenden Weizen; es waren 461 Viertel, vier Sester, die 2770 Gulden, also fast so viel wie die Kaufsumme für das Haus zum Tanz, einbrachten. Woher hatte Setrich diese gewaltige Menge Getreide? Bemerkenswert bei dem Handel ist, daß die Mitwirkung und Intercession der Äbtissin des S.-Leodegarien-Stifts zu Maßmünster besonders erwähnt wird: Setrich war auch Pfleger der Fabrik des Stifts. Mit der damaligen Äbtissin Scholastika von Falkenstein und ihren Verwandten (Hundbiß von Waltrams) verbanden Setrich freundschaftliche Beziehungen. Von den Hundbiß erscheinen nicht weniger als fünf Angehörige unter den Zeugen seines in Maßmünster am 29. November 1593 errichteten Testaments. Von dieser Äbtissin erhielt er auch das Rektorat Burnhaupten im Oberelsaß, dessen Patronat dem Leodegariensstift zustand. Damit war Setrich Inhaber der Pfarr- und Filialkirchenpfründe zu Ober- und Niederburnhaupten, von wo ihm jährlich beträchtliche Naturallieferungen zufielen. So angesammelter Weizen wurde dann bei günstiger Gelegenheit abgestoßen. Für das soziale Empfinden des Domherrn zeugt die Bedingung, die er an den Verkauf knüpfte: die Stadt Maßmünster muß den Weizen ohne Aufschlag ihren Einwohnern weiterverkaufen und gleichmäßig jede Haushaltung bedenken, ganz gleich ob arm oder reich. Die reichen Einkünfte aus den verschiedenen Pfründen setzten Setrich auch in Stand, Kapitalbriefe zu erwerben, unter anderem einen auf den Herzog von Lothringen über 3040 Gulden und 700 Sonnenkronen, den er als Grundstock für seine Studienstiftung gab. Diese wurde nach seinen Anordnungen von seinem Testamentsvollstrecker am 8. Mai 1595 (nach seinem Tode!) errichtet. Sie war für zwei Stipendiaten aus seiner Verwandtschaft, sonst für Delsberger oder Maßmünsterer befähigte Studenten bestimmt (F. X. Werk. Stiftungsurkunden 1842, 338 ff., 1875, 192 ff.).

Setrich starb am 18. März 1595 und wurde im Münster zu Freiburg begraben. Seine Gesundheit muß in den letzten Jahren erschüttert gewesen sein. Wiederholt entschuldigt er sich mit seiner „Leibslödigkeit“; zudem war Freiburg damals in gesundheitlicher Hinsicht schwer heimgesucht: monatelang grassierten im Sommer die „sterbend läuft“, so daß Setrich sein Haus, in dessen Nachbarschaft schon Todesfälle vorgekommen waren, verließ, eine Nacht in seinem Gartenhaus verbrachte und dann nach Erstein zu seinem Neffen eilte (23. Juli 1594, Missiobuch des Domkapitels Basel, Generallandesarchiv Karlsruhe).

Setrichs Nachlaß betrug nach der endgültigen Abrechnung vom 24. Mai 1601 insgesamt 14 985 Gulden (außer den ererbten lothringischen Liegenschaften). Davon gingen an Schulden und Legaten 7802 Gulden ab, etwa 7000 Gulden samt dem lothringischen Hausgut verblieben den Erben, in der Hauptsache seinem Neffen Adam Bolender, dem Vogt zu Erstein (Elsaß). Ihm fiel auch der Hausrat zu, angesetzt mit 354 Gulden, ohne daß darüber ein ins einzelne gehendes Inventar aufgestellt wurde. Unter „Holzwerk“ ist allein „ein holzener rhem darinne descriptio orbis (oder urbis? vielleicht die Sickingersche Ansicht der Stadt Freiburg von 1589?) gefaßt“ angeführt. Die Bibliothek, deren Katalog nicht mehr vorhanden ist, ging an seinen Großneffen, der damit zum Studieren und als erster Stipendiat seiner Stiftung bestimmt wurde (Stiftungsarchiv im U.-A., Akten Stiftung S.). Man vermißt bei der Aufzählung der Legate wie im Nachlaßinventar die „Tafeln“, die Gemälde und Stiche, die im Hause Setrich wie in jedem anderen gehobenen doch sicher vorhanden waren. Aber gewöhnlich werden sie ja auch nicht besonders genannt; sie gehören zum Hausrat und Zimmerschmuck. Nur in Ausnahmefällen werden sie einzeln erwähnt. Ausführlich dagegen sind andere Kunstschätze im Besitz Setrichs aufgezeichnet. Zunächst muß die Menge der Pokale und Tischbecher in Erstaunen setzen. Jedes Haus scheint damals besonderen Wert auf silberne Becher verschiedener Größe gelegt zu haben. Sie schmückten auf ihrem Bord das Zimmer; sie stellten auch Vermögensstücke dar. Bei jeder Gelegenheit wurden sie geschenkt, gekauft, getauscht. Trinkfeste und rein geistig eingestellte Personen bekommen sie zur Verehrung. Man denkt an die reiche Sammlung des Erasmus von Rotterdam und an den damals wohlgefüllten Becherschrank der Universität, in den jeder Gönner sein Andenken stiftete. Ich gebe eine Liste der Schmuckstücke, wie sie als Legate und im Inventar genannt werden:

- Ein silberner Becher — vergoldet — mit Wappen Setrichs der Universität vermacht. Dieser Becher ist noch im Verzeichnis der Pocula academiae Friburgensis von 1632 vorhanden: „aliud (poculum) deauratum donatum a r. nob. et clar. d. Setrich i. c. can. Basil. ist ausgetrieben cum insignibus und auf dem deckel ein manlin“. Der Becher ist wohl wie die anderen im Dreißigjährigen Krieg eingeschmolzen worden oder sonstwie verlorengegangen.
- Ein silberner Tischbecher — vergoldet — mit Deckel, Wappen Setrichs, an Professor Loricus vermacht.
- Ein silbernes Trinkgeschirr, auf dem Deckel ein Bergknappe, an Dr. Cholinus (mit Loricus Testamentsexecutor).
- Ein hoher vergoldeter Becher, auf dem Deckel Wappen der Pfirt und Reischach, an den vorderösterreichischen Kammerrat von Stadion. Den Becher verehrte einst Anastasia v. Pfirt.
- Ein hoher silberner, glatter Becher, „der Willkomm“ geheißten, an Joseph Bilonius, seinen persönlichen Freund (H. Mayer, Matrikel, S. 533).
- Ein hoher silberner Becher — ganz vergoldet — mit Deckel, darin getriebene Arbeit (Tiere) an Katharina Bolender, seine Nichte.
- Zwei glatte, vergoldete hohe Becher, im einen mit getriebener Arbeit die Geschichte Acteons, im anderen symbolum taciturnitatis, an seinen Neffen Mathias Bolender.
- 12 kleine silberne Tischbecher samt „Mutterle“ mit Wappen Setrichs, an denselben.
- Eine silberne Schale mit Setrichs Wappen, in Farben gegossen, an Kath. Bolender.
- Ein silbernes, vergoldetes „Duplatle“ an Frau Bilonius.
- Zwei silberne, vergoldete Schalen, an seinen Großneffen Christoffel Bolender.
- 12 ganz silberne Löffel, mit langen Stielen, an Math. Bolender.
- Eine silberne Windmühle, an sein Patenkind, Großneffen Johann Bolender.
- Ein goldenes Kreuz im Wert von 20 Sonnenkronen, an Bischof Jakob Christoph von Blarer.
- Ein vergoldeter Kelch im Wert von 72 Gulden, ans S. Leodegarienstift zu Maßmünster.
- Eine vergoldete Monstranz und zwei versilberte Lichtstöcke an die Kirche von Burnhaupten.

Zwei Meßgewänder, eines aus Samt an die Münsterkirche Freiburg und eines an Stift
Münster-Gransfelden (aus „guldenem Tuch“).

Nach Abrichtung dieser Legatsstücke verblieben noch nach dem Inventar:

Ein hoher vergulter Becher mit einem Deckel ohne Wappen, wiegt 2 Mark 1 Loth.

Ein vergult geschirlin mit einem Deckel ohne Wappen, getriebene Arbeit, wiegt 2 M.

Ein hoher vergulter Becher mit einem Deckel ohne Wappen, wiegt 2¹/₂ M.

Ein gar hoher vergulter Becher mit weiland Markgraf Jacobs sel. Wappen, wiegt
3¹/₂ Mark 1 loth.

Ein hohes vergulpts Dopplett, mit vier Wappen, wiegt 7 M 6 Loth.

Ein vergult geschirlin mit bockelen samt einem Deckel, wiegt 1 M 7 loth.

Ein glatter Spizbecher, übergult ohne Deckel, wiegt 1 Mark 1 loth.

Ein silbern Kopflin mit einem Deckel, wiegt 15 Loth.

Ein paar silbern vergulte Salzäßlin, wiegen 1 Mark 3¹/₂ Loth.

Zwo vergulte Confectschalen, so Christophoro Bolendern, wann er zu seinen mannbaren
Jahren kommt, zugehören, wiegen 4 Mark 9 Loth.

Ein kleines vergulpts Dopplett, wiegt 3 Mark 7 loth.

Ein duzet silbern glatte Spizbecher, wiegen 8 Mark 2 Loth.

Dazu kommt eine Anzahl von Ringen, die Christoffel Bolender erbt:

Item ein Türckoiß ring

Item ein großer viereckt hiacint ring

Item ein Gamahue (Gemmenring?)

Item ein guldiner ring, darauf der ganz passion Christi

Item ein ring, darin ein orientischer Amatist

Item ein gulden schienen glatter ring

Item ein gulden ring, darin ein schwalbenstein

Item ein gulden schienen ring mit buchstaben

Item ein ring, darin ein Amatist

Item ein gulden trewring

Item ein großer Contrafeitring, darauf ein pildt gestochen

Item ein klein contrasfait ring

Item ein ringlin mit einem todten Kopflin.

Ob hierunter schon Setrichs Siegelringe mitaufgezählt sind, will ich nicht erörtern.
Mir sind Abdrucke von drei Siegelringen bekannt:

1. oval, 13 × 16 mm (innerer Rand), zeigt einen Schild mit Triangel und drei Sternen, darüber ISL = Joannes Setrich licentiatius,
2. oval, 8 × 10 mm, Wappenschild mit Triangel und Sternen, bedeutend kleiner, dazugekommen sind Turnierhelm, Flügel, dazwischen Triangel. Darüber die Buchstaben I S D = Johannes Setrich doctor.
Dieser Siegelring wurde 1580 verwendet, hängt aber offenbar mit der Erwerbung der Propstwürde zusammen.
3. achteckig, feiner ausgeführt als das vorige, sonst gleichen Inhalts, verwendet 1595.
Setrich führte auch ein großes Siegel, Durchmesser 28 mm, dem Petschaft Nr. 2 entsprechend.

War somit Setrich ein großer Liebhaber von Goldschmiedearbeiten — er deckte seinen Bedarf anscheinend vor allem in Straßburg —, so wissen wir von zwei Fällen, daß er auch Maler in Arbeit gebracht hat. Im Condoner Victoria-Albert-Museum befindet sich der Riß zu einer Wappenscheibe mit einer ganz glänzend hingeworfenen Szene vom Salomonischen Urteil.

Das Wappen selbst entspricht dem oben genannten Setrichs. Auf die Inschrifttafel unter dem Wappen hat Setrich selbst geschrieben: Johan Setrich i. u. licent., ecclesiarum cathedr. Basiliensis canonic. et collegiatae Grandisvallis praepositus.

Von einem größeren Werke erfahren wir aus den Akten deshalb etwas, weil das Bild beim Tode des Domherrn noch nicht bezahlt war. Es meldete sich nämlich beim

Haupterbe Adam Bolender in Erstein ein Maler aus Köln, Bartholomaeus Braun, und behauptete, für den Verstorbenen ein Bild gemacht zu haben, das von dem Auftraggeber für den Basler Hof bestimmt worden sei, und verlangte Bezahlung dafür. Einen schriftlichen Auftrag allerdings konnte der Maler nicht vorweisen. Bolender war deshalb zunächst auch geneigt, die Anforderung zurückzuweisen. Der Maler wußte sich eine Citation der Stadt Freiburg gegen Bolender zu verschaffen. Da wandte sich Bolender an einen Rechtsgelehrten in Straßburg um ein Gutachten. Der Jurist riet zur Zahlung, die dann auch mit 112 Gulden erfolgte. Die Rechtmäßigkeit der Forderung steht also außer Zweifel.

Die Notiz aus der Schlußrechnung über den Nachlaß lautet:

„Fernere Schulden aus dem Erb bezahlt:

Item Bartholomeusen Braun von Colln Contrafäter, laut einer handtschrift und quietung für ein gemachts Crucifix, so der her säliger ime verdingt und in den Baseler Hoff zu einer altar Zier verordnet haben soll, bezahlt I c XII gl

Item als ich diese des Contrafäters anforderung (weil er darumben nichts aufzulegen, allein bloß fürgeben, der herr Säliger hab es bei ime angeben und bestellt) zu Straßburg durch den herrn Wagazer doctorn beratschlagen lassen, ist für den Rathschlag und verzehrung auffgangen 4 fl.

Diesen Bartholomaeus Braun hat erstmalig Heinrich Feurstein (Zur Deutung des Bildgehalts bei Grünwald, SA aus „Beiträge zur Geschichte der Deutschen Kunst“, H. von Buchner und Feuchtmanr I, 1924, S. 5 und 26) auf Grund von Auszügen von Friedrich Hefele als für die Fürstenberger tätig festgestellt. H. Rott hat in den „Quellen und Forschungen“ III, 1, (1936) S. 118, 119 weitere Notizen veröffentlicht, die im folgenden ergänzt werden.

Bartholomaeus Braun kam über Lothringen nach Freiburg. Er wird hier zum ersten Male am 8. Januar 1593 im Ratsprotokoll mit Namen genannt als „Bartholomaeus Braun von Cöln, contrafeter und maler gewesen lothringischer cardinalischer camerdiener“. Der Maler wird in Freiburg dem hochdeutschen Sprachgebrauch entsprechend immer „Braun“ genannt; er selbst schreibt sich in zwei eigenhändigen im Stadtarchiv Freiburg verwahrten Briefen „Brun“. Er bezeichnet sich als „f(fürstlicher) D(Durchlaucht) zu Lothringen Hofmaler“. Und wenn er „lothringischer cardinalischer camerdiener“ heißt, so ist natürlich „Kammerdiener“ nicht im heutigen, wieder buchstäblich angewendeten Sinne zu nehmen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gab es eine Reihe von Kardinälen, die aus dem herzoglichen Hause von Lothringen stammen und als „Lotharingius“ oder „de Lotharingia“ bezeichnet werden. (Eubel, Hierarchia cath. 1923, III.) Carolus (Guise) starb schon 25. Dezember 1575, Ludovicus (Guise) im April 1578; beide scheiden hier wohl aus; dagegen könnten Carolus (der Bruder der französischen Königin), der am 30. Oktober 1587, und Aloisius (Guise), der am 24. Dezember 1588 starb, neben Carolus, dem Sohn des Herzogs von Lothringen, der Bischof von Straßburg war und am 5. April 1591 Kardinal wurde, als Gönner und Auftraggeber Brauns in Betracht kommen. Der ältere Karl war seit 1585 Kardinal, Administrator von Toul und Verdun; der jüngere reiste im März 1591 das erste Mal nach Rom; es wäre möglich, daß in seinem Gefolge der „Contrafeter und Hofmaler“ B. Braun nach Italien kam. Wenn aber, wie später noch zu erörtern sein wird, B. Braun tatsächlich schon 1590 und nicht erst 1592 in Freiburg zum ersten Male auftaucht, dürfte allerdings eher der ältere Karl in Betracht kommen. Auf eine längere Tätigkeit im Herzogtum Lothringen ließe schließen, wenn unser B. Braun identisch ist mit dem bei Thieme-Becker V, 119 ohne weitere Quellenangabe genannten Barthélémy le Brun, von dem es a. a. O. heißt: „Porträtmaler in Nancy, 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts,

von Herzog Karl II. (dem Vater des Kardinals) in den Adelsstand erhoben. Arbeiten sind nicht bekannt.“ Ich halte es für wahrscheinlich, daß unser B. Braun damit gemeint ist. Es wäre doch ein merkwürdiger Zufall, wenn damals zwei Hofmaler ausgerechnet gleichen Vor- und Zunamens, am lothringischen Hofe gelebt hätten. Ist unser B. Braun mit diesem „geadelten“ Hofmaler wirklich identisch — immer die Angabe bei Thieme-Becker als richtig vorausgesetzt —, dann müßte er bei seinem Abschied aus Lothringen den Adel wieder abgelegt haben. Indes ist die Namensform „le Brun“ keineswegs als adlig anzusprechen, sowenig wie „de Brun“; beides weist auf eine niederländische Namensform „de Bruyn“ = der Braune (Wiepen, Jahrbuch des Kölner Geschichtsvereins III, 1916). Wann und warum Braun aus lothringischen Diensten schied, wissen wir nicht. Nach seinem Verhalten in Freiburg liegt es nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, daß es wegen eines Vergehens des leidenschaftlichen und jähzornigen Mannes zu einem Bruch mit dem Herzogshause gekommen ist. Die Fäden zum Herzogshause wurden auch, soviel wir sehen können, nicht wiederangeknüpft; B. Braun benützt die Bezeichnung „lothringischer Hofmaler“ u. ä. nur in der ersten Freiburger Zeit, um sich Empfehlung und Boden zu verschaffen für eine neue Existenz. Noch einmal während seines Freiburger Aufenthaltes wandte er sich nach Lothringen und holte sich eine Frau aus Dic (an der Seille), Margarethe Persone, die ihm am 6. Dezember 1595 eine Tochter schenkte (Taufbuch Münsterpfarre Freiburg). Er könnte aber auch schon verheiratet gewesen sein, als er nach Freiburg kam; im Ehebuch der Pfarrei erscheint er nicht.

Was oder wer hat den ehemaligen Hofmaler in den Breisgau gezogen? Freiburg war nicht Fürstenresidenz, nicht Bischofssitz. Wohl hatte der breisgauische Adel hier seinen Treffpunkt; wohl war hier eine Universität. Indes scheint die dritte Körperschaft in der Stadt, das Basler Domkapitel, der Anlaß für die Übersiedelung gewesen zu sein.

Als im Jahre 1587 (Revers vom 28. Februar) das große Haus Stürzels, das später „Basler Hof“ genannt wurde, „samt der capellen und garten wie das alles aneinander in vier ecken umbmauert verfasset ist“ vom Domkapitel gekauft wurde, ging man gleich an die Neueinrichtung. Zur Ausschmückung gehörte auch die Bemalung der Außenseite. Am 8. Juli 1592 erhielt das Domkapitel von der Stadt die Erlaubnis, das Haus „allein auswendig durch einen frembden maler“ malen zu lassen. Die Innenausmalung sollte an die einheimischen Maler gegeben werden. Eine solche Arbeitsteilung war üblich, wie der von H. Rott (S. 112) mitgeteilte Fall bei der Freiburger Ratskanzlei beweist, wo 1559 Galienus Entringer die Vorderseite, Hans Hofman die Rückseite zu bemalen gegeben wurde. „Der frembd moler soll kein eigen feur und rauch gebrauchen (keine eigene Hauswirtschaft führen) und angloben die Zeit er alhie umb alle Sachen so sich seinhalb alhie zutragen red und antwurt zugeben und darauf gedeudet einer zunft darauf die moler zünftig alhie auch noch billichen dingen zubegegnen“ (Rats-Prot.).

Wer war der „frembd moler“? Keine Aufzeichnung nennt seinen Namen; wir besitzen die Rechnungen des Domkapitels über den Basler Hof nicht (vergl. Münzel, Freiburger Münsterblätter VI, 1910, S. 7); die Missivbücher schweigen ebenfalls. Wir wissen aus ihnen nur, daß im Sommer 1596 das Gebäude nach langjährigem Umbau (Jahreszahlen am Haus: 1588, 1590, 1596) soweit war, daß es dem Erzherzog Matthias für einen vorübergehenden Aufenthalt zur Verfügung gestellt werden konnte. Freilich machte man darauf aufmerksam, daß außer der Wohnung des Sekretärs kein Raum mit Möbeln und anderem Inventar ausgestattet und für den Gast ohne weiteres nicht benutzbar sei. Am 28. November 1600 gab das Domkapitel dem Stadtrat und etlichen Freunden im neuen Hofe einen Imbiß, offensichtlich zur freudigen Feier des Abschlusses der Bauarbeiten (Missivbuch).

Da in dem Bescheid vom 8. Juli 1592 nicht gefordert war, daß der „frembd moler“ reguläres Mitglied der Malerzunft werden sollte, so finden wir im Zunftbuch der Freiburger Maler im Jahre 1592 auch keinen Namen eingetragen, den wir als den gesuchten in Anspruch nehmen könnten. Die schon erwähnte Notiz vom 8. Januar 1593:

Bartholomaeus Braun von Cöln contrafeter und Maler gewesen lothringischer cardina-
lischer camerdiener, so gleichwohl des Saßes ein zeitlang alhie begert, welches ime
abgeschlagen, aber, so lang es sein gelegenheit, zum zünfftigen anzunemen, uf fürbrachte
urkund seiner ehelichen geburt bewilliget worden

spricht aber dafür, daß eben unser Barth. Braun der fremde Maler war, der die Außenwand des Basler Hofes ausgemalt hat. Mit dieser Arbeit, heute längst ersetzt, hat er sich hier in Freiburg und im Breisgau einen Namen gemacht. Die Stadt entschloß sich, den Maler, der seine eheliche Geburt durch eine (heute leider nicht mehr auffindbare) Urkunde aus Köln beweisen mußte, als Zünftigen anzunehmen. Er wäre wohl lieber vorübergehend „Saßbürger“ geworden, um sich leichter wieder von Freiburg lösen zu können. Daß ein contrafeter auch einmal eine Hauswand bemalte, ist kein Widerspruch. Wir werden annehmen können, daß Heiligenfiguren des Bistums und der Stadt Basel am „Basler Hof“ prangen sollten. Die Arbeit und der Auftrag galt jedenfalls als außergewöhnlich, so daß man sie keinem der damals in Freiburg ansässigen Künstler — selbst dem bedeutenderen Hans Bär nicht — anvertrauen wollte.

Hans Rott, der nichts vom Auftrag der Ausmalung des Basler Hofes (1592) erwähnt, bezieht auf Bartholomaeus Braun schon eine Stelle im Ratsprotokoll vom 28. Dezember 1590: „dem abconterfeder ist ein fiertel jar alhie underschleif zu haben bewilliget.“ Ein Name ist nicht genannt. Es kann sehr wohl Barth. Braun gemeint sein. Dann wäre sein Verhältnis zum Kardinal von Lothringen wohl schon 1590 zu Ende gewesen, d. h. nur der ältere Karl von Lothringen wäre in Betracht gekommen. Da aber der „contrafeter“ erst wieder 1592 in Freiburg auftaucht, bleiben alle Möglichkeiten offen. Für die Auffassung Rotts, daß der „abconterfeder“ von 1590 mit Barth. Braun identisch ist, spricht eine von ihm mitgeteilte Notiz vom 17. September 1594, wonach der contrafeter Barth. Braun schon seit drei Jahren (also seit 1591) einem Malterdinger, dem Schultheißen des Deutschordenskomturs, 20 Gulden schuldig war.

Nach allem, was wir von Setrichs Herkunft und seinen Beziehungen zum Herzogtum Lothringen wissen, scheint uns der Schluß nicht allzu gewagt, daß Setrich, der Domherr aus Sierck, es war, der Bartholomaeus Braun den Weg nach und in Freiburg ebnete und der nun auch selbst als Auftraggeber und Stifter an den Künstler herantrat. Setrich wollte für die Kapelle im Basler Hof eine Altartafel stiften, Barth. Braun sollte sie liefern. (Wir lassen die Frage unerörtert, in welche der von G. Münzel angenommenen zwei Kapellen des Basler Hofes das Altarbild bestimmt war.)

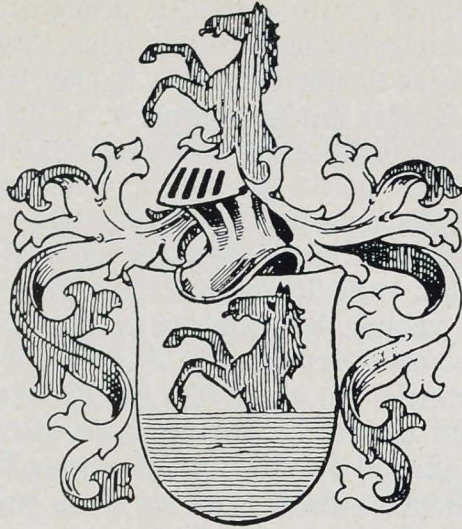
Bartholomaeus Braun ist nach dem Ratsbescheid vom 8. Januar 1593 in Freiburg zünftig geworden bei den Malern und ist auch im Zunftbuch als Angehöriger der Zunft zu finden. In den Steuerbüchern steht Braun 1593 bis 1602 mit dem ziemlich niederen Betrag von 10 fl.

Schnell ist B. Braun auch mit den wohlhabenden Kaufmannskreisen der Stadt in Verbindung gekommen. Am Andreastag 1593 finden wir ihn im „Gauch“ in Gesellschaft von Joh. Christoph Ulrich (Tuchhändler), Joh. Ludw. Morell (Krämer), Wolfg. Kutt, Math. Streit, Gottfr. Gundersheimer, Georg Weigoldt, Rud. Ryeher, Magister Jac. Häring zu Dillingen, Jac. Kögelin, Joh. Summervogel zu Maßmünster, der — 20jährig — stud. jur. in Freiburg war (immatr. 18. Juni 1593). [U.A. IV d 9/43.]

Wir müssen leider feststellen, daß vom künstlerischen Werk des Bartholomaeus Braun während seiner Freiburger Zeit außer dem für Setrich gemalten Altarbild

nichts bekannt ist. Und doch hat Braun bestimmt eine reiche Tätigkeit in Freiburg und Umgebung entfaltet in dem Jahrzehnt, in dem er hier zünftig war. Die Adelskreise im Breisgau schätzten den Porträtisten; in manchem alten Familienbesitz mögen noch Bilder der Ahnen von Brauns Hand vorhanden sein. Als die Seuche den Maler (wie auch den Domherrn Setrich) aus Freiburg vertrieb (Sommer 1594), da räumte ihm Hans Philipp Schnewlin von Landegg in Krozingen eine Wohnung ein, was allerdings eine Beschwerde der Landeggischen Stiftungsexecution zur Folge hatte (Stadt-Arch. Missiobuch 1594 Aug. 25). Der Landegger war 1593—1596 verheiratet mit Apollonia Dogt von Summerau und Praßberg, mit der zusammen Setrich am 2. Februar 1593 Tauspate in der Familie von Reymerstal war. Ein Praßberg, der später lange Jahre das Bürgermeisteramt in Freiburg innehatte, war Pate bei der Taufe des Kindes des Barth. Braun (6. Dezember 1595). So hat Johann Setrich dem B. Braun den Weg geebnet in die Kreise des breisgauischen Adels. Ob Setrich seinen Schützling auch mit den Fürstenbergern zusammengebracht hat, ist nicht auszumachen. Jedenfalls aber gaben die Grafen von Fürstenberg dem Bartholomaeus Braun Aufträge, die ihn einige Zeit mit „Verfertigung etlicher contrafacturen“ beschäftigten (1597; Schreiben des Grafen Albrecht zu Fürstenberg, datiert Prag, 9. Februar 1598). Ohne Zweifel befinden sich unter den Bildnissen der fürstlichen Familie zu Heiligenberg solche von B. Braun. Die Fürstenberger müssen den Kölner offenbar sehr geschätzt haben, denn zweimal (18. Juli 1597 Donaueschingen, 10. Juni 1599) verwandte sich Graf Friedrich zu Fürstenberg bei der Stadt Freiburg für den Maler, der in recht unangenehme Rechts- händel vor dem Stadtgericht verwickelt war. Bartholomaeus Braun ist der „maler zue Frenburg so zue Thoneschingen mehrmalen gebraucht worden“, bei dem angefragt werden soll, wie der Meister des Isenheimer Altars heiße, den der Kaiser so gern in seinen Besitz bringen wollte (Prag 1598, Februar 9., vergl. H. Feurstein S. 7, H. Rott II, 326). Die Besitzer von Kunstwerken konnten sich kaum der Zudringlichkeit erwehren, mit der Kaiser Rudolf II. die Abtretung derselben erzwingen wollte. So ging's dem Administrator von Isenheim, so der Universität mit dem Holbein-Altar. Wenn der Kaiser seine Absicht, ein Original zu erwerben, nicht erreichte, so begnügte er sich wohl auch damit, eine gute Kopie davon anfertigen zu lassen. Bei der Schätzung, der sich Barth. Braun bei dem k. Kämmerer und Obersten Stallmeister Graf Albrecht zu Fürstenberg erfreute, darf auch daran gedacht werden, daß Bartholomaeus Braun als Kopist von Kunstwerken in Anspruch genommen worden ist.

Auch den Erzherzog Matthias und die Regierung in Ensisheim vermochte Braun für sich zu interessieren. Er hatte Fürsprache aber auch sehr nötig. Sein Jähzorn und seine Leidenschaftlichkeit schufen ihm manche leidige Situation. Am Abend der Herderner Kirchweih 1594 — nach scharfem Zechen — schlug er einem Rebmann mit seinem Degen ein Auge aus; als der Getroffene einige Wochen später starb, gab man diesem unglücklichen Stoß schuld; Braun bekam den Prozeß gemacht. Er versäumte oft gestellte Fristen. Trotz der Verwendung seiner Gönner wurde er schließlich in den Martinsturm gelegt (Juli/August 1597), bis der Fall durch Vergleich auf 30 fl. Schadenersatz — drei Jahre nach dem unglücklichen Schlag — beigelegt wurde (Stadt Archiv, Criminalia; Ratsprot. 1594 Aug. 26., Sept. 23., 1596 März 19., 22., April 17., 26., 29., Aug. 30., Sept. 2., 6., Nov. 29., Dez. 11., 18., 1597 Jan. 8., Mai 5., Juli 7., 18., 28., 30., Aug. 4.). Im Januar 1599 stand Braun wieder vor Gericht, wo er zu einer Geldentschädigung verurteilt wurde — der Streitgegenstand ist nicht bekannt. Kaum war der Fall geschlichtet, beschäftigte ein neuer das Gericht (Univ.-Arch. 1599 22., 29., Rats-Prot. 1599 Juni 21., Okt. 13., Nov. 15., 26., 1600 Jan. 19., ferner Criminalia 1600 Jan. 14., Univ.-Arch. IV d 9/9). Der jähzornige Künstler hatte seinen Lehrjungen, den er auf seinem Pferd hatte reiten lassen und der das Pferd etwas geneckt hatte, mit dem Peitschenstiel



geschlagen. Wieder konnte Braun die vorderösterreichische Regierung und den Grafen Friedrich zu Fürstenberg für sich eintreten lassen (1599 Juni 10., St.-Arch., Fürsten und Herren, Fürstenberg; Criminalia 1600 Jan. 14., Ensisheim).

Noch bevor der Fall bereinigt war, hatte Braun einen neuen Dienst gefunden, der große Möglichkeiten bot: Anfang Januar schreibt er von Heidelberg aus, wo er in den Dienst des Kurfürsten getreten war, als „anjeko churfürstlicher Durchlaucht zu Heidelberg contrafeder“. Hier in Heidelberg taucht er für uns unter; vorläufig kann über sein weiteres Schicksal nur gesagt werden, daß er am 18. Juli 1603, nachdem er die Zunft ausgekündigt hatte, von der Stadt Freiburg den Abschied erhielt, in dem der „ersam kunstreich Bartholome Braun der conterfeter und slachmaler etlich jar lang unser hinder säß gewesen“ bestätigt erhielt, daß er sich „die zeit seines beiwonens ufrecht ehrlich redlich und wohl ohn sondere clag gehalten hat“ (Rats-Prot. vom gleichen Tag; Abt. Kontrakte 1600—1603 Bl. 257 v). Zuletzt war noch eine Truhe des Malers im Freiburger Kaufhaus — vielleicht als Pfand — zurückgeblieben, die „etlicher Fürsten contrafehtungen“ enthielt; sie wurde, da sie doch nicht zu verwerten waren, schließlich dem Künstler wieder verabfolgt (Rats-Prot. 6. Sept. 1603).

Es ist bis jetzt die letzte Nachricht, die wir von Bartholomaeus Braun, dem contrafeder aus Köln, haben. Braun kehrte in fürstlichen Dienst zurück als Hofmaler. Wenn der Kurfürst zu Heidelberg ihn berief, so muß Braun ihm gut empfohlen worden sein oder er selbst muß durch Vorlage hervorragender Schöpfungen einen starken Eindruck gemacht haben. Auch das spricht für die künstlerische Höhe und Bedeutung unseres Meisters.

Es erhebt sich nun die Frage, in welchem Zusammenhang steht unser Bartholomaeus Braun mit dem bekannten Kölner Malergeschlecht der Bruyn - Braun. Die früheren, zum Teil ungenauen Untersuchungen über diese Familie haben eine letzte Darstellung erhalten durch W. Baumeister im „Jahrbuch des Kölner Geschichtsvereins“ 14 (1932) S. 224, die endlich auch das von den Mitgliedern dieser Familie geführte Wappen richtigstellt. Während nämlich Merlo (Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler) auch in seiner neuen Fassung durch Firmenich-Richartz-Keussen (1895) und andere den Bruyn einen Bären ins Wappenschild gaben, ist durch Baumeister festgestellt worden, daß sie ein wachsendes Roß führten. Eben dieses Wappentier nun finden wir auf dem Setrichschen Altargemälde im Schilde des als Maler des Bildes angesprochenen bärtigen Mannes links vom Kreuze. Damit ist die Zugehörigkeit unseres

Bartholomaeus Braun zur Kölner Malerfamilie gesichert. In ihm vererbte sich das Künstlerblut des älteren Bartholomaeus Braun (etwa 1493—1553); ich möchte annehmen, daß er ein Enkel dieses Bartholomaeus d. Ä. war, und zwar ein Sohn des Arnt Bruyn, der ebenso wie sein Bruder Bartholomaeus d. J. Maler war. Allerdings liegen, wie Baumeister schreibt, über diesen Bartholomaeus III keine Nachrichten vor. „Er scheint zeitweise nicht in Köln gelebt zu haben. 1588 war er als Vertreter seiner Schwester Ursula beim Schrein anwesend“ (S. 230). Über seinen Beruf ist nichts bekannt. Die Vermögensverhältnisse dieses Zweiges der Bruyn waren wenig glänzend. Mit diesen wenigen Tatsachen ließe sich das Leben unseres Bartholomaeus schon vereinen. Es gibt noch einen zweiten Bartholomaeus Braun, der in Betracht kommen könnte, ein Sohn Bartholomaeus Bruyns d. J. Auch von ihm ist der Beruf nicht feststellbar. „Vielleicht ist er identisch mit dem Sohne des Malers Barth. d. J., welcher 1589 zum Bürgerfährnich gewählt wurde. Er war vermählt mit Katharina Tegenders, die wohl keine Kölnerin war“ (S. 234 ff.). Sie überlebte ihren Gatten. Somit begegnet die Identifizierung größerer Schwierigkeit, denn die Frau unseres Bartholomaeus, die ihm am 6. Dezember 1595 in Freiburg eine Tochter gebar, hieß Margarethe Persone.

Versuchen wir zum Schluß den Weg des Altarbildes vom Verlassen der Werkstätte des Bartholomaeus Braun bis heute nachzugehen, so ergeben sich folgende Überlegungen:

Soviel wir wissen, erwarb vor mehr als 100 Jahren ein Basler Sammler vom Stadtpfarrer in Arlesheim eine Kreuzigung, die zuvor Altarbild in der Kirche zu Arlesheim gewesen war. Nun war aber Arlesheim der Sitz des Domkapitels, als es mit Erlaubnis Ludwigs XIV. 1678 Freiburg verließ, um außerhalb des französischen Bereiches zu sein. Am 25. März 1690 wurde der Grundstein zur neuen Domkirche gelegt. Der Gedanke liegt nahe, daß das Domkapitel das Setrichsche, in den Basler Hof gestiftete Bild mitnahm und es in Arlesheim erneut verwendete. Als die Kirche im 18. Jahrhundert rokokosiert wurde, erhielt es wohl eine Übermalung und wurde schließlich, weil es dem Geschmack nicht mehr zusagte, ausgeschieden und in den Kunsthandel gebracht.

Wir aber haben in dem Gemälde, das dem Domherrn Johann Setrich den Auftrag und dem Kölner Bartholomaeus Braun die Ausführung verdankt, nicht nur ein Zeugnis des Freiburger Kunstlebens am Ende des 16. Jahrhunderts vor uns, sondern letzten Endes auch ein Erzeugnis bester Kölner Kunst, da der Schöpfer ein Abkömmling der berühmten Familie Bartholomaeus Bruyn - Braun ist. In dem Mann neben dem Kreuz, der den Schild mit dem Braunschens Wappen hält, erkennen wir aber den Maler selbst, eine selbstbewußte Persönlichkeit, in den besten Mannesjahren stehend, der wir durch diese kleine Arbeit etwas Leben zu geben versucht haben.

Quellen und Literatur

- Stadtarchiv Freiburg, Ratsprotokolle, Criminalia, Fürsten und Herren, Fürstenberg.
 Universitätsarchiv Freiburg, Urkunden und Akten der Stiftung Setrich; Untersuchungs-
 Akten IV d 9/9.
 Hans Rott, Quellen und Forschungen zur südwestdeutschen und schweizerischen Kunstgeschichte
 im XV. und XVI. Jahrhundert II (1934), III (1936).
 E. Wiepen, Bartholomaeus Bruyn d. Ä. und Georg Braun (Jahrbuch des Kölner Geschichts-
 vereins 3, 1916).
 H. Brockmann, die Spätzeit der Kölner Malerschule, 1924.
 O. Fischer, über die Sammlung Speyr in den Jahresberichten der Öffentlichen Kunstsammlung
 Basel 1928—1930.
 Wilhelm Baumeister, Die Kölner Malerfamilie Bruyn in: Jahrbuch des Kölnischen Geschichts-
 vereins 14 (1932).

Zur Bau- und Kunstgeschichte des Klosters Friedenweiler im Schwarzwald

Don Joseph L. Wohleb

Der Grund und Boden, auf dem das Kloster Friedenweiler entstand, liegt in dem Übergangsgebiet vom Schwarzwald zur Baar. Dank ihrer wirtschaftlichen Bedingungen ist die waldfreie Baarlandschaft uralter Siedlungsboden. Die zahlreichen, sippenmäßig angelegten Dorfsiedlungen der rauhen, aber gleichwohl fruchtbaren Gegend reichen in die ersten Zeiten alemannischer Landnahme zurück, nachdem schon in vorgeschichtlicher Zeit und während der Jahrhunderte der Römerherrschaft hier geschichtliches Leben sich entwickelt hatte.

Vor dem „Wald“ standen als letzte Posten des Altsiedellandes zwei große Marken, zweifellos schon in den frühen Jahrhunderten alemannischer Besiedlung zusammengeballt: im Raum zwischen Wutach und Gauchach das alte Dorf Löffingen, nördlich davon am Unterlauf der Breg das nicht minder alte, ebenso wichtige Bräunlingen. Das Waldgebiet westlich der beiden Marken, anfangs beiden ganz zugehörig, war noch im 12. Jahrhundert im wesentlichen unbesiedelt.

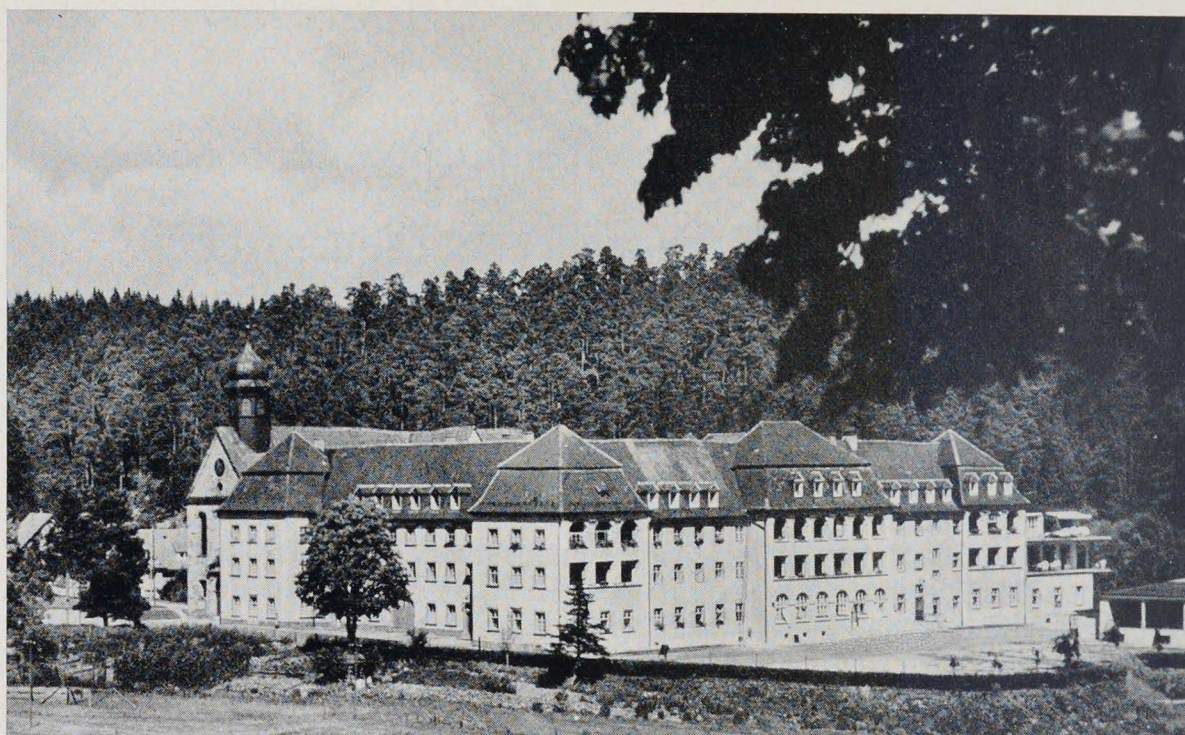
Hier setzte nun in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Gründungspolitik des für den ganzen Schwarzwald bedeutsamen Benediktinerklosters St. Georgen ein. Es erwarb durch Tausch im Dezember 1123 von dem in der Baar reich begüterten Kloster Reichenau dessen Besitz zu Löffingen und Friedenweiler mit allem Zubehör. Kurz nach 1123 wurde von St. Georgen auf dem zuvor reichenauischen Waldgut Friedenweiler, wohl einem einzelnen, größeren Meierhof, eine klösterliche Niederlassung gegründet, das Benediktinerinnenkloster Friedenweiler.

Der quellenmäßigen Erfassung der Baugeschichte des Klosters sei ein Überblick über dessen wirtschaftliche und politische Entwicklung vorangestellt¹.

Dem Kloster mußte in wirtschaftlicher Hinsicht zunächst daran liegen, sich einen ausreichenden Grund- und Vermögensbesitz zu schaffen.

Aus der Tatsache, daß 1265 durch Schiedsspruch als Grenze zwischen Friedenweiler und dem Kloster St. Peter der sanpetrinische Hof Waldau festgelegt wurde, geht hervor, daß Friedenweiler, die wohl teilweise begonnene Rodungstätigkeit St. Peters fortsetzend, im Ordnachtal neue Hofstellen aus dem Waldgebiet heraus austeilte. Es gelang ihm, hier etwa zwanzig Hofstellen zu schaffen und das Gebiet zu einem festen Bestandteil seiner Grundherrschaft zu machen. Durch Ansiedlung von Kolonisten erschloß das Kloster seit 1280 den Wald Urach und bekam damit etwa vierzig ihm dienstbare Hofstellen. In gleicher Weise wurden Hofgruppen zwischen Ordnach und Urach aus dem Wald ausgeschieden und Ende des 13. Jahrhunderts auch die Diertäler nördlich des

¹ Dgl. Karl S. Bader, Das Benediktinerinnenkloster Friedenweiler und die Erschließung des südöstlichen Schwarzwaldes. ZGORh. N. F. 52 (1939) und Veröffentlichungen aus dem F. F. Archiv, Heft 2, 1938.



Das ehemalige Kloster Friedenweiler, heute Kinderheilstätte

Aufnahme: Franck-Verlag, Stuttgart-D

Titisees voll erschlossen. Schließlich bildete der Raum Titisee, Röttenbach, Urach und Waldau den eigentlichen klösterlichen Herrschaftsbezirk. Ob der Platz, auf dem Ende des 13. Jahrhunderts Neustadt gegründet wurde, klosterreigen oder Gut der fürstenbergischen Klostervögte war, die als Stadtgründer anzusehen sind, ist nicht zu entscheiden; jedenfalls gehörte auch die später ausgeschiedene Stadtmark von Neustadt zunächst zum engeren Bereich von Friedenweiler.

So war das Kloster vom Rand des Waldgebietes her im 13. Jahrhundert tief ins Waldinnere eingedrungen und hatte mit Hilfe seiner Siedler wertvolle Kulturarbeit geleistet. In einem Teil der großen Schwarzwaldlandschaft ist somit der Landesausbau das Werk Friedenweilers.

Von seinen Vögten, den Grafen zu Fürstenberg, tatkräftig unterstützt, erwarb Friedenweiler nun auch, anderthalb Jahrhunderte nach seiner Gründung, Grundbesitz im Altsiedelland der Baar. Es orientierte sich also nach zwei Seiten: Zur lokalen Fundierung baute es das Waldland im engeren Klosterbereich aus, zur Stärkung der allgemeinen Besitzlage betrieb es aber auch den Erwerb von Gütern und Rechten im östlich gelegenen Baargebiet. Beide Entwicklungsreihen sind im Rahmen der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes nicht ohne Bedeutung. Die zweifellos wichtigere und für die Gesamtentwicklung wertvollere Aufgabe stellt die Rodungstätigkeit und die damit verbundene Erschließung wichtiger Teile des südöstlichen Schwarzwaldes dar. Indes auch die Sammlung von Klosterbesitz in den alten Marken von Löffingen und Bräunlingen diente der Verbreiterung der wirtschaftlichen und kulturellen Grundlagen. Die großen Markverbände wurden immer mehr zertrümmert. Um die angesetzten Höfe entstanden Weiler und Orte. Aus den Ursparreien mit ihren verhältnismäßig großen Sprengeln erwuchsen selbständige Kirchen- und Pfarrgemeinden. An all dem hat das Kloster Friedenweiler starken Anteil.

Im 15. Jahrhundert nahm der Aufstieg ein jähes Ende. Pestseuchen, Abwanderung in die Städte und all die sonstigen, noch bei weitem nicht genügend geklärten Ursachen führten im gesamten Gebiet des Schwarzwaldes wie auch sonst in den oberrheinischen Landen zu einer katastrophalen Verminderung der bäuerlichen Bevölkerung. Höfe und Hofstellen lagen nunmehr in großer Zahl öde und brach. Die Urbare der fürstenbergischen Vögte berichten in erschütternder Sachlichkeit von den vielen Ödungen, die gerade im Klostergebiet von Friedenweiler entstanden waren. In den Diertälern, in der Schollach, in Schwärzenbach und Rudenberg war noch knapp die Hälfte der Hofstellen besetzt, die kleinen Dörfer Weiler bei Löffingen und Waldhausen bei Bräunlingen waren ganz entvölkert. Auch die Neuzeit hat nicht mehr vermocht, diese Lücken aufzufüllen. Der Schwarzwald wäre stärker und eindringlicher erschlossen worden, wenn die Aufwärtsbewegung des 12. bis 14. Jahrhunderts Bestand gehabt hätte!

Einen Einfluß auf diese Entwicklung hatte Friedenweiler nicht. Den zahlenmäßigen Rückgang machte es auf seine Art mit. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts bewohnte den Klosterbau nur eine einzige Klosterfrau. Nach ihrem Tod übergab 1570 der fürstenbergische Klostersvogt und Landesherr Friedenweiler dem Zisterzienserorden. Die Neubesetzung übernahm das Kloster Lichtental im Oostal bei Baden-Baden. Visitationsrecht und -pflicht wurden der Abtei Tennenbach übertragen².

1803 fiel Friedenweiler mit den übrigen fürstenbergischen Besitzungen an den Landesherrn. Die zweckentfremdeten Klosträume dienten in den napoleonischen Kriegen als Lazarett, blieben dann lange meist ungenutzt, manche beherbergten zeitweilig Jagdgäste, in verschiedenen breitete sich eine Brauerei aus (Südostflügel).

Heute ist das ehemalige Kloster Kinderheilstätte der Caritas. Sorgsam betreut, finden hier ständig 300 Kinder Erholung und Genesung.

² Während aus der Benediktinerinnen-Zeit nur die letzte „Meisterin“ Dorothea Reichenbach, die am 29. Juni 1517 starb, mit Sicherheit nachweisbar ist, läßt sich die Reihe der Äbtissinnen der Zisterzienser-Zeit lückenlos aufstellen:

1. Binor (und Bunor) M. Luzia,
aus dem Kloster Lichtental, in das sie wieder zurückkehrte und wo sie 1576 starb.
2. Rufflin (Riefflin) M. Ottilia,
ebenfalls aus Lichtental, Äbtissin vom 14. Juni 1571 bis 20. März 1596.
3. Scherer M. Luzia,
von Neustadt, erwählt 1596 März 19, gestorben 80 Jahre alt 1631 Juni 12.
4. Beyer M. Anna,
aus Gengenbach, erwählt 1631 Juli 7, demissioniert, gestorben 80 Jahre alt 1662 November 26.
5. Steger M. Martha,
von Schollach, erwählt 1652 Oktober 10, Äbtissin während 33 Jahren, gestorben 1686 Dezember 29 im Alter von 82 Jahren.
6. Rottler M. Anna Ursula,
von Freiburg, erwählt 1687 Januar 3, gestorben 82 Jahre alt 1723 November 5.
7. Guglin M. Ursula,
von Rottenburg a. N., erwählt 1723 November 10, gestorben 1736 September 13, bestattet in der Gnadenkapelle.
8. Buckeisen M. Josefa,
von Freiburg, erwählt 1736 September 18, gestorben 1769 Januar 23.
9. Händtlin M. Benedikta,
von Augsburg, erwählt 1769 Januar 28, gestorben 1790 Februar 27, bestattet in der Gnadenkapelle. Wappen von 1776 an der Kanzel.
Die Äbtissinnen Guglin, Buckeisen und Händtlin wurden in der Gruft der Gnadenkapelle bestattet. Bei deren Entdeckung beim Umbau 1931 wurden die Überreste in der Pfarrkirche neben dem Ursulaaltar beigelegt.
10. Bachmann M. Säzilia,
von Berlemhof im Allgäu, erwählt 1790 März 4, gestorben 1814 Dezember 21, beerdigt auf dem Klosterfriedhof.

Die urkundlichen Nachrichten gestatten uns, die bauliche Entwicklung der Klosteranlage und das Zufließen und Wiederverlieren von Kunstgütern aller Art besser zu verfolgen, als wir zunächst vermuten möchten. Teils zeitgenössisch, teils nach älteren Vorlagen im 17. und 18. Jahrhundert zusammengetragen, für die frühe Zeit nicht immer völlig klar, lassen die in Akten und Klosterchroniken eingestreuten Notizen das Bemühen der Klosterfrauen um die Zier von Kirche und Kloster und ihren nimmermüden Beharrungswillen ahnen. Wir sehen, trotz der Glut fröstelnd, die Feuersäule ungewöhnlich häufig über dem Tal aufsteigen und die stickigen Rauchschwaden das Tal füllen. Die Frauen verzweifeln nicht, sie beginnen von vorn. Bedrängnis, welche die Bosheit der Menschen bringt, macht sie bekümmert, aber nicht verzagt, sie ersetzen Vertrautes, nunmehr Verlorenes. Was es darüber zu sagen gab, ist in schlichten, sachlichen Sätzen, ohne Wehleidigkeit, Selbstbedauern und ohne Pathos niedergeschrieben³.

Die Nachrichten über den ältesten Kirchenbau, von dem die *Chroniken* wissen, sind verständlicherweise äußerst dürftig und, da sie um 1690 niedergeschrieben wurden, ohne Bedeutung.

Die früheste Niederschrift der Gründungslegende in einer fürstenbergischen Chronik des 17. Jahrhunderts stellt ein Desperbild in einer kleinen Kapelle unweit des Reichenauischen Meierhofes Friedenweiler in den Mittelpunkt des Geschehens. Ein (geschichtlich nicht nachweisbarer) Graf Johann zu Fürstenberg habe „ein gemaurtes

³ F. F. Urkundenbuch: bezeichnet mit U unter Angabe des Bandes und der Nummer des Regests.

Mitteilungen aus dem F. F. Archiv: M mit Angabe des Bandes und der Nummer des Regests.

F. F. Archiv, Donaueschingen:
Akten Ecclesiastica.

Chroniken:	A	1452 (1570)—1736
	B	1660—1704
	C	1681—1739
	D I	1123—1736
	D II	1736—1769
	D III	1770—1796

An der Chronik A haben drei Chronistinnen Anteil. Die Eintragungen der ersten Hand enden um 1690, die zweite Hand fertigte ihre Einträge um 1705, die dritte führte sie 1759 für die Jahre nach 1723 weiter. Die Schreiberin des Chronikheftes B schildert Selbsterlebtes. Chronik C ist die zeitgenössische Niederschrift der Frau M. Agatha Zienast und Hs 635 der F. F. Hofbibliothek Donaueschingen. Auf Grund dieser Materialien und zahlreicher weiterer, heute nicht mehr erhaltener (wohl beim Brand von 1725 zugrunde gegangener) schrieb um 1759, ihre eigenen Einträge nach rückwärts ergänzend und durch sie zur Zusammenfassung vermutlich angeregt, M. Ursula Waner, geboren in Augsburg am 12. April 1725, in Friedenweiler eingetreten am 2. Juli 1741, den I. Band der Chronikfolge D. Teile der Vorlage sind gelegentlich wörtlich übernommen. M. Ursula begann auch den II. Band; 1760 setzt dort eine neue Handschrift ein. Band III zeigt verschiedene Hände. Da nach der Brandkatastrophe von 1725 Kirche und Kloster völlig neu gebaut werden mußten, gewinnen die zeitgenössischen Nachrichten aus den Jahren zuvor an Bedeutung, wengleich M. Ursula Waner, die sich zum Festhalten der Geschichte ihres Klosters berufen fühlte, nichts versäumte, vom Zustand vor dem Brand, soweit sie Anlaß hatte, über ihn etwas auszusagen, sich genaue Kenntnisse zu verschaffen. Zur Seite standen ihr dabei die Mitschwester, die den Brand (und damit auch die Zeit zuvor) erlebt hatten; auf sie als Augenzeugen beruft sie sich für die umständliche Schilderung der Katastrophe mit deren Begleiterscheinungen ausdrücklich.

Für vielfältige Hilfeleistung bin ich Herrn Archivar Hermann Wieser zu Dank verpflichtet. Liebenswürdige Beratung danke ich Herrn Dekan Bernhard Kromer, der seit 1910 die Pfarrei Friedenweiler betreut, und Herrn Direktor Ferdinand Kloß, dem Leiter der Kinderheilstätte Friedenweiler.

schöneß capellin bawen und das Marienbild in ein altar fassen lassen“. „An diese Capellen“ habe hernach der Abt Werner zu St. Georgen nach einem Gütertausch das Kloster gestiftet. Bei verschiedenen Klosterbränden sei die Kapelle mit dem „wunder-tätigen Mariabild“ stets unverseht geblieben.

Aus einer Bestätigung der Rechte, die Graf Heinrich zu Fürstenberg 1441 aussprach, geht hervor, daß die klösterliche Siedlung aus Wohnbau, Kirche und einem davorliegenden Hofgut bestand; sie waren durch einen Graben gegen das umliegende Gelände abgesetzt.

Der gesamte Komplex mit Ausnahme der Liebfrauenkapelle verbrannte an Allerheiligen 1452. Brandspuren waren „an der oberen und unteren Türe“ des Vor-Thumbschen Baus noch zu erkennen.

Die aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammende Holzskulptur des hl. Andreas in den F. F. Sammlungen in Donaueschingen stand, wie Christian Altgraf zu Salm wahrscheinlich macht⁴, einst in Friedenweiler. Sie ist demnach das älteste und zugleich auch einzige erhalten gebliebene Kunstwerk aus der benediktinischen Epoche des Klosters.

Der Wiederaufbau nach 1452 zog sich durch Jahrzehnte hin. Die Klosterregel vom 25. März 1475 verpflichtet die Frauen zum Schweigen „in dem chor, uff dem dormentorio, in dem refectorio und crüzgang“. Erwähnt werden „siechstube“, „schlafhuß“ und Pforte, 1482, bei der Weihe, waren „die Kirch“ und ein Teil des Klosters „wieder ein wenig gebaut“.

Die Kirche wird deutlich unterschieden von „Unser Lieben Frauen Kapelle“, die in einer Seelgerätstiftung von 1432 als „neben dem Gottshaus Friedenweiler“ gelegen lokalisiert wird.

Die neuerrichteten Teile beschädigte am Osterabend 1499 das Feuer wiederum. Die Frauen neigten dazu, Brandstiftung anzunehmen.

Dem nunmehr entstehenden Bau sollten zwei Jahrhunderte Dauer beschieden sein. Im Bauernkrieg blieb das Kloster von Unheil verschont, nicht aber in der Folge von der Begleiterscheinung der Reformation, der Entvölkerung der Klöster. Einen ungefähren Einblick in den Stand während der ausklingenden Benediktinerzeit gibt die Bestandsaufnahme von 1546, der einzigen überlieferten. Nach ihr scheint das Kloster geräumig und wohnlich eingerichtet gewesen zu sein. An Räumen, die über den nächsten Bedarf hinausgehen, sind genannt: Stube und Gemach des „gnädigen Herrn“, des Grafen zu Fürstenberg, die spätere „Ritterstube“, eine Gastkammer, die offenkundig in der „Tanzlaube“ lagen, dem, wie es scheint, an das Kloster angebauten zweistöckigen Gäste- und Bewirtungshaus.

Die Umwandlung des Benediktinerinnenklosters in eine Zisterzienserinnenabtei machte verschiedene bauliche Änderungen erforderlich. Aus den Jahren des Niedergangs mochten sich wohl auch erhebliche Schäden bemerkbar machen. Das Fenster im Chor der Kirche, das sich gegen den Kreuzgang öffnete — dieser lag somit neben der Kirche —, wurde mit Steinen eines „zerbrochenen Grabes“ erweitert, der Kreuzgang selbst, dessen Dach am Dreikönigstag 1573 einstürzte, bei der Konventsstube neu gebaut. Die tatkräftige Äbtissin ließ auch das Refektorium, den Kapitelsaal, den Friedhof der Klosterfrauen sowie einige Wirtschaftsgebäude gründlich instandsetzen. Ihre besondere Sorge wandte sie der Kirche zu. Sie stattete sie neu aus und versah sie mit Figuren- und Bilderschmuck. Energisch und aufbauwillig, scheint die Äbtissin der Kunst

⁴ Christian Altgraf zu Salm. Wenig bekannte Bildwerke des 13. und 14. Jahrhunderts aus dem südöstlichen Schwarzwald. BaarSchr. XXII (1950) 15—57; dort S. 37—41, mit Abb. 4.

sehr zugewandt gewesen zu sein. Die aus Dillingen, Überlingen, Offenburg, Engen stammenden Maler mögen sich ihre Aufträge in Friedenweiler geholt und im Kloster ausgeführt haben.

Die Bautätigkeit hielt zunächst auch unter der nachfolgenden Äbtissin M. Luzia Scherer an. Der alte, baufällige Glockenturm wurde abgebrochen und durch einen neuen ersetzt. Ein Brand im Mai 1600 ergab die Notwendigkeit, die obere Mühle durch einen Neubau wieder in Betrieb zu bringen; in den nächsten Jahren wandte das Kloster den übrigen Wirtschaftsgebäuden seine Sorge zu.

„Anno 1631 ist der Krieg eingefallen“. Seine Schrecken blieben der Siedlung nicht erspart, mochte sie gleich weitab von der Heerstraße liegen. Plünderungen und böswillige Zerstörungen richteten namhafte Schäden an. Da die Konventfrauen ihres Lebens nicht sicher waren, wenn das Kriegsgeschehen in die Nähe rückte und die Soldatenhaufen den Schwarzwald überfluteten, suchten sie andernorts Zuflucht. Reichte die Zeit, so fanden sie Unterschlupf in der Schweiz; brachen die Horden die feindlichen wie die eigenen. zu ihren Raubzügen jäh ein, so mußten die Wälder Schutz für Leib und Leben gewähren.

Dem Gebäudekomplex im ganzen drohte die größte Gefahr nicht durch Kriegsgeschehen, sondern durch Fahrlässigkeit: Am Christtag 1632 brach in der Kirche infolge der Gedankenlosigkeit einer Klosterfrau Feuer aus. Da es sich nur langsam ausbreitete und frühzeitig wahrgenommen wurde, konnte es erstickt werden, ehe größere Zerstörungen zu bedauern waren.

Die Aufwendungen in den Nachkriegsjahren zeigen, daß die Abtei den Krieg doch verhältnismäßig gut überdauert hatte. Die Äbtissin konnte alsbald darangehen, den Kirchenraum, der seit Jahrzehnten der Pflege entbehrt hatte, instandzusetzen, die Gottesdienstgeräte, die verschleppt und gestohlen worden waren, wieder neu zu beschaffen, sogar die Kapelle umzubauen und umzugestalten. Sie wird trotzdem noch 1681 als „gar klein“ bezeichnet. Wahrscheinlich um den neuerlichen Umbau von 1685 verständlich zu machen: die Kapelle wurde abgebrochen, vergrößert aufgebaut und 1685 wieder geweiht. Das Heiligtum mit dem wundertätigen Marienbild hatte nunmehr einen Hauptaltar und vier Nebenaltäre.

Die Äbtissin M. Martha Stegerer, die im Alter von 87 Jahren 1686 starb, also um 1604 geboren war, hatte alle bewegten Phasen des 17. Jahrhunderts miterlebt: den dreißig Jahre währenden Krieg, die Franzosenkriege der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Das furchtbare, schier nimmer endende Leid hatte sie nicht beugen können, im Sterben noch hämmerte sie ihren Mitschwestern ein: „Wenn auch das Leben rauh ist und oft unerträglich scheint — Gott ist alles wert“.

Den Platz der Heimgegangenen nahm die Wirtschaftlerin und langjährige Sekretärin, Frau M. Ursula Rottler, eine Freiburgerin, ein. Die neue Äbtissin setzte das Werk der Vorgängerin in der Richtung fort, daß sie sich um die Ausschmückung von Kirche und Gnadenkapelle bemühte. Beschafft wurden neue Altäre, zahlreiche Bilder und Plastiken. 1702 ließ sie das „Seelenkapellelein in dem Vorzeichen“ neu bauen und ausmalen, 1720 das Klausurgebäude.

Die Frauen hatten in Kriegszeiten um ihr Kloster gebangt, in den Nach- und Zwischenkriegsjahren die mühsam zusammengesparten Mittel aufgewendet, Kirche und Gnadenkapelle auszubauen und auszustatten. Sie konnten hoffen, daß das Wesentliche getan war — da stürzte alles über ihnen zusammen: Am 27. März 1725 entsteht durch einen Kaminbrand eine Feuersbrunst. Sie erfaßt das Kloster, das Wohnhaus des Geistlichen, die nahestehenden Wirtschaftsgebäude. Übrig bleiben rauchende Trümmerhaufen. Nur das Allerheiligste und einiger Kirchenschmuck konnten eben noch geborgen werden.



Madonna aus dem 17. Jahrhundert
in der Pfarrkirche

Aufnahme: Calig (Möschle), Freiburg

Erstaunlich ist nun die Reaktion. Es scheint, daß niemand daran dachte, die Trümmerstätte, was nahegelegen wäre, etwa aufzugeben. Im Gegenteil! Noch füllte der Brandgeruch das Tal, da führte die Äbtissin M. Ursula Guglin bereits Verhandlungen über die Errichtung einer behelfsmäßigen Kapelle, des Beichtigerhauses, das zunächst den Frauen als Wohnung dienen sollte, und des Gesindhauses.

Wenig später folgten weitere. Sie sollten die Baugeschichte Friedenweilers auf Jahrhunderte entscheiden.

Von der Benediktinerabtei St. Peter wurde dem Abt in Tennenbach, Friedenweilers Visitator, für den Neubau der Architekt Peter Thumb empfohlen. St. Peter hatte mit dem Baumeister zwar noch keine langen Erfahrungen — der Vertrag über die Abtragung der alten, teilweise ausgebrannten Kirche in St. Peter



Die Klosterkirche, heute Pfarrkirche

Aufnahme: Verlag Schöning & Co., Lübeck

und die Aufrichtung einer neuen am gleichen Platz wurde mit Thumb am 1. Mai 1724 abgeschlossen —, indes doch wohl recht gute. Die Empfehlungen brachten den Architekten mit Friedenweiler in Verbindung, und dieser nahm bereits am 26. Juni 1725 die Arbeit in Angriff. Durch Vertrag vom 15. Juli wurde ihm zunächst die Klosterkirche in Auftrag gegeben.

Die neue Kirche behielt von den alten Bauformen den Thor und den Verlauf der Langhauswände. Diese sollten um 5 Schuh höhergeführt und um 15 Schuh verlängert und damit der Portalgiebel nach außen gerückt werden in den Raum des bisherigen Westwerks hinein, das damit aufgegeben wird. Die Giebel der Dierung dagegen zog Thumb um die Hälfte der bisherigen Länge der Kreuzarme nach innen.

Im Juni des folgenden Jahres begann Peter Thumb mit dem Neubau des Klosters. Der am 6. Juni unterschriebene Vertrag ist nicht erhalten, dagegen der ihn ergänzende und das Bauvorhaben beschließende vom 8. März 1728. Der Grundstein der Muttergotteskapelle in der Südostecke des „Kapellenstocks“ wurde am 1. Mai 1728 gelegt. Da das aus den Flammen gerettete Vesperbild am 2. Juli 1729 in der Kapelle Aufstellung finden konnte, mögen die Bauarbeiten im Lauf des Sommers 1729 beendet gewesen sein.

Für die Ausstattung der Kirche und der Kapelle sorgten fromme Stiftungen; aus Stiftungen war auch ein wesentlicher Teil der Baukosten aufgebracht worden.

Nach der Fertigstellung des Baues fand Peter Thumb noch zweimal in Friedenweiler sich ein, 1737 um den Rest des als Sicherung festgehaltenen Baugeldes in Höhe von 150 Gulden zu reklamieren, 1741 um die Unterkellerung der Konventsstube zu begutachten.

Über größere bauliche Veränderungen wird in der Folgezeit nicht mehr berichtet, wohl aber über Maßnahmen zur Ausgestaltung und Ausschmückung des Thumbschen Kirchenraumes.

Soweit die Akten. In der Plansammlung des F. F. Archivs blieb eine Zeichnung erhalten, die über die Dor-Thumbsche Anlage und die von Thumb durchgeführten Änderungen Wesentliches aussagt (I/I/IV, 91). In einem, leider sehr verblassten, Thumbschen Plan-Entwurf für seinen Neubau sind nämlich die Mauerzüge der Kirche und der Klosteranlage eingezeichnet, die Thumb als Trümmer vorfand. Vom größten Teil der Kirchenmauern abgesehen — das Westwerk wird hier nicht angetastet; erst der Vertrag von 1725 gibt es auf —, will er alle seine Mauern neben die früheren stellen, vom alten Baukörper der Klosteranlage somit nichts verwenden.

Die Thumbsche und damit heutige Kirche weicht von der mittelalterlichen darin ab, daß die Querhausarme schmaler sind und das Langhaus — die Kirche ist einschiffig — geringfügig verlängert wurde. Die im Thumbschen Plan-Entwurf vorgesehene Verlegung der Vorder- und Rückmauer des südlichen Querschiffes unterblieb.

Quellen zur Bau- und Kunstgeschichte

Es ist am großen Thor im Eingang der Kirchen auf der linken Seiten, wie man hineingeht, ein Stein zugemauert, daran stehet die Jahrzahl also: eintausendeinhundert, welche gemeldte Zahl auf einem Grabstein in dem Vorzeichen zugehauen, aus welchem abzunehmen, daß also lang das Gottshaus möcht gestanden sein. Die Klostergründung erfolgte tatsächlich 1123.

Man hat auch von alten Leuten gehört, daß das Vorzeichen soll ein Kapell gewesen sein, unsers Herrgotts Vorkapell genannt, wie dann noch ein altes Gemäl eines Kruzifixes an der Kirchenmauer zu sehen.

Man hat von alten Leuten gehört, daß die Stifter in dem Vorzeichen sollent begraben liegen: ob dem also sei, hat man keinen eigentlichen Bericht. A. S. 1.

1441, 14. Januar. Graf Heinrich zu Fürstenberg bestätigt dem Kloster die Gnaden, mit denen seine Vorfahren das closter. goczbuß und die hoffstatt vor dem closter. als verr die tor und graben gegriffen hond. ausstatteten. U III. Reg. 305.

1452 an Allerheiligen verbrannten die Kirch samt aller Kirchenzierden die Glocken, Häuser, Scheuren samt allen Gebäuen. so dem Gottshaus zugehörig. Nichts ist überblieben dann Unser Frauen Kapell. und wird das Zeichen der obgemeldten Brunst noch in dem Eingang der obern und untern Türen augenscheinlich gesehen. Wie und wann das obgemeldte Kapell gebauen worden sei oder Unser Frauen-Altar, auch der Altar auf der rechten Seiten. der St. Anna-Altar, gebenediziert worden seie, kann man keinen eigentlichen Bericht finden. A. S. 3.

Die Chronikschreiberin vermutet, daß die Liebfrauenkapelle die älteste Anlage sei.

Anno 1482 auf des hl. Jacobi des Größern Tag. nachdem die Kirch und ein Teil des Klosters wieder ein wenig gebauen worden. ward gemeldtes Kloster und Kirch zum andern Mal geweiht zu der Ehr der Himmelskönigin Maria, der Muttergottes, wie auch der Fron-Altar; was selbiger für ein Altar gewesen. findet man nicht in den Geschriften. Aber man vermeint, der Altar auf der linken Seite gegen dem Kirchhof, so jetzt St. Katharina-Altar genannt ist, seie zuvor der Fron-Altar gewesen. Und im obgemeldten Jahr und Tag ist auch geweiht worden der Altar auf der linken Seiten in Unser Ib. Frauen Kapell in der Ehr hernachgemeldter Heiliger als nämlich St. Agatha, St. Clara, St. Barbara, St. Ottilia, St. Anna, St. Apolonia, St. Sebastiani, St. Udalrici, St. Bartholomei und St. Waldgangi. A. S. 5.

Ao. 1487 den 2. Mai ist benediziert worden der Altar in der Ehr des hl. Kreuzes und ist vormals gestanden mitten in der Kirchen. Jetzt aber stehet er auf der linken Seiten in der Kirchen und ist genannt der Heiligkreuz-Altar. In diesem Altar ist gestanden das Kreuz, welches jetzt auf dem Thor auf dem Gätter stehet. A. S. 6.

1499, den 30. martii, war der hl. Oſterabend, verbrann leider das kloſter zu dem andern Mal, doch nicht gar wie zu dem erſtenmal, und war damals die ehrw. Frau Dorothea Reichenbächin Meifterin dieſes Gottshaus. Da man aus der Kirchen ging, als man das Feuer geſegnet (Oſterfeuer!), war es noch nicht angegangen. Dann es ging des Schaffners Frau durch die Kirchen, und ehe ſie zu dem Spital kam, da ſchlug die Flamme zu dem Dach aus. Es ging im Hug oder Rauch an; meint, es ſei mit Pulver zugerüſt. A, S. 7.

1523 an St. Matthäustag oder -vorabend war der Fronaltar in der Kirchen aufgeſetzt. Die Namen der Konventfrauen ſeind am Rücken hinter deſſelben Altars geſchrieben. A, S. 8.

1525 iſt der Bauernkrieg angefangen. Dem Gottshaus iſt kein Leid widerfahren, welches wohl zu glauben, dieweil die zwei Altär in dem Oberen und Unterchor ganz unverlezt geblieben, welche zwei Jahre davor aufgericht ſeind worden. A, S. 9.

1546, 3. Februar: Inventar des Kloſters.

Item uffgeſchryben und verzeichnet, was das gotshaus Fridenwylter an gotteszierden in der kilchen, auch beſtem hausrat im kloſter hat, von der alten (verſtorbenen) maſterin inventiert in byſein des ſchultheißen von Löffingen.

In der kilchen oder der ſelben trog (Truhe) funden:

Item 4 kelch ſampt iren zugehorden, item 1 weiß damaſte meßgwand, mer 1 blauw blempt ſameten meßgwand, mer 1 rot ſeiden meßgwand, mer 1 grien ſeiden meßgwand, item 1 grien damaſte meßgwand, mer 1 rot ſamet meßgwand, mer 1 rot damaſte meßgwand, item mer 21 meßgwand, gut und bes, wullin und leinen, item 1 alb mit rotem ſamet, iſt gut, mer 1 alb mit grienen bleyt, mer 15 alben, gut und bes, item 1 chormantel, iſt ein ſchwarzer ſchamlott mit ainem perlin bild und knopff, mer 1 roter atlaſſen chormantel mit einem gulden geſtickten bild, item 2 chormantel auffſ ſchlechteſt gemacht, item 10 altartuecher, mer 10 fürhäng on und wie die altar gezierd ſind, item 4 gwurkte gute tuecher.

In der ſtuben oder reventtal (Reſektorium):

Item 10 ſilberin becher, der ain hat ain deckl, mer 2 ſilberin becher, der maſterin ſalig zugehörig geweſt, mer 20 loffel mit ſylber beſchlagen.

In m. g. herren ſtuben und gmach:

Item 4 bet, mer 2 deckbet, mer 3 pfulben, mer 2 orden kuſſe, mer 2 hautkuſſe.

Im trog:

Item 5 gſuettert decknen, mer 5 ſtülkuſſe.

Im ſtüblin:

Item 1 pfulb in der gautſchen, mer 5 kuſſe.

In der gaſtkammer:

Item 9 bet, mer 5 deckbet, mer 12 pfulben, item 47 leinlachen, in einem trog und uff den bettſtatten, mer 3 decknen.

Im trog uff der tanzlauben:

Item 3 pfulben, mer 7 kuſſin.

Item ein allmerg (Kaſten) im cruzgang geſtanden, iſt der maſterin, darin funden:

Item 24 ſtuck zin, klain und groß, ir zugehörig geweſen; mer 5 kanten, zymlich klain und groß, item 1 zynne fleſchlin, item 1 meſſiner leuchter.

Zynngſchirr, dem gotshaus und kloſter zugehörig:

Item 27 ſtuck zinnſchirr ains thails groß, ſunſt mittel meſſig, item 2 kanten, tut ain vede zwo maß, mer 3 kanten, iſt oder helt aine ain maß, mer 3 klain kantlin, mer 1 kupferin ſchwenkbeckin, item 1 eriner morſel, item 2 meſſin kanten, item 3 meſſin becken, groß, mer 2 klaine becken, item 5 meſſinleuchter.

Kuchingschirr:

Item 3 groß kessel, mer 6 klain kessel, item 10 pffannen, groß und klain, wenig gute, item 1 großer erin hasen, mer 1 klains hefelin.

In ainer zell:

Item 1 bet, mer 1 deckbet, mer 1 pfulb, mer 1 orden kusse, mer 1 hauptkusse, mer 1 serg oder deckin.

Rentmayers zell nechstbey frauw Annelies zell:

Item 4 bet, mer 2 deckbet, mer 2 pfulben, mer 2 orden kusse, mer 2 hauptkusse, mer 3 sergen, mer 1 bankkusse.

Item in trogen im creuzgang funden:

Item 77 leinlachen, mer 7 nuwer dñschlach, sind erst gewurckt worden, mer 32 dñschlachen, mer 29 zwechlen, mer 2 decknen.

In der garnzell:

Item 2 bet, mer 3 pfulben, mer 7 deckne, mer 173 rickgarn, reyßtin und eewercken.

In der werckzell im trog:

75 knuten reyßtin werck, flachs 20 knuten.

In der nuwen stuben:

Item 2 halbbettig pfulben, mer 5 kussin, klain und groß, der abgestorben maÿsterin zughorig. M I, Reg. 561.

Dem absterbenden Kloster seÿt der Graf zu Fürstenberg 1561 einen Amtmann. Dieser hat sein Wohnung gehabt in dem Gottshaus in dem Haus, so noch die Lauben genennt wird, in einer Stuben, wie man bei der Port die Stiege aufgehet, genannt des Grafen Stube. Mehr hat er inngehabt das gewölbte Stüblein, welches jeÿt neben der Abteistuben stehet. Zu derselben Zeit war die Abteistuben nur ein Rauchkami von der Kuchen herauf. In diesem gemeldten Stüblein hat gemeldter Amtmann sein Wohnung gehabt.

Im Kloster war um diese Zeit nur eine Klosterfrau mit einer Magd, die hat gewohnt in einem Stüblein auf dem Dormenter, welches jeÿt der Frauen Äbtissin Saal ist und ist der Dienerin Saal ihr Kämmerlein gewesen und die Apotheke ihr Kuchen. A, S. 11.

Die 1571 eingeseÿte Äbtissin Ottilia Rufflin hat das Gottshaus mit großen Kosten und mit Hilf ihres Konvents ganz wieder lassen aufbauen.

Die Frauen haben mit Stein-, Kalk-, Holz- und Schindlentragen mitgearbeitet, auch Mauern abbrechen helfen usw. A, S. 37.

1571, 13. Juli. Aus einem Brief des Klosters an den Grafen zu Fürstenberg:

Wenn der Graf den Klosterbau jeÿt nicht beginnen könne, so solle er doch stracks die gefährlichen Örter sperren und vermauern lassen und der Äbtissin von Lichtental behilfflich sein, den Choraltar abzutragen und das Gewölbe niederzulegen und vorläufig mit Holz zuzumachen. M II, Reg. 270.

1572, 2. Juni. Aus einem Brief der Äbtissin Ottilia an den Grafen Heinrich zu Fürstenberg:

Sie habe dieser Tage an seine Gemahlin wegen seiner Ankunft in Friedenweiler geschriben, damit sie mit ihm wegen der Klosterangelegenheiten, besonders wegen des Baus, der nicht nach ihrer Regel sei, sprechen könne. Aus Mangel an Korn und Geld könne sie nicht viel bauen. Mit seiner Zustimmung habe sie den „Chor zusammengerückt“, wodurch es etwas finsterer wurde; das wäre aber mit geringen Kosten zu beheben, wenn man das Fenster an der Kirche gegen den Kreuzgang etwas weiter und höher machte mit den Steinen des zerbrochenen Grabes in der Kirche, die doch nur zur Kirche zu brauchen seien. Sie möchte ein „Redfenster“ bei der Ritterstube, damit sie nicht jeden, mit dem sie zu reden oder zu rechnen habe, hereinlassen müsse, und einen

Brunnen in den Kreuzgarten, alles billig mit Holzwerk, herstellen, bis das Kloster etwas reicher wird. Sie habe alles so gerichtet, daß sie gleich nach des Grafen Ankunft mit dem Bau, da es jetzt warm und die Tage lang, beginnen könne. Da er aber jetzt nach Sichtental hinabreise, bittet sie, sie wissen zu lassen, was sie tun solle. M II, Reg. 291.

1573. Aus einem Brief der Äbtissin Ottilia an den Grafen Heinrich zu Fürstenberg:

Ich kann nit verhalten, daz es mir so betrüblich geht. Das dach im crüßgang by der conventstuben ist nyder gefallen an der heiligen drey kunig nacht. Mir haben vermennt, das ganz closter wölle fellen, aber Gott sey lob, daz es nix geschehen ist, das nyman keyn schadun widersarn ist. Förcht, es fell derglich mer nyder. Die steyn in der muren sont eyn teyl vom fellin zersprünge, die daz solen heben, und forchten für den crüßgang. Bitt Euer Gnaden umb hylf, rot und stür, wie ich mich darinn halten sol, uff daz, wenn der wetter eyn wenig gut würt, man kunde holz und steyn fuern, eh das man im felt schafft. Fasz. IX.

1573 hat obgemeldte Frau Äbtissin bauen lassen den Kreuzgang, welcher ganz zerfallen war mit alten verbrunnenen Mauren, auch verfaulten Dächern. Der Boden war ein tief, naß, ungereinlich Ort, der Gang unbedeckt, daß man nicht hat können wandeln. Dies hat der Konvent mit eigener Hand ausgegraben, den Grund, Stein und Sand hinausgetragen und geführt. A, S. 40.

1574 ist gebauen worden das Holzhaus, Wäschhaus, Hühnerstüb und Ställ, auch das ober Stüblin und das Schwesternstüblin, und sonst viel alte Gebäu hat man ausgebeßert. A, S. 41.

1574, 8. Februar. Begräbnis der letzten Benediktinerin M. Anna Müdlin in der Kirch bei dem Tauffstein. Wie man den neuen Tauffstein gemacht hat, wurde der Grabstein oberhalb des St. Katharinenaltars verlegt. A, S. 42.

1577 hat gemeldete Frau Äbtissin lassen bauen das neu Refectori, das Kapitel, den Beichtstuhl und der Klosterfrauen Kirchhöflein: dann zuvor waren es nur alte finstere Rumpelhäuser.

In obgemeldter Zeit hat sie lassen machen drei silberne Kelch vergültdt, auch etliche Messgewand und ander Kirchenzierd, Altartücher und Fahnen. A, S. 41.

1581, 18. Juli. Vertrag des Klosters mit Michel Scherzinger in Döhrenbach wegen des Meierhofes. M II, Reg. 514.

1582 hat die Frau Äbtissin von grundauf neubauen lassen das Gesindhaus.

1584 hat sie lassen bauen den Chor in der äußeren Kirche und die obere Bühnin von Holzwerk machen und malen.

1585 hat die Frau Äbtissin lassen malen den äußeren Chor in der Kirche, wie auch die zwei Nebenaltär in der Ehr des hl. Kreuzes und der hl. Väter Benedicti und Bernardi. Diese zwei Altär hat sie von neuem machen lassen. Was sie von dem Schreiner zu machen kostet, ist mir unwissend.

Von dem Malen hand sie nur von dem Flachmalen kost einer 40 Gulden, tut 80 Gulden. Man hat es ihm verdingt. Er war von Dillingen und hatt die ober Stuben und Kuchin im Gesindhaus. Seine Frau hat ihm kocht.

Die vier Bildnussen samt dem Blumwerk an den Wänden im äußeren Chor der Kirche haben 10 Gulden kost, die vier Bilder im Ölberg 14 Gulden, das hölzerne Monstranzhäufelin 1 Gulden 5 Bazen; das hülzene Grab auf dem Chor kostet 2 Gulden 10 Bazen, das Weihnachtswieglein 1 Gulden 5 Bazen, die zwei oktaven Schrein 2 Gulden, die große Tafel zu oberst auf dem Chor in dem hintersten Altar Sanct Anna Geschlecht kostet 2 Gulden 10 Bazen, ein Tuch für das Sacrarium 12 Bazen, für Fahnen zu malen, auch drei Tücher, ein Kreuz auf ein Messgewand und sonst etliche Täfelein haben miteinander kost 23 Gulden, item die Scheidung auszustreichen 1 Bazen 5 Pfg. usw. — summariter 128 Gulden 8 Bazen 5 Pfg. A, S. 45.

1585 hat sie auch lassen bauen viel Zellen und die Betstühl auf dem Chor, die neue Kanzel, den neuen Taufstein, und den Chor hat sie auf beiden Seiten erweitern lassen, wie an den neuen Dielen zu sehen ist.

Die Kammer auf der Laube wie auch die hinter Stuben und Kammer und auch sonst viel alte Gebäu hat gemeldte Frau wieder erneuern lassen. A, S. 48.

1591 hat obgemeldte Frau Äbtissin lassen schnitzlen die drei Bilder zum St. Bernardus-Altar, auch St. Sebastiani, in den Heiligkreuzaltar, und sonst hat sie auch viel Bildlein und Täfelein lassen malen und austreichen, durch einen Maler von Überlingen mit Namen Isaias Mader.

Weiter hat gen. Frau lassen malen das große Kreuz bei den Glocken, auch etlich Jesusknäblein von einem Maler zu Offenburg mit Namen Martin Nidinger, und hat sie Galle Reiner, Hutmann im Isenbach, geschnitten.

Der Beichtvater Bartholomäus Kuchlin hat auch lassen malen zu dieser Zeit das Hungertuch.

Die Frau Äbtissin hat auch etliche Jesusknäblein kauft und lassen schneiden. Die hat ein Maler mit Namen Ludovicus Knobloch gefaßt. Daran hat man ihm zu kaufen geben ein Regal, dann er ist auch ein Organist gewesen⁵. A, S. 65.

1592. Ein Besuch aus Luzern schenkt zwei hohe silberne Kredenzbecher.

Um diese Zeit ließ die Äbtissin machen die große Heiltumbtasele mit den gemalten Flügeln, und hat diese Tasele gemalt die geistliche Frau Maria Magdalena Schiner, eine Konventfrau des Klosters Rothausen (bei Luzern; während des Umbaus der Rothausen Klosteranlage, 1588—1592, nahm Friedenweiler einige der Klosterinsassen auf). A, S. 51.

1592 erhält das Kloster die auf Schloß Wartenberg abgängige Orgel, die man wieder durch einen Orgalisten von Markgrafen-Baden mit Namen Isak Weber zurechtstimmen und aufsetzen hat lassen. A, S. 59.

1598 ist die mittel Glock, genannt die Chorglocken, gespalten. Derowegen man die ander hat müssen lassen gießen vonwegen der Pfarr. Sonst hat man ordenshalber nur zwei, und ist die, welche jetzt die mittel, die größte gewesen. Die Glocke zu gießen und auch zu hängen, die neue samt den alten, ist dem Meister Hanns Reblin seligen zu Dillingen verdingt worden. A, S. 81.

In diesem Jahr ist auch ein neuer Glockenturm gebauen worden, dieweil man besorgt, der alte Turm, welcher ziemlich faul und schwach, werde den Last der neuen Glocke nicht mögen tragen. Er ist ganz abgebrochen und ein neuer an seine Statt gesetzt worden, welcher mit zweien großen hülzernen Säulen ist unterzogen worden, wie in der Kirch zu sehen. Der Zimmermann oder Baumeister ist gewesen der Galle Tritscheler von Röttenbach, ein frommer, gottesfürchtiger Mann, und man hat drei Tag an dem Zimmer aufgerichtet und die Hölzer mit Seilern aufgezogen, durch die Bühne, wie man das Osterbild aufziehet an der Auffahrt, etliche bei den Glocken. Große Gefahr hat man darbei ausgestanden.

Der Turm hat kost an Geld 50 Gulden. Man hat den Werkleuten auch zu essen geben. Zu decken hat er kost an Geld 30 Gulden, und hat ihn decket Caspar Siner selig aus dem Eysenbach und hat ihm sein Sohn Hannß Siner mit anderen Gesellen geholfen, mit welchen auch das Gerüst gebrochen; seind aber durch die Gnade Gottes ohnverlezt

⁵ Der vermutlich aus Engen stammende Maler Ludwig Knobloch war auch als Musiklehrer tätig: Am 31. Mai 1596 verabredet mit ihm das Kloster Amtenhausen, daß er „den zwei jungen Konventfrauen noch bis Weihnacht, nämlich jede Woche zwei Tag, in den Choral auf dem Regal oder Orgel instruieren und lehren solle“. Als Lohn erhält Knobloch 15 fl. und 1 Malter Fesen. F. F. A.: Amtenhausen, Klosterakten XXI b, Protokoll 1596.

herabgefallen. Gemeldter Sohn Hannß Siner hat damalen das Kreuz samt dem Hahnen auf den Turm gesteckt. A, S. 83.

1599 ist die neue große Glocke von obgemeldetem Meister Hannß Reblin von Dillingen gehängt worden zu den zwei alten Glocken. Die neue und größte Glocke wiegt 13 Zentner und 54 Pfund (Johannesglocke). A, S. 85.

1600, 2. Mai. Brand der obern Mühle. Beim Neubau ist Galle Melcher, welcher auch den Glockenturm gebauen, Bau- und Spannmeister gewesen. Baukosten 250 Gulden.

1602 Neubau der untern Mühle und der Säge, wie auch der Wasserzuleitung, ebenfalls durch Melcher; Kosten 200 Gulden. 1604 Neubau des obern Meierhofes durch Galle Melcher (200 Gulden), 1611 des Wirtshauses (310 Gulden), 1613 ff. Anlage eines Fischweihers. A, S. 86, 94, 95.

1614. Einbruch in die Kirche durch das Fenster neben dem St. Katharinenaltar bei dem Taufstein. Geringe Diebstähle, mehr böswillige Beschädigungen. Einbruch in die Kapelle durch das Fenster neben dem St. Agathenaltar. Die Instandsetzungen erfordern 26 Gulden. A, S. 105.

1622 ist die (1592 geschenkte) Orgel wieder erneuert worden und das Orgelhäuslein unter sich gelassen und erweitert worden. Dies Werk hat erneuert ein wohl-erfahrener Meister mit Namen Hanns Geörg von Genua. Hat stattliche Werk an vielen Orten gemacht; ist aber unter der Zeit mit Tod abgangen, ehe es zu End gericht. Also hat es der Ochsenwirt von Überlingen gar ausgemacht⁶. Und sind von beiden Meistern, so daran gearbeitet, auch mit dem Bildhauer, mit Essen und Trinken Kosten aufgangen auf die 6 oder 700 Gulden. A, S. 115.

1622 hat die Frau Äbtissin lassen malen den Altar hinter unseren Chor. Daran seind alle Klosterfrauen gemalt, welche zu derselbigen Zeit gelebt. Es hat ihn gemalt ein Maler von Offenburg mit Namen Hanns Caspar Nidinger und hat kost ohn das Essen 13 Gulden an Geld.

Sie hat auch lassen malen den Altar im Kreuz, wie auch die Tafeln an der Wand und das Kreuz. A, S. 116.

1631 ist der Krieg eingefallen, also daß man mehr in fremden Orten hat müssen sich aufhalten als im Kloster, und ist das Kloster etliche Mal auf den Grund ausgeplündert worden etliche Jahr. A, S. 125.

1632 ist der Christtag an einem Samstag gewesen. An gemeldetem Tag hat eine des Konvents einen Wachsstock nach der Meß nicht recht ausgelöscht; nachdem ist man zum Essen gangen. Unterdessen ist das Licht von dem Wachsstock herabgefallen, also daß die Tücher im Betstuhl angangen und die gemalten Brief, und hat das Feuer in einer Stund überhand genommen, daß zwei Betstuhl mit allen Türen, Bildern und Büchern, so darinnen gewesen, ganz verbrunnen, auch etliche Dielen, darauf sie gestanden, und etliche Staffeln an der langen Stegen, wie man auf den Turm geht. Wie der Konvent mit dem Tischsegen durch den Kreuzgang ins Kapitel gangen, haben sie ein groß Krachen gehört auf dem Chor. Haben nicht gewußt, was es ist. Da ist eine gelaufen zu sehen, was es sei. Da sie die Thortür aufgetan, hat sie nichts mehr gesehen vor dem dicken Rauch. Ist sie gleich den Glocken zu gelaufen und hat Sturm geschlagen. Da ist man gleich zugelaufen und hat wieder gelöscht. Wann es noch eine Viertelstund wäre angestanden, so wär das Feuer bis hinauf ins Dach kommen. A, S. 133.

⁶ Karl Obser weist in „Quellen zur Bau- und Kunstgeschichte des Überlinger Münsters“ (Festgabe der Bad. Historischen Kommission, 1917) nach dem Ratsprotokoll von 1615 als „Ochsenwirt von Überlingen“ den Orgelmacher Hans Neuknecht nach. Dieser ist der Mitarbeiter seines Bruders Anton Neuknecht beim Bau der Orgel in Salem 1596 und wird mehrfach im Zusammenhang mit den Überlinger Münsterorgeln genannt. Obser, S. 214.

1633 während der Flucht der Frauen auf den Brend sind die Soldaten in Trenbach (Krähenbach) kommen und haben die (geflüchteten) Reistrugen aufbrochen, haben Unser Ib. Frauen Röck, auch ihre Schleier, Kelchtüchlein und zwei Kelch, etlich Geld und silberne Löffel genommen. Das ander haben sie hinweggeworfen, nämlich etliche Meßgewand und Altartücher. Hat man uns wiedergebracht. A, S. 137.

1633. Plünderung des Klosters. Die Soldaten haben die Better verhauen, die Strohsäck und Ziechen mitgenommen, die Federn im Hofgarten und ganzen Kloster herumgestreut, die Gläser in der Apotheke verschlagen, die Büchsen mit Latwergen ausgefressen und mit ihrem Unrat gefüllt, auch Unrat auf den Thor gemacht und das Heilium aus dem Kapellein Coretto genommen und dareingedrückt. A, S. 143.

1634 nach Bernhardustag abermalige Plünderung. A, S. 148.

1639, 5. September, haben etliche Soldaten das kleine Türlein im Vorzeichen aufgesprengt. A, S. 173.

1652. Die Äbtissin hat lassen bauen ein Kapellein auf dem Schilling (Waldhöhe über Friedenweiler) zu Ehren der Muttergottes wie auch des hl. Wendelin und Clop (Eligius). Sie hat auch lassen machen den großen Tabernakel auf dem Hochaltar in der großen Kirchen, wie auch zwei neue Altär in die Kirche. A, S. 184.

1653 hat die Frau Äbtissin ein neu Fenster in der Kirche neben dem Thor, wie auch ein zweifach U. Ib. Frauen-Bild im Rosenkranz mit den fünfzehn Geheimnissen machen lassen. Sie hat auch viel in der Kirche lassen erneuern und verbessern. Mehr hat sie lassen machen einen neuen Kelch, eine silberne und verguldete Monstranz wie auch 1652 U. Ib. Frauen-Kapellen erneuern und erweitern. Dazu hat sie auch lassen machen oben in der Kapell eine andre Kapell mit einem schönen Bild (Geißlung), welche zuvor alte, finstere, zerfallene unnützliche Gebäu gewesen. A, S. 195.

1670, 9. März. Gräfin Maria Magdalena zu Fürstenberg geb. Gräfin von Hanau stiftet für eine Grabstatt in der Kapelle zu einem ewigen Jahrtag 500 Gulden Kapital. Fasj. XVIII.

1680. Stiftungen in die Eb. Frauen-Kapelle: Blatt: Dreikönige, Schutzengelbild und -altar, St. Josephsbild. h.

1681, als ich das erstemal bin hiergewesen, ist die Kapellen der Muttergottes gar klein gewesen, hat neben dem Altar der Muttergottes nur zwei kleine, schlechte Altärlein gehabt. Das Chörlein für die Klosterfrauen ist kaum so breit gewesen, daß sechs oder sieben Personen haben nebeneinander kneien können. Also ist es kümmerlich für alle Platz gewesen. C, Bl. 8.

1683, den 30. Juni, hat man U. Ib. Frauen Kapellen abgebrochen, weil sie zu klein war. Den 28. September ist der neue Bau vollendet und hernach den 8. Oktober an einem Samstag das gnadenreich Bild an sein voriges Ort gestellt worden. B.

1684 ist der hl. Dreikönig-Altar aufgerichtet worden. Das Blatt hat uns verehrt Abt Romanus des Gotteshauses St. Blasii. B.

1685, 15. Mai: Altarweihe in U. Ib. Frauen-Kapelle. Geweiht wurden der Hauptaltar und vier Nebenaltäre. B.

1686 hat die Gräfin Magdalena zu Fürstenberg den Tabernakel in U. Ib. Frauen-Kapellen vergulden lassen. Hat kostet 11 Gulden. B.

1686 im Monat Juli hat Pater Martinus Holdermann das Kapellein auf dem Schilling, welches durch das leidige Kriegswesen von den Hin- und Herstreifenden übel verwüstet, wieder ausbessern und das Vorhöflein machen lassen, auch zwei Tafeln darein verehrt.

16. August: Zurückbringung des wegen des Krieges in das Kloster geflüchteten „uralten und wundertätigen Marienbildes“ auf den Schilling. B.

1686, 29. Dezember: Tod der Äbtissin M. Martha Steger, gebürtig in der Schollach, 82 Jahre alt, Äbtissin während 33 Jahren. Besondere Verdienste: Erneuerung und Erhaltung von Kirche und Kapelle, Bereicherung mit schönen Zierarten: mit Monstranz, Ciborium, zwei Kelchen, dem „großen und schön hangenden Bild in dem Rosenkranz“, den zwei Nebenaltären im Chor, dem Tabernakel, den vier großen Schreinen in der Kirche und vier kleineren in der Kapelle, dem gnadenreichen Bild unseres Herrn an der Säule, dem schmerzhaften Marienbild auf der Seite. B.

1689 faßt der Löffinger Maler Matthäus Huber die Figuren des hl. Josephs und des hl. Schutzengels um 55 Gulden. D I, S. 237.

1690. Stiftung in U. Ib. Frauen-Kapelle: Blatt zum St. Annenaltar. B.

1693: Erstellung eines neuen Hochaltars für die Gnadenkapelle. Die Schreinerarbeit kostet 100 Gulden.

Die hl. Dreifaltigkeit, st. Benedikt, st. Bernhard, die Engel und kleine Bildlein vom Bildhauer Adam Faller aus dem Fahlengrund haben gekostet 54 Gulden. Der Hochaltar ist von Maler Martin Meinradt von Dillingen gefaßt worden⁷.

Die Gesamtkosten (Gold 84 fl., Kreide, Öl usw. Bargeld 55 fl., Trinkgeld 3 fl.) betragen 184 Gulden. D I, S. 238.

1693 sind die großen Tafeln in der unteren Kirche gemalt und aufgehängt worden, und zwar das Bildnis U. Ib. Frau, Johannes Baptista, die Apostel Petrus und Paulus, Andreas, Jakobus der Mehrere, Johannes der Evangelist, Philippus, Bartholomäus, Matthäus, Thomas, Jakobus der Kleinere, Simon, Judas Thadäus, Matthias.

Sie waren Stiftungen verschiedener Wohltäter und kosteten je Stück 5 Gulden. B.

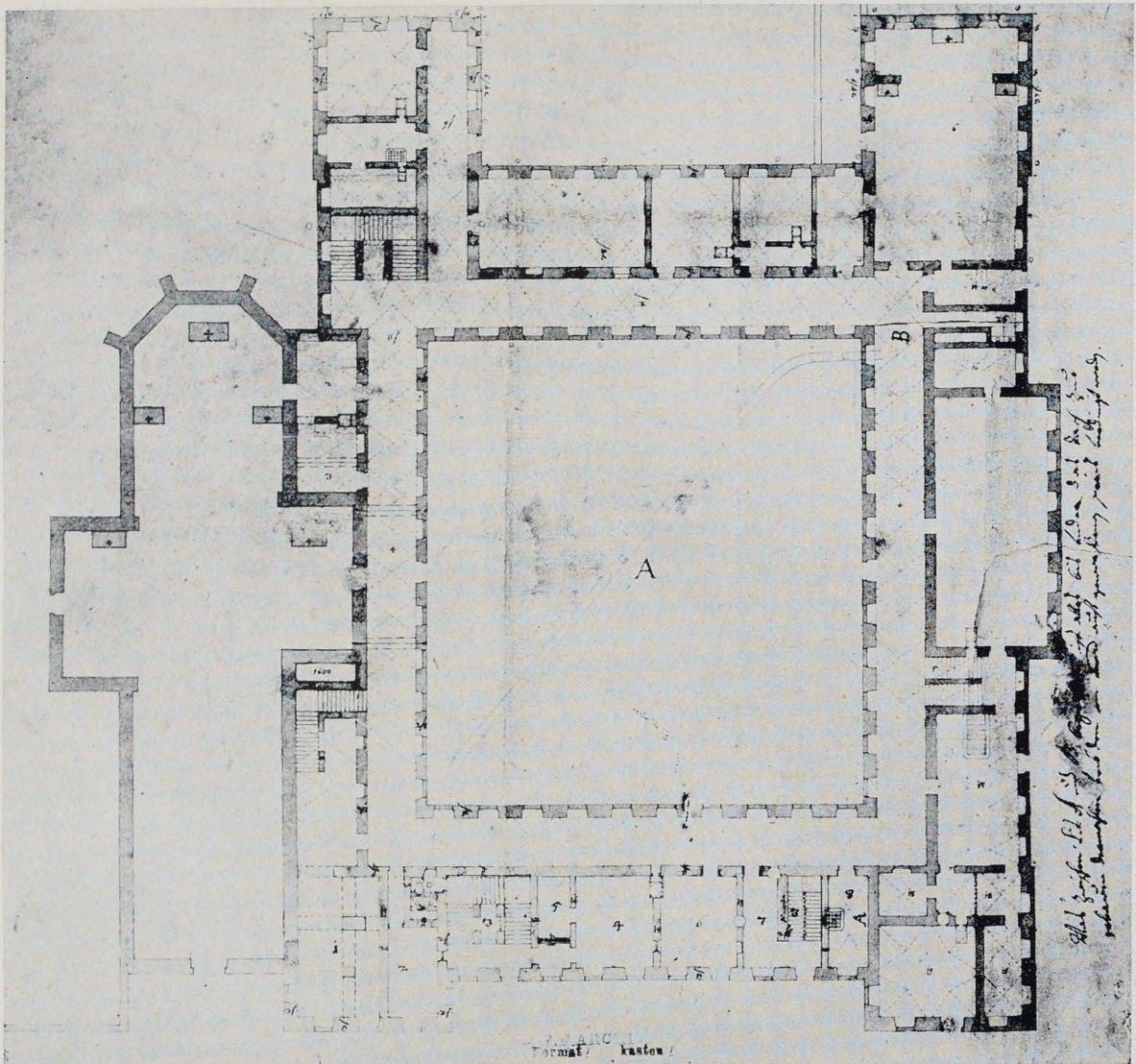
Dor allem aber hat die Äbtissin machen lassen zu Augsburg die große silberne Monstranz, so aus der Brunst 1725 errettet worden. Diese wiegt an Silber samt der eisernen Stange 11 Pfund. Sie kostete 1100 Gulden. D I, S. 238.

Neustadt, 2. Februar 1698. Graf Anton Maria Friedrich zu Fürstenberg läßt mitteilen, er wolle den St. Josephsaltar fassen lassen, „worzu 20 Bücher Gold à 3 Gulden erforderlich“. Dabei solle „Dero Wappen in solchen Altar“ gesetzt werden. Fasß. XXII.

Bauten und Leistungen unter der Äbtissin M. Ursula Rottler von Freiburg (1687 f.):

Hauen- und Fassenlassen des Josephsbildes für den Altar. „Das Bild des hl. Schutzengels hat vom Bildhauer und Maler kostet 50 Gulden, der Altar vom Schreiner, welcher aufgerichtet worden 1690 den 29. aprilis, hat kost 70 Gulden, item die kleinen Bildlein 9 Gulden“. „Item der St. Anna-Altar, vom Schreiner Andreas Klaißer im Eisenbach gemacht, ist aufgerichtet worden 1690 den 23. August, kostet 60 Gulden, die kleinen Bildlein 3 Gulden“. „Item die zwei großen Blätter St. Josephs und des hl. Schutzengels von dem Maler zu Löffingen Matthäus Huober gefaßt haben gekostet 55 Gulden. Item ao. 1693 ist der Hoche Altar in der Gnadenkapelle gemacht und aufgerichtet worden, hat kost vom Schreiner 100 Gulden. Die hl. Dreifaltigkeit, st. Benedictus, st. Bernhardus, die Engel und kleinen Bildlein, vom Bildhauer Adam Faller aus dem Fahlengrund, kosten 54 Gulden. Dieser Altar ist vom Maler Martin Meinradt von Dillingen gefaßt worden, hat Gold herzu gebraucht 28 Bücher, haben kostet 84 Gulden, 15 Pfund Kreiden, brännten Wein und Nußöl 4 Maß, 25 Pfund Leim, neben dem Herrentisch, bei dem er ein halb Maß Wein gehabt, und dem Abendtrunk, an barem Geld 85 Gulden, Trinkgeld 3 Gulden. Alle Unkosten gerechnet, kummt die ganze summa dieses Altars von dem Maler 184 Gulden“. B.

⁷ Der Bildhauer Adam Faller ist in den Kirchenbüchern von Gütenbach nicht nachweisbar. — Meinradt ist vermutlich auch der Maler der 22 Gemälde von fürstenbergischen Orten und Schlössern, die sich in Heiligenberg befinden. Sie entstanden um 1690; als Herkunftsort des Malers wird dort Hüfingen angegeben.



Peter Thumbs Pläne und Entwürfe für den Kirchen- und Klosterneubau
A. Erdgeschoß

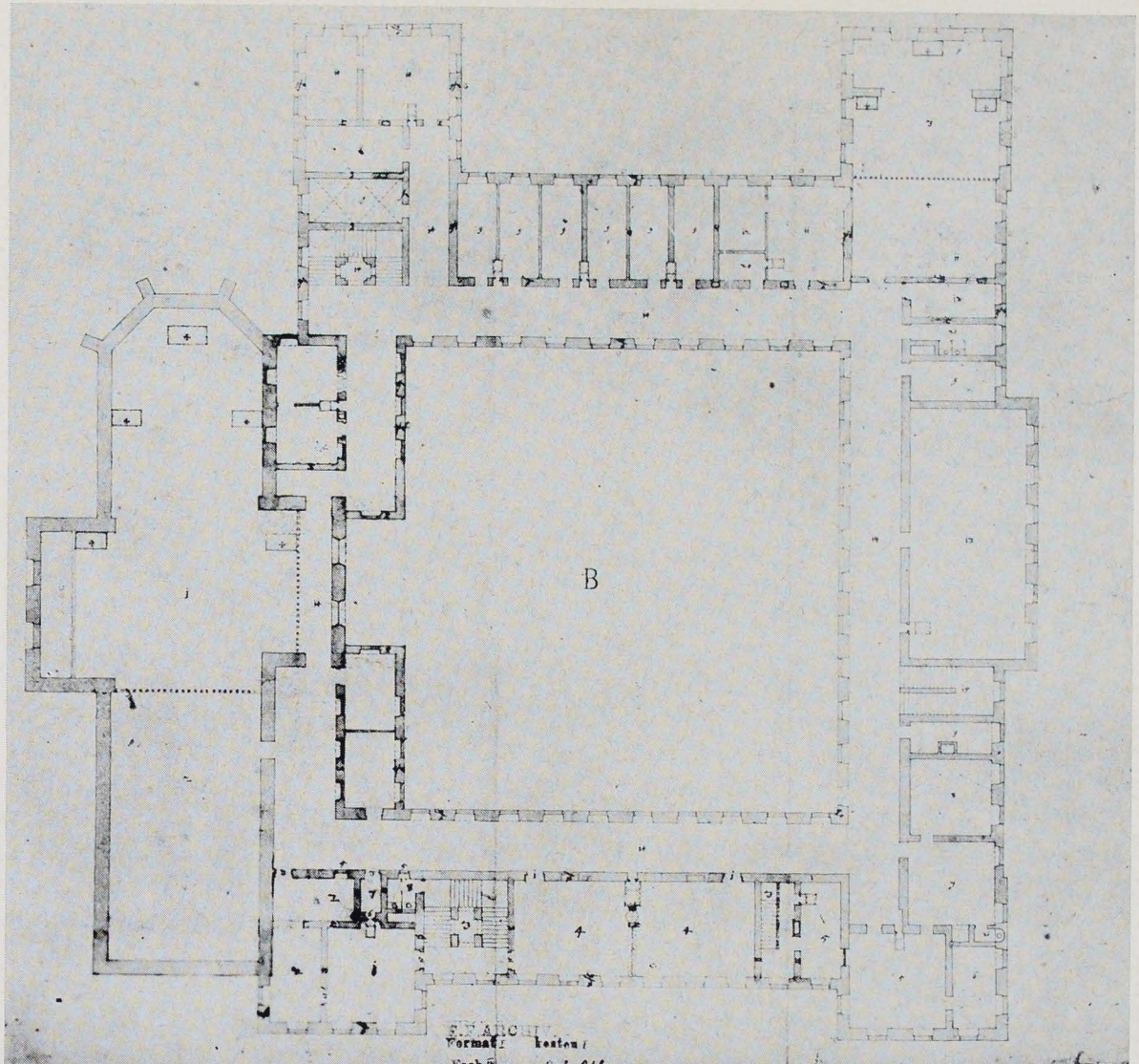
Aufnahmen: Calig (Möschle), Freiburg, Originale im F. F. Archiv in Donaueschingen

1700: Stiftung in U. Ib. Frauen-Kapelle: Den Dreikönigsaltar hat Augustinus Finckh, Abt des Gotteshauses St. Blasien, durch seinen Maler in Bonndorf fassen lassen. B.

1702 ist das Seelenkapellelein in dem Vorzeichen von Grund aufgebauen und gemalet worden. B.

1720 den 8. April ist der Orgelmacher von Herrenberg, welcher die katholische Religion angenommen, Johann Georg Füscher, allher kommen, ist neun Wochen hier gewesen und hat die Orgel verbessert. Er kam von St. Peter. Dann der Orgelmacher hat sich damalen in St. Peter aufgehalten, willens geistlich zu werden; jetzt ist er aber zu Freiburg verheiratet. B.

1723, 5. November: Tod der Äbtissin M. Anna Ursula Rottler. Sie hat die Gnadenkapell U. Ib. Frau erweitern und fünf große Altär darein machen lassen, auch zwei schöne



B. Mittlerer Stock

neue Altar in der großen Kirche, wie auch die schöne große Monstranz. Kurz vor ihrem Tod ist auch das vorhabende Klausurgebäude und Redgätter völlig ausgemacht worden. A, S. 258.

Die Leiche der Äbtissin wurde von der Kirche aus über den großen Kirchhof in die Kapelle getragen, um sie nach dem Verlangen der Verstorbenen allda in das Gewölblein zu begraben, allwo auch die Frau Gräfin Anna Magdalena zu Fürstenberg geb. Gräfin von Hanau ao. 1670 auf deren Begehren ist eingelegt worden. A, S. 260.

1725, 27. März, bricht beim Kuchelkamin ein Brand aus. Es stehen Kloster, Beichtigerhaus, Gesind- und Wirtshaus im völligen Feuer, und war nicht mehr zu halten noch zu retten.

Alle Gebäude gingen in Flammen auf. Gerettet wurde nur „das miraculos Marienbild in der Kapelle“ und einiger Kirchenschmuck.

Kurze Nachrichten: Um zwölf Uhr stürzte das Kreuz vom Turm herab, einem hohen Spitzurm. Ein Bote holt den Visitator, Pater Prior Desiderius aus Tennenbach, der

Sechstens liegt ihm ob, die Kirch mit Latten, und zwar im Kreuz mit einer Kuppen, zu gewölben und noch über das Gewölb einen Streif Boden zu legen, damit die Bühne brauchbar werde.

Siebtens hat er diejenige Ort der Kirch, wo nicht mit Plättlein belegt werden, mit Dillen zu belegen und den Rost darzu selbst zu machen und zu raumen; jedoch aber weil die Kirch inwendig um einige Schuh erhöht werden solle, als wird die Ausfüllung in des Gottshauses Kösten beschehen.

Achtens ist verakkordiert, daß er die hölzene Gewölb sauber verblenden, vergipsen, auch auf die Kirch ein saubern Turm mit einer italienischen Kuppen samt Glockenstuhl darin machen und dieses alles gut und wahrhaft sein solle.

Neuntens weilen man in dergleichen Gebäuverdingnussen selten alles genugsam spezifizieren kann, als ist zur Verhütung alles Streits verabredet, daß er, Herr Baumeister, alles dasjenige, was die Ausfertigung dieser Kirch sowohl an Zimmer-, Maurer-, Steinhauer- und Gipsarbeit — jedoch dieses nur glatthin — erforderet, machen und in vollkommenen Stand setzen solle, der Kirchenstühlen und Kanzel allein ausgenommen. Zur obiger Arbeit verspricht man ihm zu geben Pickel, Schaufeln, Karren, Tragbennen; hingegen zwei Spiz, auch andere Steinhauer- und Maurerinstrumenten solle Herr Baumeister in eigenen Kosten anschaffen.

Für diese alle obgemeldte Arbeit seind ihm von dem gnädigen Herrn Visitatore nomine des Gotteshauses Friedenweiler zu bezahlen versprochen worden 1800 fl., das ist achtzehnhundert Gulden rheinisch, worvon aber die vom Gottshaus Friedenweiler während der Arbeit nehmende Früchten, Speis, Trank und andere Eßwaren in ordentliche Abrechnung kommen sollen.

Unterschriften und Siegel: Leopoldus Abt, Maria Ursula Äbtissin, Peter Thumb.

Ecclesiastica.

1725, 18. November: Weiße der Kirche, weilen ein merklicher Teil neugemauert worden.

A, S. 298.

1726, 12. Juni: Die Zimmerarbeit für den ersten Stock und jene der Muttergotteskapelle wird Franz Carl Träncklein, Zimmermeister von Ettenheimmünster, zugewiesen.

Ecclesiastica.

1726, 22. Juni, hat man den Anfang an dem neuen Kloster gemacht. Baumeister war Herr Peter Thum. Der Anfang ist gemacht worden an dem Stock, wo jetzt die Kuchel und Konvent ist. Hat das beste Fundament gestanden, sodaß an etlichen Orten kaum 5 oder 6 Schuh tief zu graben war.

A, S. 305.

1726, 4. Juli: Grundsteinlegung.

Der erste Stein wird gesehen an dem Eck der Konventsstuben, der vorstoßt gegen dem Spicher. Im Stein seind etliche unterschiedliche Geld und Namen eingeschlossen; diese seind eingeschnitten in drei zinnene Plättlein oder Täfelein, jedes eine kleine Hand breit, mit lateinischen Buchstaben. Die Jahreszahl 1726 ist äußerlich sichtbar an dem Eckstein.

A, S. 305.

Die „Plättlein“ fanden sich anlässlich einer Instandsetzung im Oktober 1927 im Grundstein des Klosters. Die Gravierung der Bleitafeln besagt:

Anno 1726 4 to Julij lapis fundilis huius Structurae abs . . . Domino Leopoldo Münzer . . . monasterii de Porta Coeli vulgo Thennenbach . . . Abbate et visitatore ordinario . . . sub regimine Dominae Mariae Ursulae Guglin Rottenburgensis . . . huius futurae domus abbatissae . . . positus est . . .

Den Tafeln lagen rund dreißig Kleinmünzen bei.

Fasz. XXIII.

Den 16. Juli 1726 hat man das neue Kreuz, welches 7 Schuh hoch, auf den neuen Kirchturm gesteckt. Den Schlossern und Schmieden hat die Frau Äbtissin was Guts zu essen und trinken geben.

D I, S. 313.

1726, 18. Oktober: Weihe der vier neuen Altäre zu Ehren des hl. Benedikt, des hl. Bernhard, des hl. Kreuzes und der hl. Ursula in der Kirche. D I, S. 315.

1726, 16. November, sind zwei neue Glocken von Tennenbach abgeholt worden, die unser Beichtiger von den zerschmelzten Glocken und andern zerschmelzten Sachen, die wir zusammengesucht, gesäubert und hinabgeschickt hatten, hat gießen lassen. Wie der Turm gar fertig gewesen ist, hat man auf dem Kirchhof zwei hohe Balken oder Gerüstbengel vom Boden bis ans Dach aufgerichtet und die Glocken daran aufzogen. Ein Schlosser ist darauf geseßen, damit sie nicht über die Balken hinausschwanken, bis unter das Dach oder Läden, wo sie hineinmüssen. Der Glockengießer mit Namen Pelagi ist nicht hinweg, bis alles gehängt und im rechten Stand gewesen. — Die große Glocke heißt Maria Ursula und wiegt 7 Zentner, die kleinere Anna Magdalena hat 3 Zentner 35 Pfund.

Als der Glockengießer von hier abgereist Dillingen zu, hat ihm die Äbtissin zu Freud und Angedenken die große Glocke läuten lassen, soweit er's hat hören können, fast eine Stund. A, S. 305.

1727, den 25. Oktober sind wir aus dem Beichtigerhaus (Notwohnung) in das aufgebaute neue Kloster eingezogen, eine jede in ihre neue Zelle. A, S. 316.

1728, 8. März: Vertrag des Klosters mit dem Baumeister Peter Thumb über den „Kapellen- und daranstoßenden Klosterstock“.

Zwischen dem Gottshaus Friedenweiler und dem ehrengedachten Herrn Peter Thumb, Baumeister, ist wegen aufzuführen habendem überigen Rest des wirklich stehenden Stocks gegen die Mühle und alsdann den Kapellenstock bis an die Kirchen stoßend laut des den 8. Martii 1728 beiderseits angenommenen und unterschriebenen Friedenweilischen Klosterssches nachfolgender Verdingkontrakt beliebt und geschlossen worden:

Er, Herr Baumeister, solle diesen verakkordierten Rest des zum Teil stehenden und zum Teil neu aufzuführen habenden Kapellenstocks nach ebendenjenigen Punkten, welche dem ersten Kontrakt dato Tennenbach den 6. Junii 1726 über den wirklich stehenden Stock gegen der Mühle inseriert und einverleibt, auch selbe neuerlich hier einzuführen unnötig zu sein erachtet worden, durchaus in Maurer- und Gipsarbeiten dauerhaft herzustellen, wo hingegen ein Gottshaus Friedenweiler ihme, Herrn Baumeister, zu bezahlen sich anbietet und verspricht 3350 fl., sage dreitausenddreihundertfünfzig Gulden rheinisch, doch also daß der erstere dies laufende 1728. Jahr ihme, Herrn Baumeistern, daran nebst seiner annoch zu fordern habenden Praetension und Darreichung der nötigen Früchten, Salz und Schmalz nach Inhalt des obangezogenen erstern Kontrakts in barer Darschießung reichen werde 1000 fl. rheinisch.

Ecclesiastica.

1728, 8. März: Barthle Ganter, Zimmermeister aus dem Grünwald, beginnt die Zimmerarbeit zum „Kapellenstock“ und zum „gegen die Mühle stehenden Stock“.

Ecclesiastica.

1728, 1. Mai: Weihe. Grundsteinlegung der Muttergotteskapelle. Der Stein liegt an dem Eck gegen dem Spicher. A, S. 319.

1728, 18. Oktober: Weihe eines neuen Glöckleins in die Kapelle. Da es einen unangenehmen Klang von sich geben, hat man es dem Glockengießer wieder zugeschickt nach Waldshut, solches anders zu gießen.

Neue Weihe: 1729, 1. Juli.

A, S. 322.

1729, 2. Juli. Einsetzung des alten, vom Brand verschonten Desperbildes in die Marienkapelle. Gleichzeitig Weihe der Kapelle mit zwei Seitenaltären und des Klosterfriedhofes.

Weilen das Klostergebäu den Platz der Begräbnis der Klosterfrauen eingenommen und nur ein klein Plätzle zu sechs oder sieben Gräbern geblieben, ist jetzt ein wenig von dem weltlichen Kirchhof darzukommen, auch ein Stücklein von dem sogenannten Schwesterngarten samt dem Weg, so in die alte Kapelle gingen. In der Mitte steht ein Stein, fast ein Schuh hoch, worauf ein Kreuz gehauen zum Zeichen. A, S. 323 f.

1731, 17. April: Weihe der Kirche und des neuen Hochaltars „in der Ehre der Himmelfahrt der Muttergottes Mariae“.

Den (von dem Dillinger Meister Anton Josef Schupp und seinem Sohn Ignatius 1720 geschaffenen) Hochaltar hat das Gottshaus St. Georgen in Dillingen uns verehrt. Dieser Altar, der zwar nicht mehr in ihre Kirche getaugt, ist so sehr groß gewesen, daß man für unsere Kirch noch drei Nebenaltär hat zusammenbringen können. Den Hochaltar zu fassen haben Ihro Durchlaucht von Meßkirch 200 Gulden geopfert, woraus aber nur die Bildnussen Melchisedek und Abraham samt den obern Wappen und wenig Saub gefaßt worden. Das übrige hat die Äbtissin fassen lassen. Das Altarblatt vom Hochaltar hat sie malen lassen und hat kost 100 Gulden. Den St. Ursula-Altar hat der Pfarrherr von Urach machen und fassen lassen. Beim hl. Kreuz-Altar hat ein Mägdlein Magdalena Zuckschwert den Schreiner- und Fasserlohn bezahlt. Fürst Joseph Ernst zu Donaueschingen hat ein ziemlich groß zusammenschmelztes Stück Silber geopfert, aus welchem der Hochaltar in der Gnadenkapelle gefaßt worden ist. Den Nebenaltar St. Joseph hat der Pfarrer zu Fürstenberg fassen lassen, den Schutzengelaltar der Geistliche zu Friedenweiler. Die Bildhauer- und Schreinerarbeit bezahlte die Äbtissin.

A, S. 332.

Zum Neubau wurden durch Stiftungen 6900 Gulden aufgebracht und Ziegel, Kalk, Steine, Plattensteine zum Besetzen der Böden, Betten, Bettzeug, Wein usw. beige-steuert. Zur Deckung eines namhaften Teils der Kosten verkaufte die Äbtissin Holz aus dem Klosterwald an die Herrschaft.

A, S. 336 ff.

Daß von der Frau Äbtissin zu Friedenweiler vor die 2 in den großen Altar gehörige Blätter an Bezahlung zu schuldigstem Dank per 100 fl. laut Akkord richtig contentiert worden, bescheinigt
Dillingen, 20. Oktober 1731

Georg Samuel Schilling, Maler¹⁰.
Ecclesiastica.

1737, den 20. Oktober ist Herr Peter Thum von Costanz allhier gewest, weil man ihm noch 150 Gulden schuldig gewest wegen dem neuen Klostergebäu. Da hat die jezige gnädige Frau (M. Josepha Buckeisen) ihn demütigst gebeten, er wolle, weilen das Gottshaus noch so arm, gütig was nachlassen. Den ersten Tag hat er von solchem nichts hören wollen. den andern Tag aber sich überreden lassen und dann 50 Gulden rheim. nachgelassen. Für die gütig verehrten 50 Gulden hat man ihm versprochen, weilen er öfter schon was nachgelassen, daß man ihn in das Totenbuch einschreiben müsse als einen Guttäter des Klosters und für den Todfall die Seelenämter und ein erstes Jahrzeit nachhalten.

D II, S. 20.

1741 wird die Konventsstube unterkellert. Die Arbeit kostet 300 Gulden einschließ-lich den 6 Talern, so Baumeister Peter Thum von Costanz, welcher ohnedem zu Tennenbach gewesen und gleich anhero berufen worden, erhielt.

D II, S. 95.

1741: Fassen des Hochaltars und der zwei Seitenaltäre in der Kirche durch Herrn Antoni Silvester Grestel, Maler zu Schönenbach. Das Fertigstellen des teils schon ge-

¹⁰ Georg Samuel Schilling, Maler in Dillingen, 1695—1757. Von ihm im Dillinger Münster das Hochaltarblatt von 1738 (Hl. Dreifaltigkeit), in der Dillinger Franziskanerkirche das Hochaltarblatt von 1739 (Unbefleckte Empfängnis), die Bilder der Seitenaltäre von 1754 in Breitnau (Maria, Sebastian).

faßten Hochaltars kostet 180 Gulden, das Fassen der beiden Seitenaltäre 240 Gulden. Die beiden Nebenaltäre wurden gerückt und schräggestellt, damit solche gefaßt heller und besser in die Augen fallen.

Meister des Bildes des rechten Seitenaltars ist G. Schilling, des linken: Johann Pfunner¹¹. D II, S. 96.

1744 ist der Hr. Bruder Gottfried von St. Blasien hier gewesen im Sommer. Hat unser schöne silber und verguldte große Monstranz und andere silberne Sachen erneuert, auch die Kirchenglocke wieder völlig erneuert und in guten Stand gebracht, auf dem Thor ein kupfernes Uhrblatt, wie noch zu sehen, gemacht und gemalt, auch das Konventsührlein verehrt zu einem Andenken. Der gn. Frau hat er neue gar schöne Verehrungen gemacht, sonderlich einen schönen Petschierstock. Hat große Arbeit und Mühe gehabt sonderlich mit der Kirchenglocke. Das große Uhrblatt, so uns von St. Peter vom Herrn Prälaten sel. verehrt worden, hat er erneuert und auf den Kirchengiebel außerhalb gemacht. D II, S. 26.

Item in diesem Jahr 1744 haben wir das schöne große Kreuz, das jetzt wirklich noch auf dem Hochaltar, samt der Muttergottes und hl. Johannes, so bei ihm stehen, verehrt bekommen von der Jungfrau Barbara Bosh. Das Kreuz ist ein miraculoses Bild. D II, S. 27.

1745 hat die Frau Äbtissin zu Augsburg den ganz silber und verguldeten Abteistab machen lassen, so kostet 448 fl. rhein. D II, S. 97.

1750: Der Orgelmacher Leonhard Gottlieb Say (Leu aus Augsburg), Bürger und Rathsherr zu Bremgarten in der Schweiz, verpfündet sich mit seiner Frau in das Kloster und schenkt diesem zwei Orgeln, eine in die Kirche und eine in die Kapelle. Deren Fassen kostet in Löffingen 140 Gulden, sonstige Kosten erwachsen 60 Gulden. D II, S. 50 f.

1751 Beschaffung eines neuen Heiliggrabes, 1752 einer neuen Krippe, 1754 neuer damastener Fahnen, 1758 zweier Glocken bei Johann Leonhard Rosenlächer in Konstanz, 1765 Kauf einer kleineren Monstranz in Dillingen (für 428 Gulden).

D II, S. 95 f.

1776 hat die Frau Äbtissin Benedikta die Kanzel in der Kirche fassen lassen durch Herrn Faßmaler Matthis Thoma, in der Rotwasserglashütten Saigemer Pfarrei seßhaft¹². Der Akkord war 105 Gulden rhein. für Diskretion und das Essen und Trinken. Herentgegen hat er alles an Gold, Firnis, Farben etc., was immer für Namen, in seinen Kösten beizuschaffen, ausgenommen — da der Hut an der Kanzel erweitert worden, auch der Kranz erst darzugemacht durch ihn selbst, weil er auch ein Bildhauer zugleich war — hat man müssen dem hiesigen Schreiner, da er an der Schreinerarbeit gemacht, selbe Tag den Taglohn geben. Hernach hat dieser Schreiner ihme, dem Faßmaler, allezeit geholfen, die Farben gerieben, helfen schleifen etc. Der Faßmaler hat ihn müssen befriedigen. Die gn. Frau hat ihm das Essen bei denen Handwerkern geben. Der Faßmaler hat an Werktagen allezeit in der Redstube gegessen und über Tisch ein halb Maß Konventwein gehabt. An Sonn- und Feiertagen hat er auf der Abtei gespeist. Er hat an der Kanzel angefangen den 22. Juni und hat daran gearbeitet bis den 12. September, wo sie vollkommen hergestellt war. Und ist selbe mit 105 Gulden rhein. bezahlt worden. Vor die Diskretion hat die gn. Frau ihm geben, weil der Kranz an der Kanzel nicht im Akkord war und doch vieles Gold an selben ist, auch

¹¹ über Pfunner (1716—1788) vgl. Hermann Ginter, Südwestdeutsche Kirchenmalerei des Barock, Augsburg 1930, S. 105—117.

¹² Weitere Faßarbeiten Thomas sind in Breitnau belegt. Dort faßte er 1775 einen Seitenaltar, 1779 den Hochaltar. Als Herkunftsort des Meisters wird in Breitnau Falkau angegeben.

da er ihr zur Ehr onwissend und ohnbegehrter ihr Wappen geschnitzet, gefaßt und an die Kanzel hingemacht, 14 Gulden 40 Kreuzer, auch einige Klosterfrauen geschenkt bei 3 Gulden Wert. Er hat sich höflich bedankt, ist wohlzufrieden gewesen.

Da die gn. Frau der Muttergottes in der Gnadenkapell ihre tägliche Kron durch obigen Fasser hat neu fassen lassen, ist vor selbe insbesonder bezahlt worden 2 Gulden 24 Kreuzer und vor das Gänglin, wo wir auf den Thor gehen außerhalb, Anstreichen 7 Gulden rhein. D III, S. 71.

Die Äbtissin M. Benedikta, gestorben am 27. Februar 1790, fand ihre letzte Ruhestätte auf der linken Seite, gleich wie man in die Kapell geht, beim St. Schutzengel-Altar, neben der Frau Äbtissin M. Ursula selig. D III, S. 134.

Der heutige Bau zeigt im wesentlichen noch die Züge, die ihm Peter Thumb gab, wie die im F. F. Archiv von seiner Hand erhaltenen Pläne ausweisen. Die im Lauf der beiden Jahrhunderte und neuerdings in den verflossenen Jahrzehnten durchgeführten zweckbedingten Umbauten haben die Barockanlage in erfreulichem Ausmaß geschont.

Das „Schloß Friedenweiler“, wie der ehemalige Klosterbau irrtümlich oft genannt wird, bildet mit der Kirche ein Rechteck. Die Ecken des Wohntrakts betonen Pavillons. Im Parallelbau zur Kirche, dem Südflügel, entspricht ein Mittelrisalit deren Querschiff. Die in den Klosterkörper einbezogene „Gnadenkapelle“ von 1685 in der Südostecke, ein Raum durch zwei Stockwerke, den Peter Thumb so vergrößerte, daß er etwa dem Kirchenschiff an der diagonalen Ecke gleichkam — diese Anlage ist völlig umgebaut worden, vermutlich im vorigen Jahrhundert, als die Wallfahrt in Vergessenheit geriet. Die Madonna, die einst fromme Beter von weither zu ihren Füßen sah, wurde in der Kirche, der heutigen Pfarrkirche, aufgestellt.

Peter Thumb oder Thum?

Zum Raten um den Namen des Baumeisters

Don Joseph C. Wohleb

In den mittelalterlichen Urkunden und Akten, mehr noch in den Kirchenbüchern, die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts allgemein geführt wurden, haben die gleichen Familiennamen die unterschiedlichsten Formen. Die Unterschiede gehen so weit, daß es oft einem Rätseln gleichkommt, wenn man über ein Jahrhundert hinweg einem Familiennamen nachgeht — ein Duzend verschiedener Schreibarten ist keine Seltenheit.

Die Kirchenbücher wurden von Geistlichen geführt. Der Eintragende, der Pfarrherr, verzeichnete, da ihm schriftliche Unterlagen natürlich fehlten, die Namen so, wie er sie hörte und vorgetragen bekam. Die dialektischen Färbungen der Heimatlandschaft schwangen ebenso mit wie jene der Landschaft, in welcher er gegenwärtig amtierte.

Die Orthographie ließ dem Schreibenden einen weiten Spielraum — das 18. Jahrhundert überbietet sich in der Anhäufung von Konsonanten in jedem Alltagswort, vollends in Eigennamen. Und die Männer, die vor dem Pfarrherrn saßen, um die Geburt eines Kindes eintragen zu lassen oder ihre Heirat oder den Tod eines Angehörigen anzeigten, mögen, da sie in der Regel des Schreibens ungewohnt waren, zur Namensschreibung nicht viel zu sagen gewußt haben.

Sie deshalb für „ungebildet“ zu halten, wäre gründlich verkehrt. An unsere Frage näher heranzukommen — die Barockmeister etwa schrieben zwar, wie ihre Verträge, ihre Mitteilungen dartin, eine uns seltsam anmutende Orthographie, im allgemeinen so, wie sie sprachen — was oft Rückschlüsse auf ihre Herkunft gestattet. Ihre sachlichen Niederschriften indes, ihre Entwürfe, zeigen, daß sie mit der Feder vorzüglich umzugehen verstanden. Auch wenn sie, wie es scheint, ihren Namen einmal so, ein andermal so schreiben ließen oder sogar selbst ihn verschieden schrieben.

Umstritten ist neuerdings der Name des Meisters, dem wir gerade bei uns eindrucksvolle Kloster- und Kirchenbauten verdanken: P e t e r T h u m b.

Die Liste seiner Werke will schier kein Ende finden¹. Eine Zusammenstellung der bis jetzt bekannten möge hier dargeboten werden:

1708/15 und 1719/27 E b e r s m ü n s t e r (Unterelsaß): Benediktinerabtei Kirche und Kloster

1708 Kirchen- und Klosterbau, nach Zerstörung durch Blitz 1718 Neubau der Kirche²

¹ Gute Übersichten geben:

Rudolf Werneburg, Peter Thumb und seine Familie; Straßburg 1916.

Ludwig Schnepf, Die Baugeschichte des Klosters St. Peter; Freiburger philosophische Dissertation 1923, ungedruckt.

Adolf Hacker, Peter Thumb und das Dorarlsberger Münsterschema; Schr. Bodensee 68, 1941/42, 7—22.

² Hermann Ginter, Die Kirche von Ebersmünster; Oberrheinische Kunst X, 1942, 151—170.

- 1718/36 E t t e n h e i m m ü n s t e r : Benediktinerabtei
Klosterbau, Umbau der Kirche, Neubau der Landlinkapelle, Amtshaus,
Pfarrhaus³
- 1722 S c h u t t e r n : Benediktinerabtei
Kirche
Neubau des Turms
- 1724/34 L i c h t e n t a l : Zisterzienserinnenabtei
Kirchenausbau und Kloster
1724 Bau des Frauenchors der Klosterkirche, 1728/34 Neubau des Konvent-
und Abteigebäudes⁴
- 1724/36 S c h w a r z a c h : Benediktinerabtei
Kloster und Kirche
1724/29 Klosterbau, 1727 Umbau des Kirchturms, 1728 Abbruch und Neubau
der Klostermühle
- 1724/42 S t . P e t e r : Benediktinerabtei
Kirche und Abtei
1724 Abbruch von Kirche und Turm, 1727 Fertigstellung des Neubaus, Ge-
samtplanung, 1738 Beginn des Bibliothekbaus, 1752 Beginn des Klosterbaus
von Hans Willam⁵
- 1725/31 F r i e d e n w e i l e r : Zisterzienserinnenabtei
Kirche und Kloster
1725 Umbau der durch Brand beschädigten Kirche, 1726 Beginn des Kloster-
neubaus⁶
- 1726/33 F r a u e n a l b : Benediktinerinnenabtei
Kirche, westlicher Konventflügel⁷
- 1726/43 T e n n e n b a c h : Zisterzienserabtei
Kirche und Kloster
- 1727/28 S c h l e t t s t a d t : Benediktinerkloster
Arbeiten an „Kirche und Haus“
- 1728/30 G ü n t e r s t a l : Zisterzienserinnenkloster
Kirche und Kloster
- um 1748 K ö n i g s b r ü c k (Unterelsaß): Zisterzienserinnenkloster
Klosterbau
- 1731/32 W i p p e r t s k i r c h bei Waltershofen: Propstei von Schuttern
Wohnbau
- 1732/34 W a l d k i r c h : Chorherrenstift
Kirche⁸
- 1737/42 S t . T r u d p e r t : Benediktinerabtei
Klosterbau

³ Adolf Hacker, Etenheimmünster; 1938.

⁴ Kunstdenkmäler Badens XI, 1, 1942, 425, 430.

⁵ Ludwig Schneyer; vgl. Fußnote 1.

Hermann Ginter, Kloster St. Peter; 1953. Derselbe in „Kunstführer“ (Schnell & Steiner)
Nr. 561.

⁶ J. L. Wohleb, Zur Bau- und Kunstgeschichte des Klosters Friedenweiler; Schauinsland 74,
1956.

⁷ Karl Obser, Beiträge zur Baugeschichte des Klosters Frauenalb; ZGORh. N. F. 33, 1918,
212—269.

⁸ Hermann Rambach, Die Wiederinstandsetzung der St.-Margareten-Kirche in Waldkirch;
Waldkircher Volkszeitung 1952, Nr. 17 f.



Peter Thumb, 1681—1766

1739/42 St. Ulrich : St. Petrinisches Priorat
Kirche und Pfarrhaus

1746/50 Birnau : Zisterzienserpropstei
Kirche und Kloster⁹

⁹ Hans Möhrle, Die Zisterzienser-Propstei Birnau; 1920.

Hermann Ginter, Kloster Birnau; 1949. Derselbe in „Kunstführer“ (Schnell & Steiner)
Nr. 435/36.

- 1747 Sölden: St. Petrinische Propstei
Wiederherstellung des durch Brand zerstörten Chors der Kirche, 1752 Umbau
durch Hans Willam
- um 1748 Hilzingen:
Pfarrkirche
- 1750/52 Mundelfingen:
Pfarrkirche¹⁰
- um 1750 St. Gallen: Stiftskirche
Mitarbeit
- 1753/54 Tiengen am Hochrhein:
Pfarrkirche¹¹
- 1727 Bau des Mühlesaaes in Rheinau (mit seinem Schwager Franz Beer)
- von 1732 an alljährliche Überprüfung sämtlicher Teile des Münsters in Konstanz
- 1734 Bau der Rheinmühle in Konstanz
- 1753/54 Bau eines Domherrenhofes in Konstanz
- 1776/78 Kiechlinsbergen: Propstei des Klosters Tennenbach
Erbaut vermutlich nach Plänen Thumbs¹².

Der, wie wir sehen werden, 1681 Geborene verschied im Alter von 85 Jahren am 4. März 1766 in Konstanz, wo er, der Dorarlberger, eine zweite Heimat gefunden hatte und hohes Ansehen genoß. Bei St. Stephan fand Peter Thumb seine letzte Ruhestätte.

Thumbs Porträt zeigt einen Mann mit großen, klugen Augen und energischen Zügen. In der Rechten hält er Zirkel und Papier. Der Zirkel kehrt in seinem Wappen wieder: im Schild steht ein nach rechts aufgerichteter Löwe mit einem Stab in den Pranken. Die Helmzier weist einen Steinbock mit Zirkel auf.

Die Schreibung des Namens des Meisters ist neuerdings, wie gesagt, umstritten. Schule macht, wie es scheint, die Auffassung A. Hackers, die Schreibung Thumb sei falsch, der Name müsse Thum geschrieben werden. Die in letzter Zeit mehrfach angewandte Auslegung begründet Hacker („Ettenheimmünster“, 1938, S. 114): „Thum wurde in der Literatur verschiedenartig geschrieben, meistens ‚Thumb‘. Thum selbst schrieb sich ohne ‚b‘. Das sei Anlaß, weder Thumb, Dumb noch Tum, sondern nur ‚Thum‘ zu schreiben. Das ‚B M‘ hinter seinem Namenszug dürfte die Abkürzung von Bau-Meister sein.“ — In der 1941/42 gedruckten Übersicht „Peter Thumb und das Dorarlberger Münster-schema“ greift Hacker selbst auf die Schreibung „Thumb“ zurück; er bezeichnet sie als „wünschenswert“.

Betrachten wir auf die Schreibung hin das Auftreten des Barockmeisters in den Akten des F. F. Archivs in Donaueschingen. An zwei Stellen können wir nachblättern: in den Friedenweiler Klosterakten und in den Akten über den Kirchenbau in Mundelfingen von 1750/52.

Unter den Vertrag mit der Äbtissin Maria Ursula über die Neuerrichtung der Klosterkirche in Friedenweiler, die mitsamt dem ganzen Klosterbau ein Feuer völlig ausgebrannt und teilweise niedergeworfen hatte, setzt der Baumeister am 15. Juli 1725 seinen Namen mit dem Schwänzlein, das Hacker als „B M“ = Bau-Meister deutet. Der Vertrag des Klosters über den Bau des „Kapellen- und Klosterstockes“ vom 8. März 1728 dagegen wird abgeschlossen mit „Peter Thumb, Baumeister“. Hier ist der Name also eindeutig auf Thumb festgelegt.

¹⁰ Joseph L. Wohleb, unveröffentlichtes Manuskript.

¹¹ Hans Krüger, Die Baugeschichte der katholischen Pfarrkirche zu Tiengen; 1947.

¹² R. v. Freyhof, Breisgauer Herrenhäuser; 1939, S. 40.

Zu fainwiler
 Anno 1726
 den 6 Junis
 Johannes Thum

Thumbs Unterschrift
 unter den Frieden-
 weiler Vertrag von
 1725.

dem von selbst den 17ten Junis
 den 17ten Junis 1747

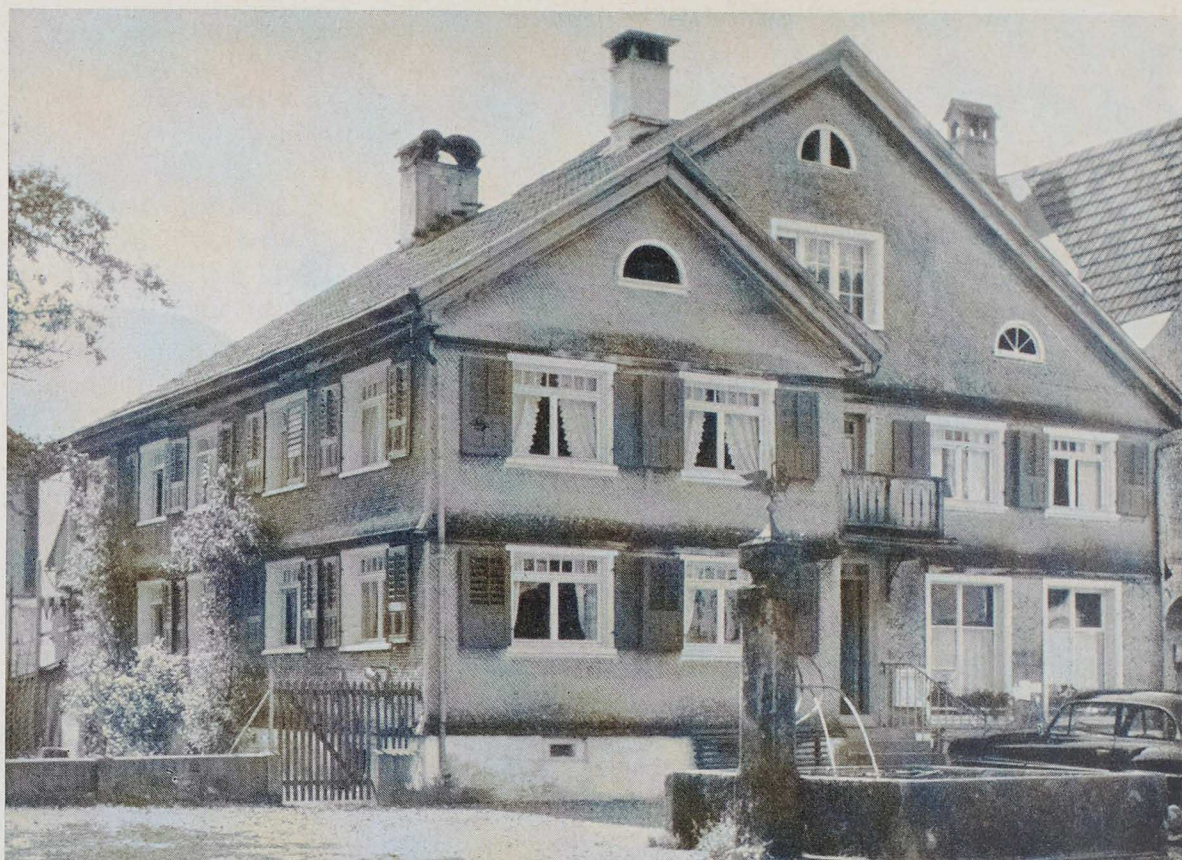
Johannes Thum
 Louis Meißner von
 Costanz.

Thumbs Unterschrift
 unter das Mundelfinger
 Gutachten von 1747

Taufbucheintrag

Am 17ten Junis 1747
 die is
 Xbris

M. Meißner Thum Thum Thum
 fainwiler ein Kind getauft, das
 anders, paterius Inno Jofann
 Bandmann, paterina Anna



Thumbs Geburtshaus in Bezau

Aber — daneben erscheint in den gleichen Akten auch die Form „Thum“! So in dem Chronikeintrag vom 26. Juni 1725 ff. (Thumm), den Chroniknotizen vom 22. Juni 1726, 20. Oktober 1737 und 1741 (Thum).

Das heißt zum mindesten, daß der Meister im allgemeinen zwar als Thum angesprochen wurde, sich selbst aber Thumb nannte, Thumb unterschrieb und der Schnörkel nicht BM = Bau-Meister heißt.

Der Taufbucheintrag — ich verdanke die Fotokopie wie auch die Aufnahme des — inzwischen mehrfach umgebauten — Geburtshauses Thumbs der Liebenswürdigkeit des Herrn Direktors E. Kloß, des verdienten Leiters der Kinderheilstätte Friedenweiler, der sie vom Pfarramt Bezau in Vorarlberg erbeten hatte — der Taufbucheintrag ähnelt der Hackerschen Version — aber er unterliegt den eingangs angedeuteten Gesetzen!

Im Taufbuch steht: „Ao 1681, die 18 decembris. M. Michel Thuemen und Christina Feürstainin ein kindt getauft, dessen namen Petrus. Patrinus Herr Johann Waldner, Landamman, patrina Anna Waldnerin“.

Doch wieder zu den Donaueschinger Akten! Sie berichten uns auch über den Kirchenbau von 1750/52 in Mundelfingen in der Baar — dem Meister, der in jenen Jahren zu den „Großen“ zählte, schien es nicht unter der Würde, eine kleine Dorfkirche zu bauen!

Sein Gutachten vom 19. September 1747, in dem er sich über den Zustand der (alten) Kirche äußert, unterschreibt der Meister

Peter Thumb
bauw Maister von Costanz.

Auch der eine und andere Brief ist einwandfrei mit „Peter Thumb“ unterschrieben. Das Handzeichen hat ein klares, unverschörkeltes b, nicht das häufige als B M bezeichnete Geschnörkel. Und während Thumb gewöhnlich deutsch schreibt, liegt bei diesen Akten auch eine lateinisch geschriebene Unterzeichnung: „Peter Thumb“ (Anforderung von Baumaterialien). Sie fällt aus dem Rahmen, und man kann sich fragen, ob diese Unterschrift eigenhändig oder etwa in Thumbs Abwesenheit vertretungsweise geschrieben ist. Zahlreiche Buchstabenformen indes sprechen dafür, daß der Brief vom Meister selbst herrührt, die Unterschrift somit als Original zu gelten hat.

Die objektive Überprüfung des Materials, das das Donaueschinger Material an die Hand gibt, legt nahe, den Meister nach wie vor als T h u m b in der Geschichte des barocken Kloster- und Kirchenbaus weiterzuführen. Diese Form ist zweifellos die vom Meister selbst angewandte.